

Alfred Lang

Grundfragen einer Psychologie von ausen

**Entwürfe für ein komplementäres
Lernbuch**

in Form von Studienunterlagen für eine Lehrveranstaltung
mit Konzentration auf die Gebiete der Speziellen
Psychologie

unter Mitarbeit von Daniel Slongo

Sommersemester 1989

Zeitplan für SS 1990

- 20.4. Einstieg und Methodisches
- 27.4. Repetition Personaspekte: Funktionskreis der allg. Psych.: W G H, K L M A P
- 4.5. Ergänzung: Sekundäre (reflexive) Systeme: Selbst, Erleben, Sprache, bildl. Vorstellung

Gebiete der speziellen Psychologie:

a) Fokus auf Weltaspekte: das "Ökologische":

- 11.5. Umweltpsychologie: Fragen nach der psychol. Bedeutung der physischen Umwelt
- 18.5. Sozialspsychologie: Fragen nach der Rolle der Anderen
- 25.5. Kulturpsychologie: Fragen nach dem M-U-Bedeutungssystem

b) die speziellen Betrachtungsweisen:

- 1.6. Biologische Psychologie: Fragen nach den organismischen Grundlagen
- 8.6. Entwicklungspsychologie: Fragen zum Wandel des Psychischen in der Person
- 15.6. Differentielle Psychologie: Fragen zum Vergleich zwischen Individuen, Gruppen, Arten
- 22.6. Pathopsychologie: Fragen nach Funktionalität und Dysfunktionalität

wertbezogene Betrachtungs- und Handlungsweisen

- 29.6. Fragen der psychologischen Praxis: Beschreiben, Verstehen, Bewerten
- 6.7. Bewertungsmodelle der psychologischen Praxis: Verhüten, Heilen, Verbessern
- 13.7. Abschluss

Studienkontrollen

Es gelten die Grundsätze der **Handpostille für Studierende**, Gruppe Lang (1989). Im besonderen werden die folgenden Formen angeboten. In beiden Fällen Ergänzung durch Rückmeldungsgespräch nach Bedarf. Abgabetermin: spätestens Semesterende.

kleine SK im Rahmenstudium (Kombinat von 2.7.1.1.6 und 2.7.1.1.7):

Vorbereitung und Aufarbeitung einer Filmsession

Nach Studium des Wochentextes den Filmausschnitt visionieren und in der Session den Mitstudierenden in einem 5-10 Min.-Referat "zeigen", inwiefern die Filmszene den jeweiligen Inhalt illustrieren kann. Die anschließende Diskussion aufnehmen und ihr Ergebnis zusammen mit dem Inhalt des Referats auf 2-3 Seiten wiedergeben.

grosse SK im Rahmenstudium *oder* kleine SK im Fachstudium spez. Psych.
(ähnlich 2.7.1.1.3):

Schriftlicher Vorlesungsbericht über ein Gebiet der speziellen Psychologie im allgemein psychologischen Zusammenhang

Eines der Wochenthemen aus der speziellen Psychologie anhand der Literatur unter besonderer Berücksichtigung seiner Integration mit dem Funktionskreis der allgemeinen Psychologie und der personinternen Funktionen weiter ausführen. Umfang bis 10 Seiten.

Organisatorisches

Meine Texte als Studienunterlagen, ihr Status, der Umgang mit ihnen

Die Texte sind im Stadium des Entwurfs, oft fragmentarisch. Falls nötig zitieren als "Grundfragen der Psychologie, Vorlesungsunterlagen Psychol. Inst. Univ. Bern, SS 1990".

Die Veranstaltung dazu

Erläuterungen zur "Verortung" der Textfragmente

Ich setze gründliches Studium der jeweils eine Woche im voraus abgegebenen Unterlagen voraus und werde den Inhalt nicht noch einmal wiedergeben, wohl aber versuchen, das Gebiet und seine Grundfragen und Antwortenansätze noch deutlicher, als dies schriftlich möglich ist, in seinen Zusammenhang zu stellen.

Fragenbeantwortung als Klärung des Schwer- oder Unverständlichen

Im zweiten Drittel der Doppelstunden erwarte ich Ihre aktive Teilnahme. Machen Sie mich auf Ihre Verständnisschwierigkeiten aufmerksam, damit ich versuchen kann, auf der Stelle oder später das Geschriebene zu klären, zu verbessern.

Film-Diskussionssession zur Vertiefung des Verständnisses

Vorführung einer kurzen Filmszene. Einführendes Referat eines/r Studierenden (vgl. Studienkontrolle). Diskussion. Ziele:

- das neue Gebiet in Verbindung mit der (Alltags-)Realität bringen
- die Abstraktionen der begrifflichen Konstruktionen versuchsweise aufheben
- erfahren, wie sehr die Gebiete untereinander vernetzt sind
- ahnen, dass die ganze Psychologie eigentlich in jeder Lebensepisode steckt
- den Bezug jeder Lebensepisode auf Vorher, Nachher, Anderswo, Konkretes, Vorgestelltes, etc. vollziehen
- wiederholt sehen bis zum "Überdruß" – das Sehen wird zunehmend feiner, interessanter

Weiterführende Literatur

Die Unterlagen sind im Zusammenhang mit Literatur zu den Gebieten zu lesen. Ausgewählte Angaben werden laufend an Ort und Stelle gemacht. Bei Semesterabschluss wird eine ergänzte Liste hergestellt werden. Auch ein Stichwortregister zur leichteren Erschliessung des Ganzen ist geplant.

Inhaltsverzeichnis

I	Übergeordnete Ziele	1
1.	Wie die Kinder: fragen, fragen, fragen... ..	1
1.1.	Risiken und Chancen des Fragens, allgemeine Vorgehensweise	1
2.	Wege zum fruchtbaren Fragen.....	3
2.1.	Über das Fragen	3
3.	Ausgangsfragen, Hintergrundsfragen.....	4
3.1.	Was ist, was oder wer bin ich, sind wir? — Ontologie	4
3.2.	Wie, was können wir über das, was ist oder wirkt, erfahren? — Erkenntnistheorie	6
3.3.	Wie können wir solche Erfahrungen ordnen, sichern, be- und verwerten? — Wissenschaftstheorie	8
4.	Frage.....	9
4.1.	Wie können wir fragen? — allg. Methodologie	9
5.	Das Fragen auf den Menschen bezogen.....	12
5.1.	Was ist der Mensch? — Anthropologie	12
5.2.	Wie können wir Menschen im handelnden Umweltbezug verstehen, erklären? — Psychologie	12
6.	Überblick über die psychologischen Grundfragen	13
6.1.	Konstruktion eines Ganzen in Teilen	13
6.2.	Die Teile	14
6.3.	Die Organisation der Abschnitte	15
II	Rekapitulation der allg. Psychologie	17
1.	Zusammenstellung der Fragen der allgemeinen Psychologie.....	17
2.	Sekundärsysteme der Person.....	29
IV	Weltaspekte — Ökopsychologie.....	51
1.	Allgemeines zu Ökologischen Psychologie.....	51
1.1.	Historische Hinweise	51
1.2.	Ökopsychologie als Fach und als Perspektive	52
1.3.	Psychologische Ökologie	53
1.4.	Gliederung der Ökopsychologie	55
2.	Umweltpsychologie.....	58
2.1.	Orientierung	58
2.2.	Konzeptualisierungen des M-U-Bezugs	59
V.	Sozialpsychologie	65
1.	Was ist Sozialpsychologie?.....	65
2.	Themen	66
2.1.	Einstellung	67
2.2.	Interaktion	67
2.3.	Gruppen	68
2.4.	Sozialisation	69
3.	Ausgewählte Themen	69
3.1.	Attribution	69
4.	Zum Verhältnis zwischen Individuum und sozialem Verband	72
5.	Theorien in der Sozialpsychologie.....	75

VII. Organismische Grundlagen — Biologische Psychologie	93
Spezielle M-U-Aspekte.....	93
1. Können wir Existenzbereiche betreffend Seele und Hirn unterscheiden?	93
2. Zum Verhältnis biologischer und psychologischer Betrachtungsweisen.....	95
3. Innerorganismische Fragen oder wie konstruiert sich der Funktionskreis biologisch?.....	97
4. Organismusübergreifende Fragen oder wie kommt es zur Art Mensch?	99
VIII. Wandel in der Zeit — Entwicklungspsychologie	101
1. Zum Entwicklung.....	101
2. Entwicklungsweisen	105
2.1. formale Reihungsmöglichkeiten	105
2.2. Entwicklungsverlauf	106
2.3. Entwicklungsformen	107
2.4. Entwicklungsbedingungen	109
3. Evolution	109
3.1. Kosmogense bzw. Naturgeschichte	109
3.2. Phylogense bzw. Lebens- oder Artengeschichte	109
3.3. Onto- oder Psychogense bzw. Individualgeschichte	111
3.4. Kulturgense bzw. Gesellschaftsgeschichte	113
4. Zur Geschichte der Entwicklungspsychologie.....	113
4.1. Kindheit und Jugend	113
4.2. Lebenslange Entwicklungspsychologie	113
4.3. Beschreibung und Verständnis im Verhältnis zur Normentwicklung	113
5. Aufgaben	113
5.1. Deskription: wie verläuft ER?	113
5.2. Prädiktion (oder Korrelation): in welchem Rahmen verläuft ER?	114
5.3. Determination (oder Explikation im besonderen Fall): worauf beruht gerade diese ER?	114
5.4. Explikation (im allgemeinen Fall): worauf beruht dieser Typ von ER im allgemeinen?	114
5.5. Variation (—> Präskription): wie ist die Variabilität dieser ER?	114
5.6. Relevanz: was bedeutet diese ER?	115
6. Erklärungsversuche von Entwicklung	115
IX. Unterschiede — Differentielle Psychologie	117
1. Individualität und Gleichheit	117
1.1. Zwei Wege zur Erkenntnis von Einmaligkeit	117
1.2. Ursprung der Individualität	119
1.3. Ursprung der Idee der Gleichheit beziehungsweise von Typen oder Klassen	119
1.4. Politische Bedeutung von Gleichheit und Individualität	119
1.5. Die persönliche und die allgemeine Individualisierung	120
2. Individualität als interindividuelle Differenz.....	121
2.1. Typen versus. Merkmale	121
2.2. Sterns zweidimensionales Methodenschema	121

2.3.	Die Problematik der Erfassung von Merkmalen als Personcharakteristika	123
2.4.	Differentialpsychologie im Zusammenhang mit der Allgemeinen und der Entwicklungspsychologie	124
2.5.	Das Dilemma zwischen Stabilität	125
3.	Vergleichende Psychologie oder die relativen Unterschiede.....	126
X.	Dysfunktionalität — Pathopsychologie	127
1.	Faktisches und Normatives.....	128
1.1.	Funktionalität	128
1.2.	Funktionalität als Norm	129
2.	Pathopsychologie vs. Psychopathologie.....	131
2.1.	Psychopathologie und Psychiatrie	131
2.2.	Pathopsychologie	131
3.	Gliederung der Psychopathologie	132
3.1.	Phänomenologie von Dysfunktionen	132
3.2.	Träger der Dysfunktionen	133
3.3.	Klassifikation oder Nosologie	133
3.4.	Diagnostik	133
3.5.	Epidemiologie	133
3.6.	Ätiologie	133
3.7.	Intervention	133
3.8.	Prävention	134
4.	Politik der Normalität	134
4.1.	Foucaults These vom verweigerten Dialog: Psychiatrie als Herrschaftsform	134
4.2.	Antipsychiatrie als Emanzipation des Individuums	135
4.3.	Das kreative Potential der Abweichung	136
XI.	Nutzung der Psychologie — Psychologische Praxis	137
1.	Psychologische Praxis oder Technik als institutionelles Handeln.....	137
2.	Praktisch-psychologische Tätigkeiten und ihre	140
2.1.	Erfassen oder Beschreiben von Menschen in Situationen (zB. psychologische Diagnostik)	141
2.2.	Verstehen: in einen Zusammenhang bringen, Bedingungen und Folgen aufzeigen, zB Deuten	142
2.3.	Erklären: Ursachen und Wirkungen aufzeigen, zB Vorhersagen können	143
2.4.	Bewerten	143
2.5.	Eingreifen (Intervention: Bewirkenkönnen, Vermeidenkönnen)	143
3.	Praxis als Wertsetzung oder was wollen wir mit psychologisch begründetem Handeln erreichen?	143
3.1.	Modelle der Nutzung von Psychologie	144
3.2.	Typen von psychologischer Praxis	144
4.	Praxis als Wirkungen oder was kommt beim psychologisch begründetem Handeln heraus?.....	145

XII. Rückblick — was charakterisiert diese fragende	
Psychologie von aussen	147
1. Semiotisches	147
1.1. Das Ernstnehmen der Erkenntnis über Wahrnehmung	148
1.2. Existentialbeziehung, Genesereihe auf Ebene Information	149
1.3. Prinzip der partiellen, reflexiven Verdoppelung	149
2. Ökologisches.....	150
2.1. Biologes, Psychologes, Soziologes als Betrachtungsebenen (nicht Sachklassen)	150
2.2. Kultur als Fortsetzung von Natur über Menschen	150
2.3. Die “concrete mind” Heuristik	150
3. Ethik.....	150
3.1. Wissenschaft als Teil vom Leben als Teil der Natur	150
3.2. Menschenbild	150
4. Nebenpunkte oder meine “Hobbies”.....	151
5. Hinweise zur Verortung der semiotisch-ökologischen Psychologie	151
5.1. Vergleich mit Behaviorismus	151
5.2. Vergleich mit Naturwissenschaft	152
5.3. Vergleich mit Geisteswissenschaft	152
Index	155

I Übergeordnete Ziele

Fragen

1. Wie die Kinder: fragen, fragen, fragen...

Junge Menschen im Alter von 4, 5, 6 Jahren stellen unendlich viele **Fragen**: was ist das und jenes, und warum ist das so und nicht anders? In der Schule ersetzen wir dann leider das Lernen durch Fragen mit einem Lehr-Programm systematisierten Wissens; und das ist auch noch so in der akademischen Bildung und darüber hinaus.

Lehrbücher eines Faches stellen dieses systematisierte Wissen dar. Sie sind, so scheint mir, in der Psychologie in besonders dummen Masse enzyklopädisch geworden. Solche Lehrbücher (vgl. die Liste im Literaturverzeichnis) neigen dazu, die Studierenden mit einer Fülle von Stoff zu beliefern, ohne dessen Stellenwert ausreichend klar zu machen oder gar die nötigen Instrumente zu seiner Beurteilung mitzugeben. Dieses Fach leidet daran, dass es in einer Epoche, dem 20. Jahrhundert, gross geworden ist, in der viele Tausende von Wissenschaftlern nicht nur zum Fach beizutragen versuchen, sondern auch darauf angewiesen sind, sich zwischen diesen Tausenden zu profilieren. Der unübersehbare **Pluralismus** des Faches, also die Vielfalt der von je verschiedenen Gesichtspunkten ausgehenden Ansätze, mag eine plausible Begründung aus der Natur seines "Gegenstandes" beziehen. Er ist aber wohl auch ein Ausdruck einer gesellschaftlichen Situation von Wissenschaft heute.

Anders als ältere Disziplinen, deren **Grundlegung** von wenigen, umfassend gebildeten Gelehrten in intensivem Austausch geleistet worden ist — man denke an die Akademien und die Briefwechsel des 18. und des 19. Jahrhunderts — erscheint unser Fach in seiner Literatur als ein chaotisches Kommen und Gehen von Strömungen, mal von einer Methode, mal von einer Idee, mal von einem Anwendungsbedürfnis ausgelöst, nicht selten ein längst durchdiskutiertes Problem neu aufgreifend, in der Regel rasch nach unerfüllten Erwartungen wieder ins Dunkel der Archive abgelegt. Für junge Menschen, die nach Orientierung verlangen, eigentlich unzumutbar — umso mehr, als es vermeintlich um ihr Ureigenstes, das Verstehen ihrer selbst, gehen sollte! Ich hoffe hier etwas zu helfen, indem ich das Fragen ins Zentrum stelle, das Fragen aber so organisiere, dass eine sinnhafte **Grundstruktur** des Faches aufscheint, welche verschiedenen Ansätzen einen Ort in einem Zusammenhang geben kann. In dieser Veranstaltung möchte ich mich also sozusagen *nach dem Grund des Faches durchfragen*. Insofern ich seine Leser mit meinem Fragen zu eigenem Lernen auffordere, komplementiert es als **Lernbuch** die Lehrbücher.

1.1. Risiken und Chancen des Fragens, allgemeine Vorgehensweise

Auch der psychologisch interessierte Laie — fast jedes Gespräch mit Gebildeten enthüllt irreführende Verallgemeinerungen von psychologischen Partialsichten, meist zufällig gewonnenen — könnte einen verzweifeln lassen am bisherigen Unvermögen der Psychologie, sich als jene Wissenschaft angemessen im öffentlichen Denken geltend zu machen, welche nach der vorherrschenden Beschäftigung mit der Natur und mit dem Leben einen zentralen Platz in einer Gesellschaft einnehmen sollte, welche die Einmaligkeit des Individuums über alles betont und in welcher das soziale und kulturelle Handeln nicht mehr durch Tradition, sondern durch Entscheidungen jedes Einzelnen geregelt werden soll. Die Psychologie scheint dem Gebildeten wie dem Psychologen zwischen den Fingern zu zerrinnen, sei es infolge dieses unvermeidlichen Pluralismus, sei es weil halt jeder, Psychologen nicht ausgeschlossen, auch ohne Fachstudium ein Psychologe ist. Ich möchte also versuchen, **mein Bild von der Psychologie** mit grundsätzlichem und gründlichem Fragen einzukreisen. Jeder Leser muss sich dann allerdings **sein eigenes Bild erarbeiten**; das Studium weiterführender Literatur und Dialoge

mit anderen Kennern und Liebhabern sind dazu unerlässlich. Hier ist nur ein Stadtplan, gezeichnet von einem, der in dieser Stadt schon einige Zeit herumgeht; weiterfragen, schauen, vermuten, staunen, bewundern, kritisieren und seine Einordnung davon machen muss jeder Leser und jede Leserin selber. Das bedarf einer Anstrengung; denn es geht ja um das, worauf der Stadtplan in all seinen notwendigen Abstraktionen nur verweist. Obwohl Leser mit wenigstens minimalen psychologischen Fachkenntnissen mehr lernen können, weil sie das Gesagte mit weiteren Inhalten anreichern können, dürfte das Buch auch Nichtpsychologen den Zugang zu diesem Fach erschliessen helfen.

Bücher wie dieses schreibt man jedoch nicht nur aus didaktischen Motiven, sondern vielleicht nicht zuletzt auch, um sich selber über die Einbettung dessen klarer zu werden, was man so lange und so intensiv betreibt. Auch seinen Mitarbeitern und Studierenden möchte man eine Hilfe geben beim Entdecken und Rekonstruieren eines durchgehenden Gewebes der verschiedenartigen Äusserungen, die man im Laufe der Tage und Jahre macht. Um ein Stichwort zur Bezeichnung dieses Ansatzes gebeten, will ich ihn *semiotisch-ökologisch* nennen.

- (a) Wenn der Ausdruck **ökologisch** in den vergangenen zwei Dekaden in den Profilierungsprozessen unserer Zivilisation nicht eine zu enge Bedeutung angenommen hätte, könnte ich mich damit etwas leichter tun. Das inhaltliche Ziel meines Fragens gilt der Bedeutungsklä- rung der *Psychologie als einer ökologischen Wissenschaft*; einer späteren Arbeit muss vorbehalten bleiben, den Fragen der ökologischen Psychologie als solcher, nämlich dem Verständnis des **handelnden Mensch-Umwelt-Bezugs**, nachzugehen. Dass dies nicht wenig mit Fragen des *Menschenbildes* zu tun hat, wird hoffentlich auch dort klar werden, wo es nur zwischen den Zeilen steht.
- (b) Zu dieser inhaltlichen Orientierung fügt sich eine methodologische. Als Stichwort für die Art und Weise meines Vordringens auf diesen Grund, als Vehikel zum Eindringen in das Mensch-Umwelt-Gewebe nenne ich die **Semiotik** im Sinne von Peirce. Semiotik ist eine allgemeine "Logik", eine Denkweise allerdings, welche nicht wie die (*zweiwertige*) Logik von der Annahme ausgeht, alles was sei, könne eindeutig auf ein anderes abgebildet werden, und jede Aussage über etwas sei mithin als solche entweder wahr oder falsch. Vielmehr ist der psychologiahe Grundgedanke bestimmend, eine Bedeutung entspreche einer *triadischen* Relation, indem sie der Begegnung einer Entität mit einer anderen als Drittes entspringe. Jede Erkenntnis von Etwas ist somit nicht nur von diesem "Etwas", sondern ebenso sehr vom Erkennenden bestimmt; Wahrheit mithin eine Angelegenheit im Kontext. Allerdings ist die semiotische Denkweise bisher nicht auf Psychologisches bezo- gen systematisch durchgeführt; sie wird deshalb hier nur ansatzweise aufscheinen.

Wenn ich mein Unternehmen als *eine Psychologie von aussen* bezeichne, so bedarf dies einer Erläuterung. Ich meine damit nicht, dass ich aus der Psychologie als Wissenschaft aussteigen möchte; denn es gibt keinen Standort ausserhalb. Meine Absicht ist, innerhalb dieser Tradition psychologische Erkenntnis kritisch aufzunehmen; doch scheue ich mich nicht, Vieles in Frage zu stellen und Anderes, wo es geht, semiotisch-ökologisch umzudeuten. Es geht also um einen Traditionsstrom *innerhalb der Psychologie*. Das **von aussen** bezieht sich vielmehr auf den *Standort des Forschers gegenüber seinem Gegenstand*. Aus Gründen, die zu erläutern sein werden, halte ich eine Wissenschaft auf des Basis des menschlichen Erlebens für nicht durchführbar. Der Forscher nimmt also gegenüber den Personen und ihrer Umwelt, auf die sich seine Erkenntnis bezieht, einen Aussenstandpunkt ein und er macht seine Erkenntnis in Form eines nachvollziehbaren Codes der Allgemeinheit verfügbar, so dass jeder andere auch einen solchen Standpunkt einnehmen kann. Das hindert nicht, eigenes Erleben als Heuristik im Sinne von privaten Vorentwürfen zur Lenkung öffentlichen Vorgehens einzusetzen.

Obwohl Spezialist in Bereichen der Wahrnehmungs- und der Umweltpsychologie, früher auch in Bereichen der Persönlichkeits-, Differential- und Entwicklungspsychologie, ist der

Autor seit seinen Studienjahren ebenso stark am **Ganzen der Psychologie** interessiert. Im Lauf der Jahre des Forschens und des Lehrens (und manchen publizistischen und berufspolitischen Engagements) ist das Unbehagen am Ganzen und an vielen seiner Teile gewachsen. Der Leser sollte von anfang an wissen, dass ich hier Hauptströmungen des Faches (sofern es so etwas ausserhalb der Wahrnehmung derjenigen, die sich wechselseitig zitieren, überhaupt gibt) auch deshalb darstelle, um mein Aufnehmen und Abweichen, das **Komplementäre**, wie ich es nenne, erkennbar zu machen. Ich werde versuchen, durch einen entsprechenden Sprachgebrauch (man, wir, ich) die jeweilige Perspektive zu markieren.

Das Unbehagen an der Psychologie, das der Autor mit seinem komplementären Lernbuch also zu verarbeiten versucht, überträgt sich allerdings unvermeidbar auch auf dieses selbst. Einmal kann heute ein Einzelner diesem Fach und seinem aktuellen Stand höchstens in wenigen Einzelbereichen wirklich gerecht werden. Der Leser möge verzeihen, dass ich dennoch versucht habe, dieses Büchlein allein zu schreiben; denn es geht mir ja gerade nicht um Einzelheiten, sondern um Zusammenhänge; und unvermeidlich um *meine Sicht* der Zusammenhänge. **Einzelheiten** sind korrigierbar; der Autor bittet seine Leser um diesbezügliche Hinweise. **Zusammenhänge** hingegen sind zu akzeptieren oder durch klügere, tiefergreifende, weiterreichende zu ersetzen; der Autor ruft zum Wettbewerb auf.

2. Wege zum fruchtbaren Fragen

In diesem Kapitel werden die inhaltlich orientierten nachfolgenden Kapitel in allgemeiner Weise vorbereitet. Ausgehend von **verschiedenen Möglichkeiten des Fragens** werden wir uns möglichen Inhalten des Fragens zuwenden. Es nicht nur wichtig, die psychologischen von anderen Fragen unterscheiden zu lernen (Ausgangsfragen, Hintergrundsfragen), sondern auch von allen psychologisch anmutenden Fragen jene herauszusuchen, auf welche wir psychologische Antworten erwarten können (anthropologische vs. psychologische Fragen). Dies hängt wesentlich davon ab, ob wir uns mit *persönlich möglichen* Antworten auf unser Fragen zufriedengeben wollen, oder ob wir unsere Antwortversuche in einer *öffentlich nachvollziehbaren* Weise auch rechtfertigen wollen (Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie, methodische Fragen). Zum Abschluss des Kapitels gebe ich eine Art *Einstieg in mein psychologisches Fragen und Antworten*, auch mein Verständnis von Psychologie.

Fragen ist freilich eine **aufregende und riskante Tätigkeit**. Fragen zu stellen ist Aggression gegen alles Kanonisierte, gegen Behauptung vom Typus: so ist das! Wissenschaft heute, wie sie das universitäre Schulleben charakterisiert, ist oft in hohem Grade kanonisiert. Wissenschaft in der Renaissance, in der Aufklärung ist doch gerade gegen behauptete Dogmen entstanden und hat sich durchgesetzt. Warum sind wir heute so lehrbuchgläubig geworden?

Besser als Worte kann ein Cartoon an die Risiken des Fragenstellens erinnern (vgl. Handpostille Titelbild). Wissenschaft war immer und ist eine der **öffentlichen Sachen**; ihr politischer Charakter ist unverkennbar. Zugleich ist der Wissenschaftler in unserer Gesellschaft einer der letzten *Abenteurer*. Er zieht mit unbekanntem Zielen auf Pfaden, die er selber baut, durch die Welt des Wissens; und er kann nicht wissen, was man mit seinem Wissen anfangen wird: ihm und andern zum Nutzen oder Verderben.

2.1. Über das Fragen

Am Ausgangspunkt eines solchen Abenteuers sollten wir uns Klarheit darüber zu verschaffen versuchen, in welcher Situation wir sind, wenn wir Fragen stellen wollen. Diese Situation wird uns vermutlich einschränken in unserem Fragestellen: nicht alle *prinzipiell fragbaren Fragen* haben Aussicht auf Antworten. Und so ist es wohl angezeigt, nur solche Fragen zu stellen, auf die wenigstens *prinzipiell Antworten möglich* sind.

Ich muss freilich an dieser Stelle die Leserin und den Leser warnen, dass die **Situation des Fragers** und die Prinzipien, nach denen Fragen und Antworten möglich sind, in anderen Kulturen, zu anderen Zeiten und sogar in dieser Kultur und zu dieser Zeit auch anders gesehen werden können (vgl. etwa Lewin 1922; Feyerabend 1976, 1989). Es ist das Startrisiko jeder Reise, dass die gewählte Richtung andere mögliche Richtungen ausschliesst. Dennoch meine ich, dass die nachstehende Situationsbeschreibung des Forschers mit guten Gründen, von denen ich an dieser Stelle nur einen Abglanz geben kann, hier und heute vertretbar ist.

Entscheidend für meine Situationsbeschreibung ist wohl die Einsicht in das Dilemma, dass der Frager — ich nenne ihn im folgenden, im Sinne eines Kürzels, den **Forscher**, damit das Fragen und die Antwortversuche einschliessend, und nicht präjudizierend, ob es sich um eine Frau, einen Mann oder ein Kind handelt — immer als Einzelner fragt und antwortet, dies aber zugleich auch im Namen und zum Nutzen anderer Forscher und Menschen tun möchte. Würde er allein um seiner selbst willen fragen und forschen, so könnten wir anderen nichts davon erfahren. Am (mit)geteilten Erfahren ist jedoch er und sind wir gleichermaßen interessiert, weil wir beide rasch erkennen, dass die Aufgabe für einen Einzelnen zu gross und zu schwierig ist. Und sobald wir diese Kommunikation zwischen den Forschern versuchen, entsteht ein Bedürfnis, dass wir uns auf seine Mitteilungen verlassen möchten und er auf unsere. Das wiederum hat zwei Voraussetzungen.

Erstens bedürfen wir für die Mitteilung einer gemeinsamen, geteilten Sprache; das impliziert eine Verabredung über die beim Forschen und Mitteilen verwendeten *Verfahren*. Und zweitens sollten wir uns auf den anderen Mitteilungen verlassen können; das impliziert eine *Forschungsethik*. Die beiden Voraussetzungen zusammen müssen also als Forderungen gestellt werden. Sie begründen den **öffentlichen Charakter von Wissenschaft**.

Wissenschaft ist aber, wie alle menschlichen Unternehmungen, von begrenztem und sektoriellen Wert. Man sollte sie nicht mit dem ganzen Leben verwechseln. Hat man sie so relativiert, so kann neben ihrem Missbrauchspotential ihr hoher Wert für das Zusammenleben umso besser geschätzt werden. Denn sich im Verständnis eines (eines physischen, psychischen, sozialen) Prozesses auf der Basis von Aufzeigen und Nachvollzug zu einigen anstatt auf der Basis von Dogma und Durchsetzung, so ist doch einiges für die Achtung der Andern und für die Hochschätzung von Natur und Kultur gewonnen. Aus dieser Sicht von Wissenschaft sind Folgerungen für die wissenschaftlich begründetes Handeln zu ziehen, die im Schlussteil behandelt werden sollen.

3. Ausgangsfragen, Hintergrundsfragen

3.1. Was ist, was oder wer bin ich, sind wir? — *Ontologie*

3.1.1. *Ist etwas? Was ist? — Existenzfrage*

Dass etwas ist, dürfte unbestreitbar sein. Sinnvoll aber ist die Frage nur, wenn man auch sagen kann, *was* es ist, das ist. Und da beginnen die Schwierigkeiten.

Übliche Antworten: das Greifbare, Konkrete, *Materielle*, etc. vs. das Erlebte, Gedachte, Intendierte, Vitale, Seelische, *Geistige*, Spirituelle, Transzendente.

Zuordnungsschwierigkeiten anscheinend lösbar, etwa beim *Energetischen* (materiell? früher nein, heute ja, denn in Materie überführbar, aber nicht notwendig greifbar, zB Licht, Wärme-Kälte); beim *Materiellen* (materiell? ja und nein, denn warum und woher hat es stets eine bestimmte Form?) Eine *Intention* ist offensichtlich geistig, aber, wenn sie dazu führt, eine Atombombe zu zünden, hat sie materielle Auswirkungen; wie kann sie dann als Nicht-materielles die Ursache von Materiellem sein, ohne dass jeder Materiebegriff massiv gesprengt wird? Und wie steht es mit einem Computerprogramm? Ist es materiell (eine Anordnung von Elektronen) oder geistig (das Potential, eine Ordnung zu erzeugen)?

Ich halte die Reduktion der Existenzfrage auf den Gegensatz “stofflich-geistig” für eine sehr belastende Hypothek unserer Denk- und Lebensform. Sie beherrscht offenbar unser Erleben; dass sie nicht eine notwendige ist, zeigen Kulturvergleiche. Sie wurzelt in einer starken religiösen Tradition, ist aber im Cartesianismus in einer Weise übersteigert worden, dass es schlicht falsch ist. Denn, wie wir es idR tun, das Materielle für wirklicher zu halten als das Ideelle, ist eigentlich genau so unsinnig wie das umgekehrte.

Die Unterscheidung “stofflich-geistig” begründet neben vielem anderem auch die Anlage der Wissenschaft Psychologie

traditionelle Annahmen über die Wirklichkeit

vereinfachtes Schema:

- Dualismus
- Monismus
 - Materialismus (Phi)
 - Idealismus, Spiritualismus (Psy)

Sind alternative Annahmen denkbar?

Die Schwierigkeit ist, dass vielleicht diese gängige Trennung in Stoffliches und Geistiges zu plausibel erlebbar ist, als dass wir sie ernsthaft in Frage zu stellen wagen.

Es ist für Wissenschaft zwar nicht nötig, Position zu ergreifen; allerdings wirkt sich jede ergriffene Position bez. Phi-Psy (Leib-Seele) wohl stark aus. Ich denke, dass Psychologie im Wesen dualistisch angelegt ist und traditionell die Rolle der geistig-seelischen Wirklichkeit ins Zentrum gestellt hat. Obwohl in einem Zeitalter des “wissenschaftlichen” Materialismus und als Reaktion auf zunehmende Dominanz desselben aufgekommen (2. H. 19. Jh) kann sie das heute, jedenfalls im Feld der Wissenschaften, nicht mehr so gut, so dass sie im wesentlichen Reduktionismus des Seelischen auf Materielles betreibt (oder sich ausserhalb der Wissenschaften der Seele selber widmet). Das Materielle scheint öffentlich eine realere Existenz zu geniessen, während privat das Psychische dominiert. Aber wissenschaftlich können wir mit dem Psychischen nicht direkt umgehen, sondern erst, wenn es einen “materiellen” Träger (zB in Form eines verbalen Berichts) bekommt. Die Methode präjudiziert also die Wirklichkeit. Wenn Wissenschaft den erlebbaren Dualismus (Ein Wille kann, mit Hilfe von Dynamit, Berge versetzen!) nicht ernst nehmen kann, dann sollte man ihn besser aufgeben.

Schaue ich (mit dem heutigen Sachwissen) in die Welt, so finde ich in Raum und Zeit relative Verdichtungen und Verdünnungen von Entitäten (etwas existiert), die vielleicht nicht als solche voneinander abgegrenzt sind, die ich aber bereitwillig mit meinen Wahrnehmungs- und Denkmitteln voneinander abgrenzen kann. Insoweit ich Abgrenzungen und Zugangsweisen vollziehe, kann ich mit diesen Entitäten (Gebilden) umgehen, indem ich jedem abgrenzbaren Gebilde drei Aspekte zuschreibe und deren zeitlichen Wandel verfolge: *Stofflichkeit* (Masse und Extension), *Energiehaltigkeit* (Wirkmöglichkeit und Bewirktmöglichkeit), und *Formation* (die in der Begegnung zwischen Gebilden als Information erscheint und weitergegeben wird). Darauf könnte vielleicht ein nichtpräjudizierender Monismus gegründet werden, der das Leib-Seele-Problem umginge. —>Erkenntnisfragen.

3.1.2. Was ist das, was ist? — Wesensfragen (Sosein als Substanz)

Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen

- Wirklichkeit
- Erkenntnis der Wirklichkeit

Alles was wir sagen können, ist Erkenntnis: entweder Erkenntnis “von” einer Wirklichkeit oder Erkenntnis selber. In jede Erkenntnis geht ein allfälliger Gegenstand notwendig zusammen mit den Erkenntnismöglichkeiten, -mitteln eines Erkennenden ein. Können wir sie voneinander unterscheiden? Kant's grosse Einsicht dass nicht!

3.1.3. **Wie ist (wirkt, wird bewirkt) das was ist? — Funktionsfragen**

Bescheidenere Fragen stellen! (siehe unten Anthropologie und Psychologie). Ich übertrage Wittgensteins These, das man Wörter nur aus ihrem Gebrauch verstehe, auf die Sachwelt: statt zum vornherein zu behaupten, was sei, könnten wir doch untersuchen, *was auf was wie wirkt*; und daraus müsste sich ableiten lassen, wie man mit dem Seienden umgehen kann, ohne sich in Existenz- und Wesensfragen zu verlieren.

3.2. **Wie, was können wir über das, was ist oder wirkt, erfahren? — Erkenntnistheorie**

3.2.1. **Annahmen über die Erkenntnismöglichkeit**

- Varianten aufgrund ontologischer Vorannahmen
 - Empirismus
 - Rationalismus
- Annahmen, die Methodisches in den Vordergrund stellen
 - Skeptizismus
 - Konventionalismus, Nominalismus
 - Kritizismus
- Klassen von praktikablen Erkenntnistheorien mit schillernden Annahmen
 - Realismus (naiv, kritisch; tendenziell empirizistisch)
 - Konstruktivismus (naiv, kritisch; tendenziell rationalistisch)

3.2.2. **Gemeinsamkeiten aller nichtskeptischen Vorgehensweisen**

Determinismus-Annahme

Annahme oder Verallgemeinerung, dass Welt und man selbst doch irgendwie regelhaft, gesetzmässig, systematisch ist. Keine Gewissheit darüber; und keine Gewissheit, ob die Regelhaftigkeit eine Welteigenschaft oder ein Erkenntnisbegleitergebnis ist. Die Annahme ist aber gefordert, sonst wäre es unsinnig, nach systematischer Erkenntnis zu streben.

In der Tat: man kann sich nicht vorstellen, dass wir einzeln, schon gar nicht, dass wir gemeinsam leben könnten, ohne dass man sich auf sehr Vieles “verlassen” kann. Auf Natur, auf Pflanzen, Tiere, auf Artgenossen, speziell auf Verwandte und Freunde die man gut kennt, übrigens auch auf einen selbst. Die Erwartungen erfüllen sich in aller Regel, obgleich nicht ohne Ausnahme (da kann es an fehlender Regelhaftigkeit oder an falschen Erwartungen liegen)

Allerdings steht der Determinismus-Annahme die Freiheits-Erfahrung entgegen: ist man selbst vielleicht doch nicht determiniert? Der sog. freie Wille, die Möglichkeit von eigenen

Handlungsentscheidungen und Wertungen. Freiheitserfahrung oder -bedürfnis, -wunsch könnte einem veranlassen, auf die Erforschung solcher Lebensbereiche zu verzichten. Ich glaube nicht, dass das sinnvoll ist; denn die versuchte Beherrschung der Welt wird immer von Menschen unternommen, also muss man auch die Menschen zu verstehen versuchen, welche mit der Welt umgehen. Man sollte aber nicht erstaunt sein, wenn einem die Empirie zwingen würde, die Determinismus-Annahme einzuschränken (wie dies ja auch in der Mikrophysik nötig geworden ist: zB Heisenbergs Unschärfe-Relation).

Intersubjektivität, "Objektivität"; Vorhersagbarkeit, Verlässlichkeit der Weltbeschreibung

Eine zweite Grundannahme im Rahmen kritischen Realismus oder Konstruktionismus wäre die Annahme, dass Erkenntnis dann nicht nur vom Erkennenden selbst her inhaltlich bestimmt sein kann, wenn die Erkenntnis von mehreren, prinzipiell von allen auf kontrollierte Weise gewonnen werden kann. Die unkritische "Objektivität" schmilzt dann zur Intersubjektivität oder zur relativen Menschunabhängigkeit, wenn sich diese Erkenntnis immer wieder unabhängig von bestimmten Erkennenden bewährt.

Einige im Bereich des Psychischen höchst problematische methodische Techniken sind nämlich notwendige Voraussetzungen von Intersubjektivität, darunter:

- Ausscheidbarkeit von Gebilden, Ereignissen
- Identifizierbarkeit von Gebildetypen
- Wiederholbarkeit von Ereignissen

Unvermeidbarkeit eines kommunikativen Mediums (Code)

Im Prinzip könnte jedermann seine eigene, private Wissenschaft entwickeln. Die Quelle seiner Erkenntnis wäre seine eigene Wahrnehmung, ihr Inhalt geprägt durch seine kognitive Organisation. So what?

In diesem Fall sprechen wir nicht von Wissenschaft, da diese seine kollektive, gesellschaftliche Unternehmung ist. Das Interesse geht auf Erkenntnis, die so weit wie möglich vom erkennenden Individuum unabhängig ist und die ermöglicht, um des ökonomischen Gewinns willen, Erkenntnis zu akkumulieren. Die Wissenschaftler müssen also untereinander kommunizieren. Das geht nur in einer Sprache, einem Code, für alle Beteiligten gültigen Zeichensystem. Es ist unvermeidlich, dass neben Eigenschaften der beteiligten Erkennenden auch Eigenschaften des verwendeten Codes in die Erkenntnis eingehen.

Die eminente Rolle psychologischen Wissens innerhalb der Wissenschaftstheorie ist somit erkennbar: Wahrnehmung, Kognition; diese Tatsache ist faktisch nicht allgemein anerkannt oder jedenfalls kaum unter Bezugnahme auf moderne Psychologie durchgeführt.

3.3. Wie können wir solche Erfahrungen ordnen, sichern, be- und verwerten? — Wissenschaftstheorie

3.3.1. Abgrenzungskriterien (gegen Nichtwissenschaft)

- das naive, "natürliche" Wissen von jedermann/-frau (*Alltagswissen*)
- die empirisch akkumulierte, kontrolliert verallgemeinerte Erfahrung (professionelles *Regel-*Wissen)

- das abstraktiv-prinzipielle Wissen (das möglichst einfache, verlässliche *Gesetz*, das aber nicht die Wirklichkeit einfängt)

3.3.2. Wahrheitskriterien

- Richtigkeit vs. Falschheit (Konsistenz eines Aussagensystems mit sich selbst)
- Wahrheit vs. Falschheit (Angemessenheit eines Aussagensystem auf ein anderes)
- Grade der "Wahrheit"
 - Wahrscheinlichkeit einer Regel
 - Verlässlichkeit einer Regel

3.3.3. Nützlichkeitskriterien

3.3.4. Verantwortlichkeitskriterien: Ethik

4. Frageweisen im allgemeinen

Grundfragen der Psychologie (A.Lang, 1989)

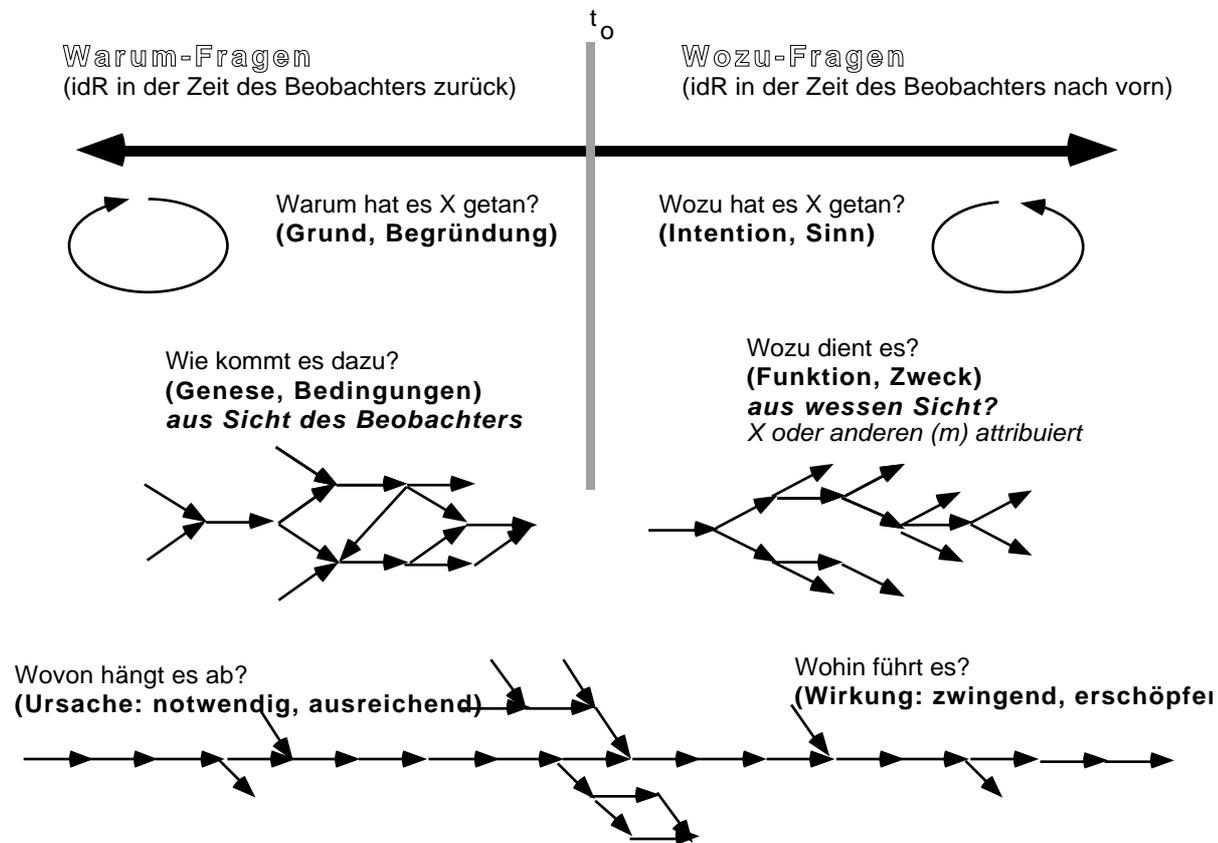


Abb. 1: Frageweisen in der Psychologie

4.1. Wie können wir fragen? — allg. Methodologie: "Gebilde" unterscheiden, selber so ein Gebilde

Basis, dass unsere Wahrnehmung Gebilde aufzeigt, welche eine gewisse Einheitlichkeit zeigen (sich einheitlich bewegen, handeln, sogar über Jahre hinweg trotz Wandel erkennbar bleiben). Ohne genau zu wissen, was diese Gebilde eigentlich sind – sie haben viele Facetten –, können wir damit umgehen.

Das könnte dazu führen, dass wir zu beschreiben versuchen, wie sie denn sind, genauer: wie sie uns erscheinen. Deskriptive Wissenschaft.

Und wenn wir einiges davon vollzogen haben, stellt sich rasch die Frage: wie kommt es, dass diese Gebilde **gerade so sind wie sie sind** (uns erscheinen)? Explikative Wissenschaft.

Die Frage hat wohl den Hintergrund, dass wir im Umgang mit den Gebilden möglichst selten irren möchten. Ihre Beschreibung lässt ihre Regelmäßigkeit zwar in Umrissen, aber wohl zu wenig scharf und sicher erscheinen. Ihr Vielfältigkeit setzt auch der Beschreibung Grenzen, wir müssen die Beschreibung irgendwie auf das Wesentliche reduzieren, sonst ist sie nicht bewältigbar. An das Wesentliche heran führen uns Fragertypen:

Im allgemeinen erscheinen uns die Gebilde als **in der Zeit** existierende, teils unverändert, teils veränderlich; und jedenfalls finden die Interaktionen der Gebilde in der Zeit statt. Damit setzen wir auch die Veränderungen der Gebilde, die für ihr Verständnis besonders bedeutsam sind, als in der Zeit passierend. Es scheint eine Eigenschaft menschlicher Wahrnehmung bzw.

kogn. Strukturen, das Vorher-Nachher unter gewissen Umständen mit Kausalität zu verbinden (vgl. Michotte, phänomenale Kausalität). Gleichzeitigkeit als Grenzfall (vgl. Einsteins Relativitätstheorie mit der Relativierung des Gleichzeitigkeitsbegriffes an der Lichtgeschwindigkeit).

4.1.1. **Warum-Fragen (idR in der Zeit zurück)**

Wovon hängt es ab? (Ursache)

Die Kausalfrage. Jedes Ding hat sein Ursache (vgl. Determinismus-Annahme). Scheint für einfache Dinge erfolgreicher zu gehen als für komplexe; jedenfalls oft Ursachenkomplexe nötig; gelegentlich Zirkularitätsprobleme.

Wie kommt es dazu? (Genese, Bedingungen)

Deshalb etwas allgemeiner: Die Frage nach den Vorbedingungen, am liebsten nach den notwendigen und hinreichenden. Dann können viele "Ursachen" miteinander, auch in Kombination aufgefunden oder gedacht werden, welche zu einem bestimmten Gebildezustand, -verlauf führen. Lewin's Begriff der Konditional-Genese; die Bedingungen haben eine Herkunft, wirken aber jetzt, im Zeitpunkt des Effekts.

Warum hat es X getan? (Grund, Begründung)

Eigenes Erleben über Warum des eigenen Handelns verweist in vielen Fällen: weder auf bestimmte Ursache noch auf einen ausschliesslichen Satz von Bedingungen, sondern: ich habe mich entschieden, hätte auch anders gekonnt. Entsprechend Attribution der Verursachung des Handelns Anderer auf deren Entscheidung. Frage kann offen bleiben, ob die Attribution (Selbst- und Fremd-) richtig ist, oder ob es sich um eine nachträgliche Zuschreibung handelt, zB dann, wenn Verursachung oder Konditional-Genese unklar, komplex etc ist.

4.1.2. **Wozu-Fragen (idR in der Zeit nach vorn)**

In der Physik ist die Zeit ein symmetrischer Vektor vor und zurück; alle Gesetze sind zeitsymmetrisch formuliert, auch chemische Reaktionen sind prinzipiell in beiden Richtungen gültig.

In der Biologie ist das nicht der Fall: Lebensprozesse sind gerichtet, haben Anfang und Ende in einem asymmetrischen, nichtumkehrbaren Zeitvektor, Man kann sein Leben nicht rückwärts leben. Man kann von jedem Jetztzeitpunkt aus das Herkommen prinzipiell rekonstruieren und damit kausal oder konditional-genetisch erklären, warum es dazu gekommen ist, wie es jetzt ist. Aber nach vorne in die Zukunft kann man nur spekulieren bzw.

Wahrscheinlichkeitsaussagen machen, weil nicht bekannt ist, welche aus allen möglichen Bedingungen welche Wirkungen auf das lebende Gebilde ausüben werden.

Genau insoweit man von seinen künftigen Bedingungen Kenntnis hat, sind aber auch Vorhersagen über das Gebilde möglich; und insoweit man diese Bedingungen beeinflussen kann, besteht sogar die Möglichkeit seiner Steuerung. Psychische Organisationen (auch biologische Organisation, Genom) sind nichts anderes als die Repräsentation, kognitive Antizipationen solcher künftiger, möglicher Bedingungen. Damit werden auch Wozu-Fragen möglich

Wozu führt es? (Wirkung)

In einfachen Gebilden (oder vereinfachenden Betrachtungsweisen!) sind (lineare) Kausalketten denkbar. Damit Antizipationen späterer Zustände möglich. Die Erklärung erfolgt dennoch aus jeweils früheren Eigenschaft, von denen man weiss, wie sie sich später geltend machen werden: Teleonomie (nicht verwechseln mit Teleologie = Bestimmtheit durch im voraus immanente Ziele! Diese ist in nicht artefaktuellen Gebilden immer nur eine Attribution.)

Beispiel: Reifung in den Lebensaltern, zB kann man die Pubertät vorhersagen, nicht den genauen Zeitpunkt und nicht ihre genaue Ausformung; Reaktion Flucht und Schrei auf Schmerzzufügung.

Wozu dient es? (Zweck, Funktion)

In natürlichen Gebilden, die eine Geschichte haben, kann man frühere Zustände als ausschlaggebend für spätere feststellen. Damit ist die Möglichkeit gegeben, per Analogieschluss auch für unbekannte Geschichten von Gebilden Zustände oder Bedingungen so zu verstehen, dass sie zu späteren mehr oder weniger notwendig führen werden.

Eine heikle Frage! Denn prinzipiell kann man immer beliebig viele Funktionen angeben und muss daher mit Willkür wählen, bevorzugen. Biologistische Erklärungen folgen diesem Typ im Rahmen einer Funktionshierarchie mit Spitze zB Lebens- oder Arterhaltung, Nestbau, Balzverhalten etc. beim Vogel, aber einfach alles: das Essen, das Sterben (weil das mehr Ressourcen für die jüngeren Artgenossen lässt) etc. Hirschgeweih als Problembeispiel. Man muss auch die Hierarchie abbrechen; denn zB Artendifferenzierung ist natürlich nicht abgedeckt.

Psychologisch sind Funktionsfragen und -antworten äusserst beliebt. Sehr zum Schaden der Erkenntnis, weil sie oberflächlich befriedigend das Fragen abbrechen lassen. Antworten auf Funktionsfragen sind nicht widerlegbar. Wozu dienen die Farbwahrnehmung, die Gefühle, die Sprache. Fast beliebige Antworten möglich: um Objekte zu erkennen, weil Farbe, Gefühle, Sprache Spass machen, schön ist, unangenehm ist, der Verständigung dienen, das Innenleben bereichern etc..

Funktionale Erklärungen sind aber heuristisch wichtig. Sie betonen Zusammenhänge, fordern zur Klärung des Warums im Sinne von Wie-es-dazu-kam auf.

Wozu hat es X getan? (Intention, Sinn)

Anders ist es, wenn man Frage auf selbstaktive Gebilde höherer Organisationsstufe (zB Menschen) bezieht: Sie sprechen über Absichten, wir erleben selber Absichten, wir attribuieren Absichten, übrigens meist auch auf höhere Tiere (Hunde, Katzen). In kognitivistischen Handlungstheorien werden Intentionen als Handlung'sursachen' verstanden.

4.1.3. Aus welchem Gesichtspunkt, in welchem Umfeld ist es was und wirkt/leidet es wie?

Bei solchen Frageweisen sollten man stets mit angeben, unter welchen Rahmenbedingungen so oder so gefragt wird. Ich denke, man sollte die Frageweisen nicht gegeneinander ausspielen, versuchsweise sogar parallel einsetzen. Aber jede Frageweise hat ihr typischen Vorzüge und Limitationen. Die Schlüssigkeit der Antworteweisen ist jedenfalls nicht gleichwertig. Aber wie wichtig das ist, kommt wieder auf den Kontext an.

5. Das Fragen auf den Menschen bezogen

5.1. Was ist der Mensch? — *Anthropologie*, eher als Wesensfrage

Die Frage nach dem Wesen des Menschen ist, wenn wir eine rechtfertigbare Antwort erwarten wollen, prinzipiell unbeantwortbar, da wir selber Menschen sind, die das Antworten versuchen. Wir müssten uns notwendig im Kreis drehen! Natürlich geben religiöse, mythische, naive Denkweisen solche Wesensantworten recht bereitwillig. Die Tatsache der Existenz vieler, untereinander im Widerspruch stehender Antworten macht jedoch auf die Schwierigkeit aufmerksam, zB Geschöpf einer Gottheit doch gottgleich, im Wesen gut, im Wesen böse aber für das Gute bestimmt, ein Tier wie irgendeins, ein Tier besonderer Art, etc. etc. Dasselbe gilt nun natürlich auch für die Anschlussfrage: was, wer bin ich, sind wir?

Damit meine ich nicht, dass solche Fragen nicht gestellt und verfolgt werden sollen; sie sind wohl in irgendeiner Form wesentlich für ein erfülltes Leben. Aber sie gehören nicht in den Bereich von Wissenschaft, wie sie oben umschrieben wurde. Können wir bescheidener fragen? Mit Aussicht auf wissenschaftliche Antworten?

5.2. Wie können wir Menschen im handelnden Umweltbezug verstehen, erklären? — *Psychologie*, eher als Funktionsfrage

Beim wissenschaftlichen Erkennen gehen wir von einem Rätsel aus, das wir lösen möchten. Wir nehmen eine Gegebenheit wahr, die uns auffällt, weil ihr unmittelbares Verständnis uns nicht ausreichend befriedigt. wir werden sie deshalb fortwährend in andere Zusammenhänge einbringen, um ihre Wirkungen und die Bedingungen ihrer Erscheinung oder ihr "Funktionieren" kennenzulernen. Dabei häufen wir viele Erfahrungen im Zusammenhang mit dieser Gegebenheit an; wir versuchen diese Erfahrungen zu ordnen, zu systematisieren, wichtige und nebensächliche zu unterscheiden, etc.. Dabei kann es sehr wohl sein, dass wir unsere ursprüngliche Wahrnehmung der Gegebenheit revidieren müssen; denn wirklich ist, was wirkt, nicht unbedingt was wir direkt erfahren.

So scheint es mir zwingend, dass der Mensch als solcher kein brauchbarer Forschungsgegenstand ist; denn wir können ihn nicht "auseinandernehmen", ohne dass er kaputt geht. Und so weit wir es können oder uns ethisch erlauben dürfen, müssen wir befürchten, dass durch die Isolierung von Teilen deren Funktionieren beeinträchtigt ist. Doch gehen die meisten seiner Wirkungen auf seine Umgebung, und dort finden wir offenbar auch einen Teil der Bedingungen dessen, was er tut.

So glaube ich, können wir gut etwas bescheidenere Funktionsfragen verfolgen, wenn wir zugleich unser Interesse auf etwas richten, von dem der Mensch nur ein Teil ist. Ich nenne es gerne das *Mensch-Umwelt-System* oder die M-U-Einheit.

Eine *Definition* der Psychologie wäre dann:

Psychologie ist die Wissenschaft vom *handelnden* (aktiven) *Umweltbezug* (des Menschen, von höheren Lebewesen). Das schliesst natürlich alle Bedingungen des handelnden Umweltbezugs ein, also die Wahrnehmung und was sonst noch das Handeln bestimmt.

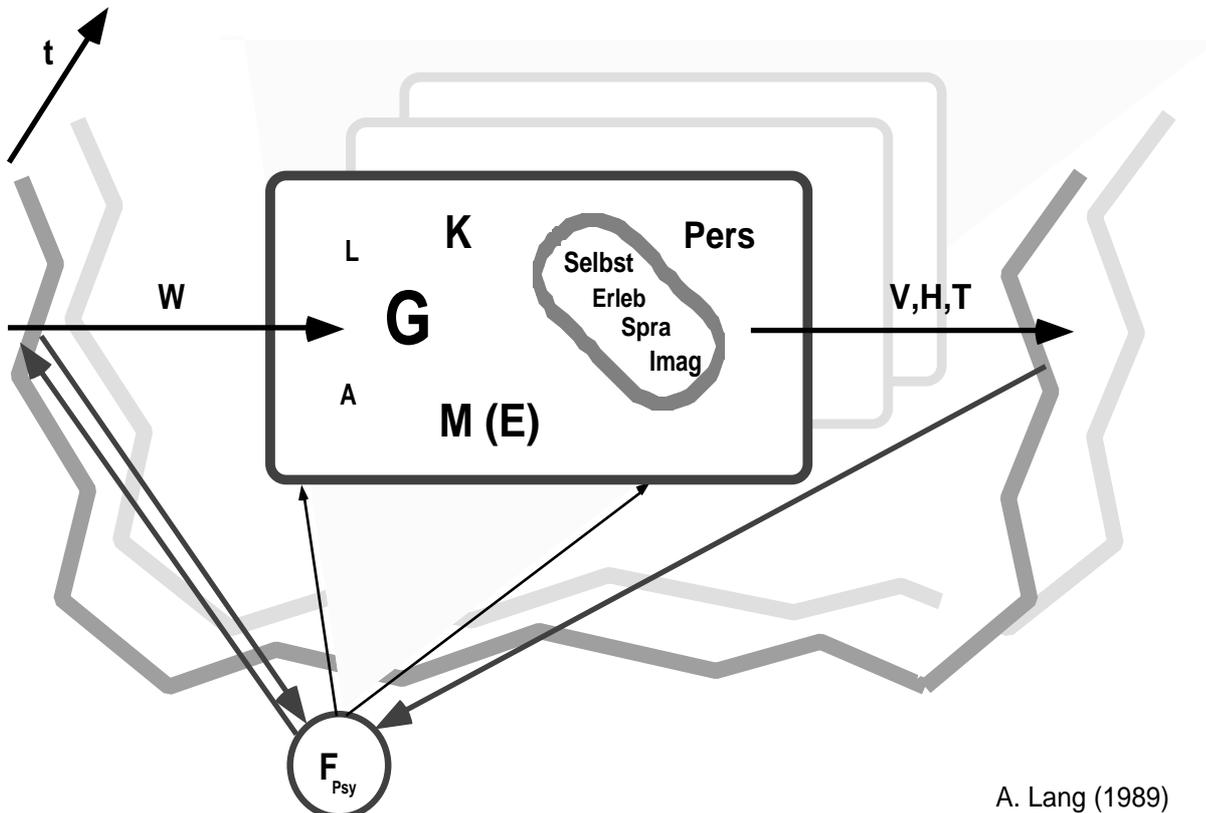
Eine andere, in Parallele zur Biologie als dem Studium des Stoff- und Energiewechsels:

Psychologie ist das Studium des *Informationsaustausches* (und allem was damit zusammenhängt) von Lebewesen mit ihrer Umgebung.

Entscheidend ist für einen Erfolg unseres Verständnisbemühens, dass wir uns sehr klar darüber sind, unter welchem Gesichtspunkt wir welche Gegebenheit untersuchen. Durch unsere Methode konstituieren wir einen Gegenstand oder konstruieren ein Verständnis davon.

6. Überblick über die psychologischen Grundfragen

6.1. Konstruktion eines Ganzen in Teilen



A. Lang (1989)

Abb. 2: **Mensch-Umwelt-Beziehung (psych. Organisation)**

Funktionskreis, innere Differenzierung und sekundärer Ueberbau, sowie Position und Operationen des psychol. Forschers

6.1.1. Die M-U-Einheiten

Zunächst realisieren wir, dass man Menschen nur im Zusammenhang mit ihrer Umwelt verstehen kann. Also eine übergeordnete Einheit konstruieren.

6.1.2. Die Unvermeidlichkeit von Fragen des Wandels

Diese Einheit ist offensichtlich von sich aus in praktisch ständigem Wandel begriffen. Zufälliger, systematischer? Wir lassen es zunächst offen, müssen es aber mitdenken und später die Abstraktion wieder aufheben.

6.1.3. Eine Reihe von Abstraktionen und ihre spätere Auflösung

Absehen von verschiedenen weiteren Aspekten dieser komplexen Gebilde im Interesse der Übersichtlichkeit und Reinheit der Konstruktion. Sukzessive Wiedereinführung dieser Aspekte.

6.1.4. Die relative Willkür der Konstruktion ("Forscherstandpunkte")

Es geht nicht anders, also in diese M-U-Einheiten und ihre Genese unter je ganz bestimmten Gesichtspunkten hineinzu"stechen" bzw. die Bedingungen und Wirkungen des Soseins ihrer Teile zu verfolgen. Mehrere Gesichtspunkte nebeneinander verfolgen; sie sind nicht auseinander ableitbar, aber doch koordinierbar.

6.2. Die Teile

6.2.1. Personaspekte

- Funktionskreis
 - **Wahrnehmung** oder wie hält das Individuum Kontakt mit der Welt ohne ihr zu verfallen?
 - "**Gedächtnis**" oder wie wird das Individuum einheitlich und macht sich von der Welt relativ unabhängig?
 - **Handeln** oder wie wirkt das Individuum auf die Welt und damit auch auf seine Zukunft?
- interne Funktionen
 - **Kognition** oder wie entzieht sich das Individuum dem Aktualitätsdruck der Welt und wie kommt es zu Neuem?
 - **Lernen** oder wie sichert das Individuum dennoch seinen Bezug zur Welt?
 - **Motivation** oder wie kommt es, dass überhaupt etwas läuft und doch nicht zu viel aufs Mal, und meistens das Passende?
 - **Aufmerksamkeit** oder wie regelt das Individuum die Informationsaufnahme aus der Welt?
- Überbau
 - **Person** oder sind bzw. wie sind die Funktionen in ein Ganzes organisiert?
 - **Reflexive, sekundäre (Zeichen)Systeme**
 - **Selbst** oder was gibt dem Individuum über Einheitlichkeit und Ganzheitlichkeit hinaus seine einmalige Identität?
 - **Erleben**: wie können wir mit dieser privaten Gegebenheit öffentlich umgehen?
 - **Sprache** oder was erreichen wir mit Repräsentationen von Repräsentationen?
 - **Imagination** oder welche Rolle spielen nichtsprachliche Repräsentationen?

6.2.2. Weltaspekte oder den Blick das Ökologische fokussiert

- **Umweltpsychologie** oder wie steht der Mensch zur physischen Welt?
- **Sozialpsychologie** oder wie brauchen Menschen einander?
- **Kulturpsychologie** oder wie schaffen wir uns eine gemeinsame Welt von Bedeutung und wie wirkt diese auf uns?

6.2.3. Spezielle Aspekte

- **Biologische Grundlagen** oder welche Rolle spielt der Organismus?
- **Differentielle Psychol.** oder oder wie und warum sind wir verschieden?
 - zwischen Arten
 - zwischen Gruppen verschiedener Art (Geschlechter, Rassen, Sippen, Alter, Gemeinschaften, Gesellschaften, Kleingruppen aller Art)

- zwischen Individuen
- **Entwicklungspsychol.**, individuell und kulturell, oder wie ist Wandel möglich trotz Konstanz?
- **Dysfunktionalität** oder was kann “schief” gehen, erträglich bis fatal?

6.2.4. Das psychologisch gestützte Handeln

- **Praxis** als Tätigkeit
 - Beschreiben
 - Verstehen, Erklären
 - Bewerten
- **Wertsetzende Praxis**
 - konservativ: Bewahren, Verhüten
 - restitutiv: Optimieren (Heilen)
 - prostitutiv: Maximieren (Verbessern)
- **Wirkungen** und Nebenwirkungen wissenschaftlich begründeter Praxis

6.3. Die Organisation der Abschnitte

Nach dem Einstieg bringt jedes der xx Kapitel drei Teile:

- a) was kann man fragen und was bedeutet das?
- b) was für Antwortversuche liegen vor? die Organisation des Gebiets
- c) exemplarisch an einem Forschungsbeispiel vertieft.

II Rekapitulation der allg. Psychologie

1. Zusammenstellung der Fragen der allgemeinen Psychologie

Zusammenfassende Texte von Studierenden (aus Semesterberichten)

Überblick (Meret Staub 1986/87)

So wie ich diese Aufgabe verstanden habe, versuche ich im Folgenden, die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Kapiteln einigermaßen klar darzustellen. Ich werde dabei von Ihrem in den ersten Stunden aufgestellten Schema ausgehen, wobei ich den Schwerpunkt auf diejenigen Kapitel setzen werde, die innerhalb des Individuums vorkommen (G, L, K, M, S, P). Diese kann man jedoch nicht von W und H betrachten, weil W die Voraussetzung des psychischen Funktionskreises ist und H der Ausfluss davon.

Aufgrund von Informationen von aussen baut sich ein Individuum eine Repräsentation der Umwelt über die Wahrnehmung auf, wobei auch innere Faktoren eine Rolle spielen. Diese Repräsentation schafft die Autonomie des Menschen gegenüber der Umwelt. Mit Hilfe des Gedächtnisses wird die Repräsentation eine permanente und, was vor allem wichtig ist, eine einheitliche. Gedächtnisinhalte werden nach verschiedenen Kriterien (Sachverhalt, Zeit) geordnet. Informationen gelangen über Lernprozesse ins Gedächtnis, die bewirken, dass die Repräsentation permanent ist. Es besteht also ein sehr enger Zusammenhang zwischen Wahrnehmung, Lernen und Gedächtnis; die beiden letzteren sind sowohl abhängig von der Wahrnehmung, wie auch von einander. Eine Grenze zwischen Gedächtnis und Kognition ist schwer zu ziehen; die Kognition stellt eine Ordnung der Psyche dar, wie auch ein 'Mechanismus', um Gedächtnis und Handeln zu verbinden. Die Motivation steht für mich ein bisschen auf einer höheren Ebene, da sie die Antriebskraft darstellt, die diesen ganzen Funktionskreis aufrecht erhält. Ueber Sprache wird ein Teil der kognitiven Struktur eines Individuums verfestigt, die wiederum über die Wahrnehmung aufgenommen wird. Sie stellt im weiteren eine Möglichkeit der Reflexivität dar. Die Persönlichkeit drückt die Individualität jeder psychischen Organisation aus. Sie umfasst die Identität einer Person gegenüber der Welt und gegenüber der Person selbst. Sie setzt den letzten Baustein zur Ganzheitlichkeit der psychischen Organisation und der Repräsentation; sie steht noch eine Stufe höher als die Motivation und beeinflusst den psychischen Funktionskreis über die ganze Lebenszeit. Das Handeln ist das 'Produkt' der inneren Aktivitäten einer Person, das auf die Welt Bezug nimmt und sie verändert. Darin gelangen alle inneren Prozesse zum Ausdruck.

Überblick (René Hess (1989))

In einem ersten Teil wurden Ausgangsfragen aufgegriffen. Hervorzuheben ist, dass es für den Forscher ganz wesentlich ist, die richtigen Fragen zu stellen.

Den Kern der Vorlesung bildete der Mensch-Umwelt-Bezug, die ständige Wechselwirkung von Mensch und Umwelt. Eine isolierte Betrachtungsweise des Individuums vermag die Arbeit des Forschers zu vereinfachen, verleitet jedoch häufig zu Fehlschlüssen.

Uebersichtsblickartig wurden die einzelnen Gebiete der Allgemeinen Psychologie abgehandelt, wobei diese vor allem auf die Person bezogen sind. Wahrnehmungssysteme ermöglichen dem Individuum Informationen aus der Umwelt aufzunehmen; sie verschaffen uns Zugang zur Welt. Die Aufmerksamkeit dient bei der Informationsaufnahme als wichtiges Selektions- und Steuerinstrument. Sie stellt einen Bezug zwischen innerer und äusserer Welt dar. Das Gedächtnis macht uns unabhängig vom ständigen Informationsfluss aus der Welt. Unter Lernen lässt sich der Prozess des Aufbaus einer inneren Repräsentation der Welt verstehen. Lernen ermöglicht uns die Korrektur und Anpassung unserer Repräsentation an die Welt. Kognitionen bewirken eine interne Veränderung der Erlebnisstruktur die das Gedächtnis betreffen. Motivationen und Emotionen sorgen dafür, dass die interne Repräsentationen zum Vorschein kommen. Handeln stellt erneut eine Ueberquerung der Grenze zwischen Individuum und Umwelt dar. Jede Handlung hat eine Veränderung unserer Umwelt zur Folge und dies wird unsere Zukunft beeinflussen, da wir unsere Informationen aus dieser von uns veränderten Umwelt erhalten. Aus Zeitnot konnten die typisch menschlichen Aspekte (Reflexivität, Bewusstsein, Person und Selbst) nur kurz angetönt werden.

Überblick (Erwin Schreiber 1989)

Am Beginn der Vorlesung standen wissenschaftstheoretische Fragen. Verdeutlicht wurde der intersubjektive, rationale Charakter wissenschaftlicher Erkenntnis im Gegensatz zum Alltagswissen. Es folgte eine Darstellung der Psychologie als eine mögliche Form der Wissenschaft vom Menschen (Anthropologie). Der psychologische Forscher hat zwar keinen Zugang zum eigentlichen "Wesen" des Menschen (Ontologie), aber zum sichtbaren Verhalten und zu Berichten über sein Erleben. Diese Beobachtungen sind der Gegenstand der Psychologie. Der Forscher muss nun versuchen, geeignete Theorien und Modelle zu entwickeln, die diese Beobachtungen beschreiben und erklären können. Solche Modelle sind notwendigerweise abstrakte Gebilde, um dem Anspruch der Allgemeingültigkeit zu genügen.

Ein solches Modell vom "allgemeinen Menschen" wurde uns in der Folge als Strukturgrundlage der weiteren Vorlesung vorgestellt. Was dieses Modell von anderen allgemeinpsychologischen Modellen unterscheidet, ist der Miteinbezug der Umwelt in die Beschreibung des menschlichen Erlebens und Verhaltens. Zudem verdeutlicht es die Notwendigkeit, von den beobachtbaren Tatsachen auf die inneren Vorgänge (im Modell durch einen Kasten abgegrenzt) zu schliessen.

Die Auslegung des Modells begann nun mit der Darstellung der Wahrnehmung als Grundlage jeglichen Weltbezugs. Ihr folgte die Besprechung des Gedächtnisses, eines hypothetischen, aber notwendigen Konstrukts, um die Ansammlung von Wissen, also die relative Unabhängigkeit des Menschen von den aktuellen Welttatsachen, überhaupt erklären zu können. Der nächste Schritt der Vorlesung führte uns wieder "hinaus" zu den beobachtbaren Sachverhalten, nämlich zum Verhalten oder Handeln des Menschen. Da dieses Handeln offensichtlich mehr ist als blosses Reagieren auf wahrgenommene Reize, führte uns die Frage "Wie kommt es von der Wahrnehmung zum Handeln?" wieder zurück in die innere psychische Organisation. Hier ist der Forscher wiederum mit dem Problem konfrontiert, mit Begriffen operieren zu müssen, die keinen direkten empirischen Bezug aufweisen. In einem solchen Fall werden nur solche Begriffe verwendet, die für die Beschreibung eines psychischen Gegenstandes unbedingt notwendig sind, um das Modell nicht zu überladen. In unserem Fall waren dies vier der Gedächtnisfunktion naheliegende

Begriffe (Lernen, Kognitionen, Motivation (Emotion) und Aufmerksamkeit) und ein Ueberbegriff (Persönlichkeit), der seinerseits drei Begriffe miteinschliesst (Sprache, Selbst, Bewusstsein). Diese Begriffe wurden in der Folge einzeln eingehend erläutert.

Den Schluss der Vorlesung bildete ein kurzer Ueberblick über die Grundzüge der "speziellen Psychologie". Diese lässt sich als eine Spezialansicht des allgemeinspsychologischen Modells vom Menschen verstehen. Sie beschäftigt sich v.a. mit dem Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt und umgekehrt und bildet ein eigenes Forschungsgebiet.

Wahrnehmung (Stefan Marti 1985/86)

Am Anfang stand der Begriff der Repräsentation: inwiefern ist die innere Welt ein Abbild der äusseren? An verschiedenen Beispielen wurde gezeigt, dass eine Diskrepanz zwischen gemessener und wahrgenommener Welt besteht (z.B. die optischen Täuschungen, das Auge: es entstellt, fügt Sachen hinzu, wird beeinflusst durch innere Bilder und eine vorangehende Wahrnehmung. Durch diese Sinnestäuschungen waren wir nun gezwungen, eine Wahrnehmungspsychologie zu formulieren, die nicht nur von den Sinnesempfindungen abhängt: sie hängt ebenfalls von unseren perzeptiven und kognitiven Strukturen ab. Das bedeutet nun aber, dass wir ein gewisses Mass an Autonomie haben, die Welt auf eine artgemässe und individuelle Weise zu [erfahren und] erleben. Im weiteren untersuchten wir nun genauer, aufgrund welcher biologischer (und psychologischer) Voraussetzungen optische Täuschungen auftreten können. Dabei kamen wir physiologisch auf den Begriff der lateralen Inhibition. Durch die daraus folgende Ueberkompensation der unscharfen Reizunterschiede auf der Retina (und weiter Prozesse) konnten verschiedene optische Täuschungen erklärt werden (Müller-Lyer-Täuschungen). Anhand von verschiedenen Beispielen akustischer Wahrnehmung kamen wir darauf, dass die Vielfalt der Welt reduziert wird auf Kategorien: denn ohne Kategorisierung unserer Wahrnehmungen wäre das Gehirn völlig überlastet.

Wahrnehmung (Herbert Strahm 1987/88)

Wahrnehmung ist ein Grundbegriff der Allgemeinen Psychologie und ein Inputbereich in der psychischen Organisation des Menschen. Wahrnehmung bringt dem Menschen Information über die Welt, d.h. Information, die der Wirklichkeit entspricht. Das menschliche Wahrnehmungssystem ist jedoch selektiv und bildet nicht einfach Ausschnitte aus der Welt ab (Divergenz-Konvergenz-Problem!) Die Welt - so A. Lang - wird in Form einer Rekonstruktion 'hereingenommen'. Obwohl der Mensch an die Welt gebunden ist, ist er ein Stück weit unabhängig (relative Separatheit des Organismus), zum Teil autonom. Unter Autonomie wird eine Art Duplikation der Welt im Menschen verstanden, etwas, das ihn im Handeln weltunabhängig macht. Exemplarisch ist dies im Beispiel des Lokführers festzustellen. Trotz einem verschwindend kleinen Minimum an Input ist sein Handeln doch umweltgerecht (Handeln aus dem Gedächtnis). Die Aussenwelt des Menschen baut sich auf seinen Wahrnehmungen auf. Die Empfindungen (Umwelt- und Körperreize), die die Sinnesorgane erzeugen, verbinden sich mit den bisherigen Erfahrungen (Gedächtnis) zu Wahrnehmungen. Die Faktoren Empfindung und Erfahrung fassen den Begriff der Wahrnehmung. Ein äusserst wichtiges, der Wahrnehmung dienendes Sinnesorgan ist das menschliche Auge (visueller Sinn neben akustischem Sinn usw.). Dies ist zu einem grossen Teil dafür verantwortlich, dass die Wahrnehmung des Menschen so "unglaublich erfolgreich" (A. Lang) ist. Täuschungen kommen jedoch vor, wie uns Beispiele zeigen: - Bei gleichen Reizen können mehrere verschiedene Wahrnehmungen

entstehen (Beispiele: Bild von der Treppe, Bild der Quadrate). Auch die Figuren z.B. von Poggendorff und Ponzo illustrieren dies deutlich; es entsteht eine Diskrepanz zwischen der gesehenen und der gemessenen Vorlage (geometrisch-optische Täuschung). Umgekehrt können viele Reize zu nur einer Wahrnehmung führen, wie dies beispielhaft in der Farbwahrnehmung zum Ausdruck kommt. Das menschliche Farbwahrnehmungssystem beruht auf der Tatsache, dass in der Welt Licht ist. Das menschliche Auge kann jedoch nur einen kleinen Teil der Lichtreize als sichtbares Licht durch Auftreffen registrieren und weiterleiten, damit Farbwahrnehmungen entstehen. Farbe erkennt der Mensch erst nach bestimmten Lichtreizen auf das Auge, die für ihn mittels eines komplizierten Mechanismus in seinem Sehsystem erlebbar werden. Die Vielfalt des Lichtes wird im menschlichen Farbsehsystem reduziert: es entsteht etwas Neues, nämlich eine Farbe. Deshalb kann man eine Farbe nicht erklären, sondern nur auf die entsprechenden Objekte oder Gegenstände verweisen.

Bedeutend für die Wahrnehmung ist auch die Gestaltpsychologie. Zusammenfassend und wichtig ist, dass die menschlichen Sinne ein "Bild der Welt" zeigen, aber eben ein ganz eigenständiges, "persönliches" Bild. Dabei ergeben sich zwei separate autonome Welten, die jedoch aufeinander bezogen sind. Das menschliche Wahrnehmungssystem selektioniert, organisiert und interpretiert die Wirklichkeit.

Gedächtnis (Herbert Strahm 1987/88)

Seit Aristoteles wird 'Gedächtnis' begrifflich als die Gesamtheit aller Bewusstseinsinhalte (Erfahrungen) gefasst. Gedächtnispsychologie wird traditionell mit Wissenspsychologie gleichgesetzt. A. Lang sieht in der Funktion des Gedächtnisses ein einheitsstiftendes Prinzip und weitet mit diesem Ansatz den traditionellen Begriff erheblich aus. Seine Grundfrage zur Gedächtnispsychologie 'Was macht uns einheitlich?' ist letztlich auch die Frage nach der Identität, der Einmaligkeit des Menschen. Die Grundfrage nach Einheitlichkeit beantwortet Lang auf drei Ebenen: erstens ist eine gegliederte Einheit (Chromosom, Zelle) im Organismus begründet (Prinzip auf biologischer Ebene, Organisation des Genoms). Das einheitsstiftende Prinzip in jeder Zelle ist das Genom, das nicht übertragbar ist. Zweitens lässt sich Einheitlichkeit - trotz extremer Fragmentierung - auch von der Erfahrung her begründen. Einheitlichkeit wird auch auf der Ebene der psychischen Organisation festgestellt. Einzelne Erfahrungen kommen am selben Subjekt vor. Die Psyche ist jedoch nicht a priori einheitlich. Einheit kommt erst dadurch zustande, weil gemeinsame Erfahrungen denselben Bezug haben. Verschiedene Erfahrungen hinterlassen ihre Repräsentation in einem einheitlichen System (Gedächtnis) als eine Spur. Drittens sieht Lang ein einheitsstiftendes Prinzip auch in der Welt, in der das menschliche Handeln ebenfalls Spuren hinterlässt. Dieser dritte Aspekt reicht über das Individuum hinaus. Kultur: ein kollektives Gedächtnis.

Nach dem erweiterten Gedächtnisbegriff von A. Lang darf sich die Psychologie nicht nur auf das individuelle Gedächtnis konzentrieren. In der psychischen Organisation sieht Lang im Blick auf das Gedächtnis zwei Organisationen: Im Episodenspeicher (Episodengedächtnis) wird im Prinzip die vollständige Aufreihung der Biographie festgehalten (Erleben, Wahrnehmung, Handeln), die allerdings durch eine Selektion wiederum sehr fragmentartig erscheint und bei weitem nicht lückenlos ist (z.B. erinnern sich alte Leute gut an ihre Kinder- und Jugendzeit, zeigen jedoch erhebliche Lücken in der Erinnerung an ihre Jüngste Vergangenheit und Gegenwart). Ein vollkommener Episodenspeicher wäre für den Menschen etwas äusserst Störendes, denn er hätte keine Freiheit mehr, moralisch zu handeln. Ebenso ist der Episodenspeicher allein völlig unnützlich, um handlungsfähig zu sein.

Um diese Handlungsfähigkeit zu ermöglichen, muss aus der Zeitreihe nach sachlogischen Gesichtspunkten abstrahiert werden. Dies leistet der semantische Speicher (semantisches Gedächtnis), der von der Zeit absieht, also zeitlos verallgemeinert. Von ihm kann verallgemeinertes Wissen abgerufen werden, das sich in einer bestimmten Sachordnung zeigt. Es handelt sich hier um Alltagswissen über die Welt, um eine lexikonartige Wissensbasis, auf der verschiedene Elemente miteinander verknüpft sind (das Netzwerk Vogel/Fisch ist ein semantisches Beispiel und gibt eine Repräsentation des semantischen Wissens über Tiere). Die beiden Organisationen werden im Alltag in vielfacher Hinsicht miteinander in Beziehung gebracht (man beachte z.B. die Augenzeugenberichte in der Kriminalstatistik) und bestimmen in ihrer Korrelation die Handlungssteuerung beim Menschen.

Gedächtnis (René Hess (1989))

Das biologische Gedächtnis enthält die Information über unseren Organismus (biologisches Gedächtnis, genetischer Code). Selektionsprozesse vermögen diese Information im Laufe von Generationen zu ändern. Das "psychische Gedächtnis" enthält Inhalte, die bei Geburt noch nicht enthalten waren; es ist kennzeichnend für die Einzigartigkeit des Lebewesen (zB: Eineiige Zwillinge sind trotz der Gleichartigkeit ihres Genoms jedes für sich einzigartige Wesen). Artefakte bilden das kollektive Gedächtnis einer Kultur.

Das Gedächtnis ermöglicht die Ueberwindung des Raumes und der Zeit. So kann ich vergangene Erfahrungen und Erlebnisse ins Bewusstsein rufen. Zukünftiges kann ich antizipieren.

Neue Gedächtnisinhalte knüpfen an bereits vorhandene an; wie dies geschieht, ist rätselhaft. Ebenso ungewiss ist, ob wir alles oder selektiv speichern.

Im Episodenspeicher werden Erfahrungen und Erlebnisse in ihrem räumlichen und zeitlichen Kontext gespeichert. Der semantische Speicher enthält das Wissen von der Welt und uns in dieser Welt. Die Inhalte werden klassifiziert; dies ermöglicht die Gesichtserkennung nach Jahren. Das semantische Netzwerk (hierarchisch aufgebaut), Spreading Activation (nicht hierarchisch, Relationen verbinden die Inhalte) und das Modell des Merkmalvergleichs sind Versuche die inhaltliche Organisation des semantischen Speichers zu erhellen.

Handeln, Verhalten (Manuela Marxer 1986/87)

Handeln wird als der Einfluss des Individuums auf die Welt verstanden (Output). Im Gegensatz zum Handeln steht die Wahrnehmung (Input). Es spielen hier zwei Faktoren mit: Der Körper (Muskulatur) und die Hormone (Drüsen). Sie werden als exekutive Elemente bezeichnet.

Nun zwei Beispiele von Handlungen. Das erste Beispiel bezieht sich auf die Instinkthandlungen. Hier interessieren Fragen wie: Warum ziehen Vögel in den Süden? Denken sich die Vögel etwas dabei? und ähnliches. Die Antwort wird durch den Begriff des Angeborenen erklärt. Die Vögel machen das aufgrund eines Programmes, das ihnen angeboren ist. Aber auch äussere Bedingungen müssen gegeben sein. Beim Balzen zum Beispiel muss ein Partner vorhanden sein. Instinkte

sind zusammengehörige Komplexe: Die Bewegungskoordination einerseits und die perzeptiven Aspekte (Auslöser) andererseits. Das zweite Beispiel ist

das zielbestimmte Handeln. Wie bestimmt die Zukunft das Handeln? Das Individuum kann damit rechnen, dass das heute Vorhandene morgen auch noch das ist. Das Individuum besitzt also Kenntnisse über die Zukunft. Das Handeln, das heute Erfolg hat, wird sinnvollerweise wieder angewandt (Verbindung zum Lernen). Es bestehen also Gesetzmässigkeiten bezogen auf die Zukunft (Teleonomie). Der Jetztzustand wird mit dem Zukunftszustand verglichen.

Nach Miller, Galanter und Pribram besteht ein Bild (kogn. Struktur) und ein Plan (Idee des Zieles). Es ist nun eine genaue Vorstellung der Verbindung Bild-Plan nötig. Auch wenn die Lösung nicht bekannt ist, sucht man oder nimmt man den Weg, der zur Lösung hinführt. Man bildet kleine Einheiten (Teile des Bildes) und vergleicht den Zustand mit dem Teilziel bis man schliesslich ans Endziel, bzw. Letztziel gelangt (TOTE-Einheit). Dieses Letztziel beinhaltet jedes Handeln.

Handeln, Verhalten (René Hess (1989))

Handlungen verändern die Welt und beeinflussen dadurch unsere Zukunft (Beim Psychologiestudium treffe ich auf eine andersartige Umwelt als beim Physikstudium). Eine Handlung darf nicht bloss als Output betrachtet werden, denn sie wirkt wesentlich auf den folgenden Input; Input und Output sind in ein wechselseitiges Bedingungsgefüge verwoben.

Der psychologische Forscher segmentiert den Verhaltensstrom. Abhängig von seiner Fragestellung eignen sich bestimmte Stellen besser zur Segmentierung als andere. Der Verhaltensstrom selbst ist nicht [oder jedenfalls uneindeutig] segmentiert.

Instinkte sind durch direkte Koppelung von Input und Akt charakterisiert. Ein Schlüsselreiz hat in jedem Fall eine ganz spezifische Reaktion zur Folge. Instinkte sind angeboren und zukunftsorientiert; somit sind sie nur sinnvoll, wenn sich der Weltzustand nicht verändert. Im Uebergang von den Instinkten zur Handlung nimmt die Variationsbreite der Reaktionsweisen zu. Bei der zielgerichteten Handlungstheorie wird der Istwert mit dem Sollwert verglichen. Besteht eine Diskrepanz zwischen Ist- und Sollwert, so wird ein Akt ausgeführt (TOTE-Theorie). Die entscheidungsbezogene Handlungstheorie segmentiert den Verhaltensstrom nach Entscheidungen, die den Anfang einer Handlung kennzeichnen. Die feldbezogene Handlungstheorie besagt, dass eine Handlung die Resultierende aller wirkenden Bedingungen ist.

Kognition (Herbert Strahm 1987/88)

Während 'Lernen' als extern bedingte Reorganisation des Gedächtnisses gesehen wird, wird Kognition als ein Prozess der internen Reorganisation des Gedächtnisses dargestellt.

A. Lang's Grundfrage hier: Ist die psychische Organisation gewisser Eigengesetzlichkeiten unterworfen? Wie können wir Neues schaffen, schöpferisch sein, Fragen stellen?

Kognitive Prozesse, das eigentliche Herzstück oder Zentrum der Psychologie (Lang), sind Prozesse, welche sich auf die Sachordnung des Gedächtnisses beziehen (Wahrnehmung → Kognition → Handeln) und die nicht direkt äussere Auswirkungen haben (aber hoffentlich indirekte!). Die kognitive Struktur, die Wissensstruktur ist das semantische Gedächtnis. Kognition: die psychische Organisation steht auf die Welt hin in Bezug, aber macht ihre eigene Konstruktion davon. Information und bisheriges Wissen werden verarbeitet.

Dabei entsteht eine Diskrepanz (Spannung, Dynamik) und eine sich selbst organisierende Tendenz. Wir konzentrieren uns hier auf die Struktur, weil Spannung mehr mit Motivation zu tun hat. Das Problemlösen ist eine Folge von Strukturen, nicht ein Aneinanderreihen von Elementen. Die Problemlöseprozesse kommen vom Denken aus, können aber auch als Vorbereiten des Handelns angesehen werden. Dieses Denken ist produktiv, d.h. produziert etwas Neues.

Der empirische Zugang zur Kognition kann - wie beim 'Lernen' - nur indirekt erfolgen. Ein brauchbarer indirekter Zugang ist die Ausgrenzung (z.B. kann man problemlos autofahren und gleichzeitig reden, bis man an eine belebte Kreuzung kommt). Dort, wo dann die Routine aussetzt, müssen kognitive Prozesse (Problemlösungsprozesse) einsetzen (damit man das Auto unfallfrei über die Kreuzung steuern kann). (Das Denken findet oft auch erst nach dem Handeln statt.) Problemlösung: damit wird eine Situation durch die Gegebenheiten definiert. Das Umstrukturieren in der Kognition dient als Sammelname für Heuristik in der Gestaltpsychologie. Beispiele zur Heuristik (Lehre von den Verfahren, Probleme zu lösen, Anweisung zum Gewinn neuer Erkenntnisse): Situationsanalyse, Konfliktsanalyse, Materialanalyse, Zielanalyse, Rückwärtsplanung, Versuch-Irrtumverhalten.

Der Problemlösungsprozess ist ein Lernen in Handlungen/Situationen, das man vorher nicht gekannt bzw. gelernt hat -> Problemlösung: die Problemstelle verschwindet -> sukzessive Strukturveränderung (schrittweises Ueberführen in Strukturen, die passen). Die Versuche z.B. von W. Köhler mit Menschenaffen in einem Raum, denen eine Banane an der Decke winkt, zeigen den Prozess, der zu einem einsichtsvollen Verhalten führt.

Prototyp als Beispiel für Problemlösungsprozesse:

S1 : Zielvorstellung
 S2 : mit Regeln (wenn verfügbar)
 S1 -> S2

Dabei ist nicht real zu operieren, sondern im Denken:

-> Lokalisierung der Störfaktoren
 -> nachher Anwendung der vertrauten Routine

Es sind also Strukturierungsprozesse vorausgegangen. Die Psychologie interessiert sich im besonderen hier für den Übergang zwischen S1 und S2.

Der Problemlösungsprozess ist -zusammenfassend - ein innerer Prozess, der nur indirekt zugänglich ist; die Routine reicht nicht aus. Darum ist es ein produktiver Prozess, der Neues schafft. Verschiedene Zugänge sind hier noch erwähnt:

- Mundbewegung beim Denken: Ausdruck eines inneren Vorganges
- Introspektion
- Computersimulation

Kognition (Erwin Schreiber 1989)

"Kognition" meint eine spontane oder gezielte Veränderung der inneren Welt ohne direkten Anstoss von aussen, d.h. ohne Einfluss der Wahrnehmungs- und Lernfunktion. Die innere Veränderung bewirkt sowohl eine Ordnung angesammelter Inhalte als auch eine Schöpfung neuer Sinnzusammenhänge. Oft stehen für Kognition auch die Begriffe "Denken" und "inneres Probehandeln", was den Charakter der Handlungsplanung verdeutlicht.

Ein empirischer Zugang zur Kognitionsfunktion ist nur indirekt möglich: sie wird v.a. im Laufe von sogenannten "Problemlösungsprozessen" untersucht, also in Situationen, in denen der Mensch mangels Routine an Handlungsgrenzen stösst. Von den in diesen Prozessen erschlossenen Verhaltensweisen (vom Begleitverhalten wie Mimik bis hin zu Äusserungen über Problemlösungsstrategien) wird dann versucht, auf die inneren Vorgänge der Kognition zu schliessen.

Lernen (Claudia Baltensperger, Agnes Berger 1987/88)

Das Abbild der Aussenwelt, das wir mit Hilfe unserer Wahrnehmung konstruieren, wird in unserem Gedächtnis repräsentiert. Verantwortlich dafür, dass diese Repräsentation realitätsbezogen bleibt, sind Lernprozesse, durch welche diese Gedächtnisinhalte ständig angepasst und angereichert werden.

Man spricht dann von Lernen, wenn eine Veränderung in der psychischen Organisation stattgefunden hat, die sich in einer Verhaltensänderung äussert: unter dem Einfluss eines bestimmten Ausseneffekts wird ein ursprüngliches Verhalten systematisch in ein neues Verhalten umgewandelt; die neu erworbene Verhaltensmöglichkeit bleibt bestehen, da sie auf einer Veränderung im Gedächtnis beruht.

Auf welchen Elementarmechanismen basiert Lernen?

a) Konditionierung: aufgrund angeborener Verhaltensweisen reagieren wir auf gewisse Reize in einer bestimmten Weise. - Sobald eine Reaktion nicht mehr als natürliche Reaktion bezeichnet werden kann, hat ein Lernprozess stattgefunden, d.h. dann:

- wenn ein Zusammenhang hergestellt wird zwischen einem natürlichen, unbedingten (UCS) Reiz und einem ursprünglich neutralen, bedingten (CS) Reiz, so dass der CS alleine die gleiche Reaktion (CR) hervorruft wie beide Reize zusammen. (= Klassische Kondition.)

- wenn ein bestimmtes Verhalten ausgeübt wird, um einen damit verbundenen Effekt entweder wieder hervorzurufen oder zu vermeiden. (= Operante Konditionierung)

b) Habituation: Filterfunktion/Schutz vor Ueberforderung. Durch die Gewöhnung an einen wiederholt auftretenden Reiz lernen wir, diesen nicht mehr auf uns wirken zu lassen und ändern somit unseren Bezug zu jenem Reiz, solange er nicht in einem anderen Zusammenhang auftritt.

c) Begriffslernen: Objekte, denen wir begegnen, werden in unserem Gedächtnis repräsentiert. Wir lernen, ihnen Begriffe zuzuordnen, indem wir uns gedanklich eine Vorstellung von ihnen machen, d.h. von der einzelnen Begegnung ("token" im Episodengedächtnis) mit ihnen abstrahieren ("type" im semant. Gedächtnis). Verschiedene Begriffe werden durch Verallgemeinerung in subjektive Kategorien zusammengefasst.

Lernen basiert somit auf Veränderungen in der psychischen Organisation, hervorgerufen durch die Erfahrung, dass Zusammenhänge zwischen einzelnen Gegebenheiten bestehen.

Lernen (Yuka Nakamura 1989)

Den Prozess, durch den ein Individuum sich eine (geistige) Repräsentation der Welt, in der es sich befindet, aufbaut, bezeichnet man als Lernen.

Äussere Reize bewirken dabei permanente Veränderungen kognitiver Strukturen und ermöglichen deren fortlaufende Korrektur und Anpassung an äussere Gegebenheiten. Von diesen langfristigen Veränderungen abzugrenzen sind die Adaptationen, durch die sich ein Organismus lediglich vorübergehend auf seine Umwelt einstellt.

Lernprozesse entziehen sich unserer Beobachtung und zwingen uns dazu!, aufgrund von Verhaltensänderungen auf sie zu schliessen. Das Lernen weist immer einen motivationalen Aspekt auf, was schon allein die Ausrichtung der Sinnesorgane auf einen Gegenstand deutlich macht, von der abhängt, was ein Individuum lernen kann.

Grundsätzlich lassen sich in der Psychologie zwei Auffassungen davon, als was Lernen zu betrachten sei, unterscheiden. Die mechanistische vertritt dabei die Meinung, dass einzelne Lernschritte zeitlich geordnet aneinandergereiht werden und somit das Lernen in dem Hinzufügen neuer Elemente besteht (sequentielles Lernen, Konditionieren). Demgegenüber ist die organische Ansicht, dass unsere inneren Repräsentationen irgendwie strukturiert sind und dass die von aussen hervorgerufenen Veränderungen dieser Strukturen als Lernen zu bezeichnen sind (Begriffslernen).

Der Begriff Lernen deckt sich jedoch nicht mit dem der Entwicklung, auch wenn sie eng miteinander verhängt sind. Eher kann Lernen als ein Teilaspekt der Entwicklung betrachtet werden.

Motivation/Emotion (Lukas Vonesch 1985/86)

Erklärungen, wie ein Mensch aufgrund bestimmter Wahrnehmungen Handlungsmöglichkeiten entwickeln kann, finden wir in der kogn. Struktur. Neben den kogn. Prozessen muss aber ein energetisierendes Element existieren, das uns aktiviert, eine bestimmte Handlungsmöglichkeit zu selektieren und diese zu einem bestimmten Zeitpunkt auszuführen.

(Dies betrifft vor allem zielgerichtetes Handeln (Handlungssystem), das aus einer Kette von Handlungen besteht, die funktional aufeinander abgestimmt sind.) Diese Funktion wird mit dem Begriff der Motivation umschrieben. Sie soll das Auftreten, das Ziel, die Intensität und die Dauer einer Handlung erklären. Ein Teil der Erklärungsversuche befasst sich mit Grundkräften (Instinkte, Triebe), die in Form von Bedürfnissen das Individuum zum Handeln zwingen (Homöostatische Reaktionen). Andere gehen von einer Diskrepanz (aktuelle Reize - kogn. Struktur) bzw. einer Dissonanz (kogn. Struktur - Verhalten) in der kogn. Struktur aus, woraus Dynamik d.h. Handeln resultieren soll. Immer aber kommt der Motivation die Funktion eines Regulators bzw. Modulators zu (kogn. Struktur - Handeln).

Motivation/Emotion (Erwin Schreiber 1989)

Bezieht sich Kognition auf den Ordnungsaspekt der inneren Repräsentation der Welt, so haben wir es bei der "Motivation" mit dem dynamischen und richtunggebenden Teil zu tun. Motivationale Prozesse entscheiden darüber, welche Inhalte handlungsrelevant werden. Sie liefern dem Handelnden die nötige Energie und halten ihn "auf Kurs". In den Begriffen "Beweggrund" und "Motiv" fand dieser Charakter seinen Niederschlag.

Im Erleben des Handelnden äussert sich die Motivation in Form von Emotionen, d.h. in subjektiv empfundenen Gefühlen oder Affekten, die jedes Verhalten begleiten.

Die Grundlagen der Motivation werden auf verschiedenste Weise erklärt: Triebtheorien versuchen - in Analogie zu biologischen Erkenntnissen - die Energie menschlichen Verhaltens auf angeborene Instinkte oder Triebe zurückzuführen (Freud, Lorenz u.a.). Erst die Umwelt gibt dem Verhalten die jeweilige Richtung. Bedürfnistheorien überwinden diese Trennung von Innen und Aussen durch Schaffung von Konstrukten, die beide Funktionen integrieren ("needs", "press"). Werttheorien unterstreichen die Bedeutung der Kognitionen und Einstellungen für die Begründung des Handelns. Allen Theorien gemeinsam die mangelnde empirische Verankerung ihrer Begriffswahl.

Aufmerksamkeit (Stichworte von A.L.)

Aufmerksamkeit, historisch ein zentrales Thema der Bewusstseinspsychologie, wird als jener Aspekt der Motivationsfrage verstanden, welcher die Steuerung der Informationsaufnahme (und eventuell gewisser kognitiver Prozesse) betrifft. Aufnahmebereitschaft (wann, wieviel Input?) und Aufnahmeselektivität (was, auf welche Weise?) sind die Hauptfragen.

Themen wie Aufmerksamkeitsumfang, fokussierte vs. verteilte Aufmerksamkeit, Aufmerksamkeitsfluktuationen, Wahrnehmungsstil, Konzentrationsleistung, reaktive Anspannung sind typisch. Theoretisch sucht man vor allem nach dem Ursprung der aufmerksamkeitssteuernden Bedingungen (aussen, innen; peripher, zentral; automatisch, kontrolliert; sensorisch, semantisch etc.).

Dass der Umfang, dh die Menge dessen was aufs Mal verarbeitet werden kann, begrenzt ist, ist eine der sichersten Erkenntnisse der Psychologie. Allerdings lässt sich (ausser unter spezifischen Bedingungen) nicht allgemein angeben, wie die Begrenzung wirkt, da sie stark variiert, zB auf verschiedenen Verarbeitungsstufen (etwa Sperling-Versuch), je nach Eigenschaften des Informationsträgers (etwa Wort vs. Bild). Tendenziell scheint Priming (Einstellung) wirksam; die sensorische Selektivität (der Eingangskanal) scheint oft aber nicht immer vor der semantischen (dem Inhalt) den Vorrang zu haben; sehr wichtig ist die räumlich Charakteristik einer Information; irrelevante Reize werden durchaus auch verarbeitet, aber nur im räumlich Fokus semantisch erfasst.

Persönlichkeit (Agnes Berger 1987/88)

Persönlichkeit kann von der allgemeinen Psychologie her folgendermassen definiert werden: Persönlichkeit ist ein überdauernder Satz von Bedingungen in jedem Individuum der das ganzheitliche Zusammenpassen aller psychologischen Funktionen von der Wahrnehmung bis zum Handeln bestimmt.

Das Individuelle wird in der Differentialpsychologie behandelt.

Der Zugang zum allgemeinen Bedingungssatz für Persönlichkeit kann auf drei Wegen erfolgen:

- empirisch (Merkmale feststellen und ordnen)
- intuitiv (gefühlsmässig, komplexes Bild)
- rational (Abstraktion)

Persönlichkeit kann nicht eindeutig definiert und erklärt werden, deshalb bestehen diesbezüglich sehr viele Theorien, welche alle verschiedene Schwerpunkte hervorheben und sicher Teile erfassen, die stimmen, aber nicht vollständig und alleine gültig sind (z.B. die Theorien von Freud, Erikson, Rank, Angyal, Rogers, Maslow, Adler u.a.).

Salvatore Maddi suchte das Wesentliche in den verschiedenen Theorien und unterscheidet 3 Typen von Persönlichkeitstheorien:

1. *Konflikttheorien*: postulieren 2 Kräfte, die sich bekämpfen (z.B. Gut und Böses, eine interne und eine externe oder zwei interne Instanzen). Es besteht immer das Risiko zu Konflikten und Kompromisse müssen geschlossen werden. Diese dualistische Theorie spiegelt sich wider im abendländischen, christlichen Menschenbild.

2. *Erfüllungstheorien*: postulieren eine Kraft, die nach Verwirklichung drängt. Es besteht Gefahr, dass vor lauter Individualismus die Gesellschaftsfähigkeit leidet. Diese monistische Auffassung findet man auch in indisch/buddhistischen Vorstellungen.

3. *Konsistenztheorien*: postulieren viele Elemente, die miteinander in Bezug treten, Kräfte, die entstehen und vergehen, in ständigem Wechselspiel, die nicht auf einen Endzustand hin orientiert sind. Im Taoismus und ZenBuddhismus werden ähnliche Auffassungen vertreten.

Fiske und Maddi vertreten eine dynamische Theorie, die verschiedene Kräfte im Individuum sieht. Das Individuum entwickelt Strategien, um ein ihm passendes Aktionsniveau herstellen zu können. Je nach Vorlieben/Anlagen legt eine Persönlichkeit mehr Gewicht auf intern oder extern bedingte Labilität oder Stabilität.

Sprache (Susanne Pfister 1987/88)

Die Sprache des Menschen ist eine Lautsprache, ein Gefüge gegliederter Lautgebilde, die als hörbare Zeichen sinnvoll zum Ausdruck und zur Darstellung von Gedanken, Informationen, Gefühlen und Befehlen dienen. Dazu Schriftsprache.

Der Mensch hat die Möglichkeit über die Sprache sich selbst zu reflektieren.

2. Sekundärsysteme der Person

- Weltaspekte — das “Ökologische”
 - physische Umwelt
 - Mitmenschen
 - Kultur

- Spezielle M-U-Aspekte
 - Organismische Grundlagen
 - Wandel in der Zeit
 - Unterschiede
 - Funktionalität
 - Nutzung der Psychologie
 - Vorgehensweisen
 - Zielsetzungen

II Reflexivität oder Sekundärsysteme in der Person

1. Wie gewinnt der Mensch diese gelebte und erlebte *Freiheit* des Entscheidenkönnens, des eigenen, willentlichen Handelns?

1.1. Freiheit bei Tier und Mensch

Der Funktionskreis und Binnenstruktur der psychischen Organisation, wie sie bisher beschrieben wurden, können so oder ähnlich für alle höher organisierten Lebewesen, insbesondere Wirbeltiere konstruiert werden. Neben dem Menschen denke man an die meisten Säugetiere, insbesondere an die sog. Menschaffen, aber auch an Fische und Vögel, ja in gewisser Hinsicht auch an Reptilien, Amphibien und sogar an Gliederfüssler, insbesondere Insekten, kurz an alle Tierstämme, die über ein differenzierteres Nervensystem verfügen. Zumindest die gestellten Fragen, aber auch ein Teil der Antwortversuche – vielleicht mit Ausnahme der Erwägungen zur Ganzheitlichkeit (Person) – sind gültig. Bei der zwischenartlich vergleichenden Psychologie wird darauf zu verweisen sein. (Für Überblick: Eibl-Eibesfeldt 1980, Hinde 1966).

Beobachtet man Tiere, so kann man sich dem Eindruck der recht strikten Regelmäßigkeit ihres Verhaltens, gemischt mit einem Schuss Zufälligkeit, umso weniger entziehen, je ursprünglicher in der Phylogenese die betreffende Art anzusiedeln ist. Umgekehrt attribuieren wir bei höheren Tieren, zumindest in gewissen Lebenssituationen, eine gewisse Lösung von solchen Automatismen des Verhaltens, die uns umso stärker beeindrucken können, je mehr wir mit einem bestimmten Tierindividuum vertraut geworden sind (man vergegenwärtige sich gewisse Verhaltensweisen seines Hundes, seiner Katze, seines Pferdes, gewisser Vögel usw.). Möglichkeiten des Treffens “freier” Entscheidungen schreiben wir traditionell ausschliesslich unserer eigenen Art zu, ohne freilich deren Bedingungen ausreichend zu verstehen.

Während früheres Nachdenken über Freiheit von der Setzung eines scharfen Schnittes zwischen Mensch und Tier bestimmt war – für Descartes war das Tier eine Maschine, für die meisten religiös bestimmten Welt- und Menschenbilder war nur der Mensch ein beseeltes Wesen – sind wir heute bereit, einen viel fließenderen Übergang anzunehmen. Hier steht aber nicht die Frage der Schärfe des Schnittes oder des Unterschiedes zwischen Mensch und Tier zur Diskussion; es gibt sowohl Unterschiede wie Gemeinsamkeiten. Vielmehr wollen wir unsere Konstruktion der psychischen Organisation mit Bestandteilen zu ergänzen versuchen, die den angedeuteten Tatsachen einer gewissen Freiheit des Entscheidens Rechnung tragen können. *Freiheit* heisse zunächst nicht mehr, als *dass Entscheidungen oder Handeln uns weder rein zufällig noch voll determiniert erscheinen*, wofür wir gerne eine Erklärung hätten.

1.2. Freiheit nur eine Täuschung?

Bevor wir die Frage als Sachverhaltsfrage behandeln, sollten wir uns mit der Möglichkeit kurz beschäftigen, dass das Erscheinungsbild der Freiheit bloss ein Ergebnis einer bestimmten *Wahrnehmungsbeschränkung* darstellen könnte. Wenn wir von einer Erscheinung die Ursache(n) nicht ausfindig machen können oder nicht zur Verursachungsattribution an eine fiktive Instanz bereit sind, sprechen wir heute idR von “Zufall”. Spätere Kenntnis der notwendigen und hinreichenden Ursache(n) ersetzt diesen vorläufigen Erklärungsversuch augenblicklich durch einen Determinismus (oder eine engere Wahrscheinlichkeitsbeschreibung, soweit Messfehler, Störfaktoren, etc. einbezogen werden müssen). So gesehen ist nicht auszuschliessen, dass die Wahrnehmung von Freiheit ihren Ursprung in uns und nicht in der

gemeinten Sache hat. Von Freiheit des Handelns und Entscheidens zu reden, meint aber wohl etwas ausserhalb dieser simplen Dichotomie des Erkennens zwischen determiniert und zufällig. Es ist eine Charakterisierung, die nur Lebewesen, insbesondere eben Menschen, zukommen kann, und die wir in letzter Konsequenz nur dann beiziehen (sollten), wenn wir eigentlich alle in Frage kommenden Bedingungen für zwei oder mehr Alternativen des Handelns zu kennen glauben und alles dafür spricht, dass keine der Alternativen gegenüber irgendeiner andern zum vornherein irgendwelche Bevorzugung aufweist. Wenn wir einen Menschen unter solchen Umständen eine *Option* wählen sehen, ohne bei voller Kenntnis *aller* relevanten Bedingungen seine Wahl vorhersagen zu können, nur dann sollten wir von Täuschung sprechen.

Es ist offensichtlich, dass diese Bedingung der Kenntnis aller relevanten Bedingungen in Realität des Lebenden oder des Psychischen nie zutrifft, und damit ist die Frage, ob es überhaupt Freiheit gibt, faktisch nicht beantwortbar. Praktisch bedeutsam ist dann vielmehr die Tatsache, dass es nicht möglich ist, alle relevanten Bedingungen zu kennen. Dadurch wäre Freiheit, praktisch gesehen, durchaus eine Tatsache.

1.3. Freiheit und Verantwortung

Andererseits können wir den Begriff und die Möglichkeit von Freiheit nicht aufgeben, wenn wir nicht eine entscheidende Bedingung des menschlichen Zusammenlebens zugleich aufgeben wollen, nämlich die Idee der *Verantwortlichkeit*. Nur dann wenn wir dem Andern (und uns selber) zugestehen, dass sein Handeln nicht aus einem Automatismus bestimmt war, können wir uns erlauben, ihn (uns) für sein Handeln zur Rechenschaft zu ziehen, sei es, indem wir unerwünschtes (?) Handeln mit Schuldhaftigkeit in Verbindung bringen und dafür Strafen androhen und Sühne fordern, sei es, dass wir erwünschtes Handeln loben, belohnen, als Vorbild bewerten. Im Rechtswesen der meisten Gesellschaften gibt es dafür implizite oder explizite Setzungen und Ausführungsregeln. Es ist leicht zu sehen, dass aus dem Verantwortlichkeitsprinzip die *Forderung* der Tatsache von Freiheit abzuleiten ist. Im Anschluss an die Frage nach der Täuschung über Freiheit müssen wir also die Frage offenlassen, ob Freiheit eher als eine Tatsache oder eher als postulierte Voraussetzung einer Lebensform in einer Gesellschaft zu betrachten sei. Für die gelebte und erlebte Wirklichkeit ergibt sich daraus freilich kein Unterschied. Wer sich umbringen kann, ist wirklich frei, ob er es tut oder nicht (vgl. etwa Carl Améry's Essay "Hand an sich legen")

Vielleicht ist es gut, Freiheit begrifflich in drei konzentrischen Kreisen zu sehen: Anthropologisch beschreibt *Freiheit* eine (von mehreren möglichen) Grundverfassung von Lebewesen; empirisch-wissenschaftlich (biologisch-psychologisch) meint sie ein bestimmtes (angeborenes oder erworbenes) Verhältnis des Lebewesens zu sich selbst, nämlich ob es wollen muss oder wollen kann; praktisch oder aus der Sicht seiner Umwelt ist sie die Möglichkeit eines Lebewesens, das zu tun oder zu lassen, was es will. (In Anlehnung an Hist. Wb. Philo.) Hier ist primär der zweite Kreis des Wählenkönnens angesprochen.

Es gibt viele Lebensbereiche, wo solche Wahlfreiheit und die zugehörige Verantwortlichkeit alltäglich und trivial sind. Es kann sein, dass anhand trivialer Beispiele, wie sie manche Philosophen analysieren und zu Ende denken, das Entscheidende im Hinblick auf eine gültige Ethik herausgeschält werden kann. Andererseits ist nicht zu übersehen, dass verschiedene menschliche Gesellschaften gerade im Umgang mit wesentlichen Freiheiten und Verantwortlichkeiten starke Unterschiede zeigen. So ist etwa die Bewertung des Lebens und des Tötens von Menschen, Angehörigen der eigenen Gesellschaft und Fremden, oder von Tieren, unter diesen oder jenen Umständen, sogar innerhalb einer Kultur, oft einem erstaunlich starken Wandel unterworfen. Man denke etwa in unserer Kultur an den Wandel in der Bewertung der Selbsttötung, einem Feld, wo vielleicht die Bedeutung der hier untersuchten Freiheitsfrage am allerdeutlichsten erkennbar ist.

1.4. Freiheit als Erlebnis

Es ist jedoch nicht üblich, die Freiheit als eine Konstruktion zu erschliessen aus dem Artenvergleich, aus der praktischen Unmöglichkeit ihrer Widerlegung oder aus ihren tatsächlichen gesellschaftlichen Konsequenzen. Freiheit wird nicht nur *gelebt*, sondern von Individuen vor allem andern *erlebt*. Eher wahrscheinlich ist also, dass die Idee von Freiheit ihrem Erleben entspringt. Insofern kann sie als eine erklärungsbedürftige Erscheinung verstanden werden. Auch wenn wir uns nicht auf direkte Erlebnisberichte verlassen wollten, müssten wir aus Tatsachen des Verlustes von Erlebnisfreiheit schliessen, dass hier ein Sachverhalt in der psychischen Organisation die Aufmerksamkeit unserer Rekonstruktionstätigkeit verdient. Es scheint sogar, dass Freiheit und Erleben in intimer Weise miteinander verbunden sind. Das ist daraus ersichtlich, dass es verhältnismässig selten Menschen (in Zuständen) gibt, welche aussagen, dass ihr Erleben durch eine fremde Instanz bestimmt wird, für sie gemacht wird, nicht mehr in ihrer eigenen Willkür liegt. In den meisten Fällen wird das von den Betreffenden selbst sowie von Dritten als ein abnormer Zustand, oft mit Ängsten verbunden, als dysfunktional in den Bereich des Pathologischen eingeordnet.

Auch gibt es Verwirrtheitszustände, in denen Individuen für einen Beobachter verhältnismässig funktional handeln, gemäss ihrem eigenen Bericht aber keine oder nur eine verminderte Kontrolle mehr über sich selbst ausüben konnten. Solche Zustände werden denn auch in Rechtsverfahren anerkannt; sie rechtfertigen als “verminderte Zurechnungsfähigkeit”, sei sie aktuell oder chronisch, eine teilweise oder gänzliche Entlastung von Verantwortlichkeit.

Recht viel häufiger gibt es Zustände, die Personen als ungewöhnliche Veränderungen ihres eigenen Erlebens beschreiben. Es hat sich dafür der Ausdruck *veränderte Bewusstseinszustände* eingebürgert. Solche Zustände erscheinen nach Einnahme von gewissen Substanzen (nach ihrer Wirkung unter den Sammelnamen “psychotrope Drogen” klassifiziert) aber auch nach etwas ungewöhnlichen körperlichen Betätigungen, so zB Hyperventilation, starke Ermüdung, extreme körperliche Anstrengungen (wie Dauerlauf oder geistige Konzentration wie Meditation, etc.) oder sensorischen Sonderbedingungen (wie Überstimulation, andauernde Unterstimulation oder Deprivation). Diese *Bedingungen* solcher Erscheinungen zeigen, dass jedenfalls auch das Erleben einer biologisch-somatischen Grundlage bedarf (vgl. Biol).

Die skizzierten *Erscheinungsformen* legen die Verallgemeinerung nahe, dass diese Bedingungen zunächst geeignet sind, den Erlebnisstrom in geringerem oder stärkerem Ausmass nach Tempo und Verschiedenheit der Bewusstseinsinhalte zu intensivieren und dabei auch das Gefühl einer Erhöhung der Eigenkontrolle des Stroms zu vermitteln. Nicht selten schlägt jedoch dieses eigene Kontrollgefühl um in Ohnmacht und den Eindruck, der Erlebnisstrom mache sich selbständig. Das mit weniger extrem veränderten Bewusstseinszuständen oft verbundene Glücksgefühl macht dann einer Bedrohtheitserfahrung, Angst, Panik, etc. Platz. Dass es dabei bei vielen Menschen (und möglicherweise in einigen Lebensphasen der meisten Menschen) um äusserst starke, wichtige, existentielle Selbsterfahrungen geht, zeigen die Folgeerscheinungen von gehäuften oder wiederholtem Herbeiführen solcher Zustände; Stichwort: Süchte.

Vergleichbare, jedoch normalerweise nicht eigentlich angstverbundene, Zustände sind freilich alltäglich auch ohne toxische Vorbedingungen. So gibt es Berichte und Beobachtungen über *Tagträume* oder gewisse Gruppenerfahrungen (Intimgruppen oder Massen): Zustände, die ebenfalls zwischen Eigen- und Fremdkontrolle des inneren Geschehensstromes (und manchmal auch des äusseren) oszillieren. Vergleichbar sind auch die Berichte über die *Schlafträume* (aber auch Alpträume, Schlafwandeln, etc.), deren Verlauf sich der Kontrolle entzieht, und die deshalb auffallen, weil wir im Normalzustand in so hohem Masse den Eindruck der Steuerbarkeit von Erleben und Handeln haben.

Bedeutsam ist noch die Feststellung, dass die *Funktionalität* des Handelns (also die Möglichkeit, das Verhalten zielgerecht und wirklichkeitsangepasst zu vollziehen) in solchen veränderten Bewusstseinszuständen für einen Beobachter von aussen oft erstaunlich wenig

beeinträchtigt erscheint. Allerdings ist das eine Frage des Grades; und zweifellos findet eine Labilisierung statt, welche den Handlungsstrom insbesondere an heiklen Stellen gefährdet (wo Routinehandlungen nicht ausreichen, wo rasche und adäquate Entscheidungen verlangt werden) und damit zu einem Risiko für Betroffene und ihre Umgebung macht.

1.5. Freiheit als Systematik

Die vorstehend beschriebenen Sachverhalte sind durch die bisherige Konstruktion des Funktionskreises (W, G, H) und der differenzierten Binnenstruktur der psychischen Organisation (K, M, L, A, P) *nicht abzudecken*. Denn wir stehen unter dem Eindruck, dass die geschilderten Erscheinungen, egal ob von aussen oder von innen betrachtet, einer vollständigen Regelmäßigkeit eines “durchkonstruierten” Gebildes nicht gerecht werden.

Es ist immer wieder versucht worden (zB in algorithmischen Modellen psychischer Funktionen) solchen Abweichungen von Determiniertheit durch Einführung des *Zufallsprinzips* Rechnung zu tragen. In der Tat ist es so, dass *geregelt, sollwertbestimmte Systeme*, wenn sie durch zufällige Einflüsse (von aussen oder als systemeigenes “Rauschen”) eine Zustandsänderung erfahren und diese dann als Folge ihrer Rückkoppelungskreise auszuregulieren vermögen, einem Betrachter in oft erstaunlichem Masse als lebensanalog oder handlungsanalog verstanden werden (Beispiel: Homeostat von R Ashby, ein wegfindender Roboter).

Sollwertbestimmte Regelsysteme sind eine Vorstellung, die sich in gewissen Teilen der Psychologie (Sensorik, Motorik, Lernen, Motivation, Handeln, etc.; vgl. etwa Bischof 1985, Klix 1971) einer grossen Beliebtheit erfreuen. Ich bin nicht sicher, dass sie der vorstehend exemplarisch geschilderten Freiheitsproblematik gerecht werden können. Die Frage, woher die Sollwerte kommen und ihrerseits Veränderungen erfahren, lässt sich nämlich in dieser Konzeption nicht beantworten (es sei denn man lasse den unendlichen Regress zu oder hole sie von aussen her einwirken). Was in abgegrenzten Teilbereichen (Beispiele: räumliche Zielfindung, Handeln in industrieller Arbeitsorganisation) sehr stimmige und oft sogar anwendungsbereite Modelle ergibt, hat in einem so komplexen Gebilde wie der psychischen Gesamtorganisation möglicherweise heuristischen Wert; es besteht aber auch ein Risiko der Horizonteinengung. Dem möchte ich aus dem erwähnten Grund der *Sollwertfrage* entgehen, indem ich vorderhand ein eher “lockeres”, in gewissen Aspekten nur *kybernetik-analoges* System-Denken vorziehe.

Wenn ich jetzt beispielhaft etwa an einen *Lebenslauf* eines Menschen von aussen beobachtend und synthetisierend denke und mit demjenigen etwa eines Pferdes oder Hundes vergleiche, so lassen sich allgemein einige Ähnlichkeiten und eine Verschiedenheit festhalten. Beide erscheinen einem Betrachter als eine Art Gestalt, insofern wohl die grösste Zahl wenn nicht alle manifesten morphologischen und verhaltensmässigen Erscheinungen irgendwie zueinander passen, ein Ganzes bilden. Weit aus das meiste davon mag als *arttypisch* charakterisiert werden; vieles beschreibt in seiner Gesamtheit auch das *individuell* Charakteristische, dh der Beobachter kann aus einem Teil des beobachteten Verhaltens etwa überzufällig zutreffende Vorhersagen über das Verhalten zu anderen Zeitpunkten des Lebenslaufes machen. Beide Typen von Lebensläufen sind aber in ihrem Verlauf auch von einer grossen Zahl von “*Zufälligkeiten*” bestimmt, insofern das Milieu, in dem sich das Lebewesen aufhält, in seinen Einflüssen auf das Individuum nur zu einem Teil von dem Individuum selbst bestimmt ist. Beide Typen entwickeln jedoch auch *Präferenzen* und *Gewohnheiten* für und innerhalb eines einmal wirksamen Milieus, welche wiederum mit zu der charakteristischen Gestalt gehören.

Worin ich nun jedoch einen Unterschied sehen möchte, ist die Beobachtung, dass bei vielen *Menschen*, von einem gewissen Alter nach der ersten Kindheit an jedenfalls, solche Gewohnheiten und Präferenzen zunehmend eine gewisse *Systematik* erreichen, die sich von

derjenigen beim Tier deutlich unterscheidet. Es kann offen bleiben, ob der Unterschied kategorial oder graduell sei. Persönlich halte ich ihn eher für graduell, weil Menschen interindividuell und über Altersstufen auch recht sehr variieren; aber dennoch recht massiv, weil er geeignet ist, doch ganz andere Lebensläufe und Gesellschaften hervorzubringen.

Es scheint nämlich dass der der Kindheit entwachsene Mensch in geringerem oder stärkeren Ausmass dazu übergeht, verschiedene Erfahrungen seines Lebens untereinander in Beziehung zu setzen, Lebensentwürfe zu prüfen und zu machen und miteinander zu vergleichen, diejenigen anderer Personen, aber auch einfach mögliche, fiktive, ausgedachte Lebensentwürfe, und dann solche verschiedene Entwürfe untereinander vergleichend zu bewerten, Handlungen im Hinblick auf solche Entwürfe zu vorzuziehen bzw. zu vermeiden. Kurz der (mündige) Mensch bringt eine *eigene Systematik* in sein Leben, die paradoxerweise eine (selbstgewählte) Verminderung der aktuellen Freiheit des Handelns zur Folge haben kann, gleichzeitig aber die Freiheit, nämlich als Entscheid für einen bestimmten Entwurf, umso stärker betont. Denn hat man gewählt, ist das Andere (Boesch 1989) ausgeschlossen. Kurz, man kann einen Lebensentwurf und das daraus bestimmte Handeln als eine *Systematik der eigenen Freiheit* bezeichnen.

Nun lässt sich wohl eine solche Beschreibung leichter auf innere Beobachtung von mir selbst und auf die Deutung von verbalen Berichten anderer abstützen als auf Beobachtung von aussen. Immerhin ist darauf hinzuweisen, dass Lebensentwürfe und ihr Vollzug stabilere und labilere Phasen aufweisen, was sich in Verhalten rasch erkennbar macht (vgl. Entw); und besonders deutlich wird eine solche Betrachtungsweise gestützt durch Erscheinungen im Zusammenhang mit eigentlichen Brüchen in den Entwürfen. Was ich hier vielleicht etwas umständlich am Beispiel Lebensentwurf beschreibe, ist in der Psychologie vielfach unter Bezeichnungen wie Identität, Selbstfindung, Identitätsbruch, etc. untersucht worden. Die Literatur dazu ist immens und reicht von der Verleugnung des Sachverhalts als psychologisches Problem (zB Skinner) bis zu religiös oder esoterisch gestimmten Fantasmen und Mythen (zB Jung); einen Überblick bietet Wylie 1974/79; vgl. unten). Den Vorzug meiner Perspektive auf den Sachverhalt von der Freiheit her sehe ich darin, dass sie mich näher an möglich Prozessvorstellungen über das Selbst führt und zudem leichter auch andere, über die Grundfunktionen hinausreichende Erscheinungen in die Konstruktion einbeziehen lässt (vgl. die nachfolgenden vier Unterkapitel zu R).

1.6. Reflexivität oder das Prinzip der sekundären Repräsentation

Gesucht ist also eine Konstruktion, welche im Rahmen des bisher allgemeinspsychologisch dargestellten Funktionen-Insgesamts, das offenbar grundsätzlich zum Verständnis einfachen Lebens (von Tieren, von kleinen Kindern) ausreicht, eine Art *Überbau* darstellt. Wir brauchen einen solchen Konstruktionsteil, wenn wir den Tatsachen der *Freiheit und ihrer Systematik* (um es so paradox auszudrücken wie es uns erscheint) gerecht werden wollen. Für Viele beginnt allerdings die Psychologie überhaupt erst hier. Auf dem Hintergrund meines Wissenschaftsverständnisses brauche ich nicht weiter zu begründen (vgl. Meth), warum ich eine solche Abtrennung von Sachverhalten aus einem Ganzen für ebenso verhängnisvoll halten würde wie die in der akademischen Psychologie zu beobachtende Vernachlässigung der gegenwärtigen Thematik.

Gehen wir davon aus, dass über die Lebensspanne eines Individuums zwischen W und H ein überdauerndes aber dynamisches Gebilde laufend differenziert und aufgebaut wird, aus welchem unter Zufluss der aktuellen Wahrnehmungsinformation alles Handeln, alle weitere Entwicklung und auch die Aufmerksamkeitskontrolle der Wahrnehmung bestimmt sind, so bleibt hier kein Platz für Freiheit im beschriebenen Sinn. Zufälligkeit kann mitspielen im Sinn

von "Systemrauschen" und von teilweiser Arbitrarität der Begegnungen des Individuums mit dieser oder jener Weltoberfläche.

Jedenfalls haben wir uns die Konstruktion der allgemeinen psychologischen Organisation gerade so gemacht; alles andere, auch wenn es möglicherweise wirklichkeitsgerechter wäre, würde unsere wissenschaftliche Zielsetzung in Frage stellen. [In Klammer möchte ich anfügen, dass ich seit kurzem in der semiotischen Begrifflichkeit eine Möglichkeit vermute, auch schon die Grundfunktionen der allg. Psychologie etwas weniger biologistisch als bisher zu behandeln und vielleicht mehr "Freiheitsgrade" schon dort einzuführen ohne an Begründbarkeit aufzugeben. Wohin das führt, ist derzeit nicht abzusehen, so dass ich hier zunächst die näher an der psychologischen Literatur angesiedelte Grundfunktion-Überbau-Konstruktion weiterführe.]

Die Frage bleibt also, wie das System die beobachtete systematische Freiheit gewinnt. Meine formelhafte Antwort im Rahmen unserer Konstruktion: indem die *kognitive Struktur* (G oder Gedächtnis im erarbeiteten Sinn) *in Teilen dupliziert und mit dem Original in Relation gesetzt* wird. Sie ist im folgenden zu erläutern.

Allen oben stellvertretend für ein weites Feld beschriebenen Sachverhalten von Freiheit und ihrer Systematik scheint mir diese Idee gemeinsam: *sie setzen G* (einschliesslich K, M, L, etc.) *voraus und sie sprengen G*. Wollen wir nicht aufgeben, G als einen determinierten Komplex zu verstehen, in welchem alle Teile zu einem bestimmten Zeitpunkt so sind wie sie sind, weil sie von anderen Teilen des Komplexes her eindeutig bestimmt sind und ihre Veränderung in der Zeit nur durch Beeinflussung der Teile des Komplexes untereinander (K, M) sowie durch neuen Input von den wahrnehmenden Teilsystemen her (W, A, L) bedingt sein kann, so hat Freiheit nur den sehr beschränkten Platz in der Konstruktion, der auf dem Weg über Input von aussen erzielt werden kann. Ja, unter diesen Umständen wäre sogar fraglich, ob nicht über die Selektivität der A-Funktion alle Neuheit von Input ausgeblendet werden könnte. Wir dürfen ja nicht vergessen, dass die M-Funktion in ihrer aktivierenden Wirkung Postulat-Charakter hat, obwohl biologisch gut erläutert, psychologisch nur wenig präzise begründbar ist.

Die Einschränkung entfällt, wenn sich Teile der kognitiven Struktur relativ selbständig von andern Teilen absetzen können, ohne ihre Beeinflussbarkeit von diesen andern Teilen und ihre Beeinflussung anderer Teile ganz aufzugeben. Die Situation ist *strukturgleich* mit unseren Überlegungen zur *relativen Autonomie des Individuums* von der umgebenden Welt insbesondere im Zusammenhang mit W und G. Der Grundgedanke war dort: wenn das Individuum mittels W Information (der Organismus Stoffe und Energie) aus der Welt speichern (G) kann und so auch mit räumlich oder zeitlich nicht aktuell wirkenden Umwelteilen, gewissermassen *in absentia* und ohne ständigen Realitätsdruck, "umgehen" kann (K, M), dann gewinnt es Selbständigkeit in (von) seiner Umwelt und kann sie wahren, wenn es zugleich ausreichend realitätsgerechte Bezüge (W, L) zur umgebenden Welt aufrechterhält und auf Halten und Sichern sowohl der *Eigenständigkeit* wie der *Bezogenheit* orientiert bleibt (M, A, P).

G ist also, so verstanden, mit Ausnahme des (in jedem Augenblick nur kleinen, in der Akkumulation aber nicht unbeträchtlichen) Inputflusses die Bestimmende des ganzen psychischen Geschehens. Das im Bezug zur Umgebung erfolgreiche *Rezept des Autonomiegewinns innerhalb der psychischen Organisation wiederholen* heisst: baue eine Substruktur auf und grenze sie vom Rest des System einigermaßen (relativ) ab und repräsentiere mit dieser Substruktur ausgewählte Aspekte der Gesamtstruktur. Lasse allen Input zunächst in das Primärsystem G etc. und übernehme dann, sei es aus aktuellem Input, sei es aus dem älteren Primärsystem, Einiges in diese neue Sekundärstruktur. Es kann sein, dass du für gewisse Bereiche die Primärstruktur entlasten bzw. ihre Funktionalität verbessern kannst, wenn du gewisse Inhalte und Formen ausschliesslich im Sekundärsystem behältst und unter gewissen Umständen das Primärsystem als ein dem sekundären untergeordnetes Basis- und Exekutivstruktur führst. (Wenn du das Primärsystem von sekundären her allerdings zu seinem Nachteil überlisten willst, musst es recht trickreich anstellen.) Du musst für das Sekundärsystem Formen der Speicherung und Inbeziehung-Setzung oder Komplexbildung von

Inhalten aus dem Primärsystem herausentwickeln, welche denjenigen im Primärsystem zwar affin sind aber vielleicht in der Spezialisierung weitergehen. Welche Inhalte zu übernehmen sind, weisst du anfänglich nicht; aber ähnlich wie beim Erringen der Primärstruktur, wird sich aus seiner Bewährung auf die Dauer schon ergeben, was du brauchen kannst und was nicht. Lasse im Prinzip im Sekundärsystem die gleichen Funktionsprinzipien spielen, die im Primärsystem erfolgreich waren, dh benutze ein gleiches Neuronal-/Humoralsystem als Informationsträger und stelle dich auch im neuen Teilsystem auf eine eigene Mischung von Festigkeit und Wandel ein. Das sichert die wichtige Relation zwischen Primär- und Sekundärsystem, auch wenn du vielleicht neue Strukturen (Grosshirn) analog den bisherigen (Stamm-, Mittelhirn) aufbauen musst.

Man verzeihe mir den stilistischen Trick mit dem Aufbau-Rezept und den physiologischen Konkretisierungen, der mir die Formulierung etwas erleichtert hat. Natürlich muss man sich einen langdauernden bioevolutiven Prozess in der *Stammesgeschichte* der menschlichen Art vorstellen, der mit der Herausbildung des Grosshirns und damit sowohl morphologisch wie funktionell-inhaltlich mit den Lebenstätigkeiten Nahrungserwerb, Artgenossenkommunikation etc.) zusammenhängt: nämlich Befreiung des Mundes von Manipulationsverhalten durch dessen Verlagerung auf die Vorderextremitäten und die damit verbesserte “Bearbeitung” der Umgebung durch Herstellen von Werkzeugen, räumlichen Strukturen, Kultzeugen etc. sowie die Herausbildung des Sprechens und parallel dazu die Spezialisierung der Füße für aufrechten Gang und der damit mögliche Aus”bau” des Hirnschädels mit der Ausweitung der Möglichkeiten von G vor allem in kognitiver Hinsicht. (Faszinierende Lektüre dazu: Leroi-Gourhan 1964/65).

Nebenbei: im ökologischen Bezug werden wir bei der Kulturpsychologie die *relative Verdoppelungsidee* ein drittes Mal einsetzen, bzw. ein viertes Mal, wenn wir annehmen, dass bereits die Genomstrukturen aller Organismen nichts anderes sind als eine “Verdoppelung” der Umwelt der betreffenden Art, nämlich in der indirekten Form von “Rezepten”, wie Strukturen (Organismen und ihr Verhalten) aufzubauen seien, welche ein Chance haben, die Genomstruktur zu reproduzieren. (Vgl. dazu etwa Dawkins 1976; Klopff 1982). Solche relative Verdoppelungen finden sich in Strukturen wie (1) Genom und (2) Gedächtnis (von artgemäss und erfahrungsgemäss relevanten ausgewählten Aspekten der umgebenen Welt), (3) Reflexive Sekundärstruktur von ausgewählten Aspekten von G, und schliesslich (4) in der menschlichen Kultur als einer externen raum- und zeitübergreifenden Konkretisierung von ausgewählten Aspekten von G und R.

Bezeichnen wir das dritte, hier interessierende individuumsinterne partielle Duplikat von G als *sekundäres Repräsentationssystem* mit dem Kürzel **R** oder *Reflexivität*. Die Benennung gilt im mehrfachen Wortsinn: R reflektiert, dh widerspiegelt oder bündelt vermutlich manche Eigenschaften von G; R entspricht aber auch dem Wortsinn des “Reflektierens” als Nachdenken über, Abzielen auf etc.; und schliesslich birgt die Bezeichnung möglicherweise manches von dem, was die Grammatiker als Reflexivität oder Selbst-Rück-Bezug bei Verben und Pronomen gefasst haben.

1.7. Freiheit und Reflexivität

Hier (oder eher am Schluss?) soll eingehender gezeigt werden, wie das Partialverdoppelungsprinzip das Freiheitsproblem allgemein löst. Derzeit kann die folgende beispielhafte Überlegung die vorgeschlagene Relativierung (nicht seine Aufhebung!) des Determinismusprinzips vielleicht nachvollziehbarer machen.

Man muss das Notwendige (das den Gesetzen gehorchende) und das Tatsächliche (was den Gesetzen entsprechend dann und dort abläuft) unterscheiden. Wenn ein Chemiker eine Reaktion in Gang bringt, gehorcht die Reaktion den Naturgesetzen; aber wann und wie und deshalb mit

welchen Folgen sie in Gang kommt, beruht auf dem Eingreifen des Chemikers. Entsprechend gehorchen alle im Hirn ablaufenden Prozesse physiko-chemischen Gesetzmässigkeiten; wann und wo im Hirn welche von den möglichen tatsächlich vorkommen, ist aber nicht mehr Sache dieser Gesetzmässigkeiten, sondern der dann gegebenen historisch gewordenen wirkenden Bedingungen.

Im Rahmen einer physiologischen Betrachtungsweise genügt es zu zeigen, dass im Hirn Teilbereiche bestehen, die sich von den andern insoweit isolieren können, dass die Endzustände von Prozessen in einem Teilbereich für die Auslösung von Prozessen in einem andern Teilbereich von grösserem, kleineren oder ohne Einfluss werden können, ohne dass die ersten von den zweiten abhängig sind. Damit ist Geschichte konstituiert und unmöglich gemacht, dass für den gesamten Hirnprozess eine durchgängige Determiniertheit besteht, obwohl jeder einzelne Prozessteil durchaus den biochemisch-physiologischen Gesetzen folgt.

Das gleiche gilt natürlich für ein lebendes System in seinem Verhältnis zur umgebenden Welt: es kann durchaus von ihr abhängen ohne vollständig von ihr determiniert zu sein, wenn es ihm gelingt, sich wenigstens partiell vom umgebenden System zu isolieren.

1.8. Formen der relativen Strukturverdoppelung oder der Reflexivität

Soweit verfügen wir nun über ein sehr allgemeines Prinzip, unter dem sich möglicherweise die systematisierte Freiheit rekonstruieren lässt. Das Prinzip scheint, so weit ich sehe, in der humanpsychologischen Perspektive drei oder vier manifeste Formen gefunden zu haben. Es sind dies das bewusste *Erleben*, das *Selbst* oder Ich, die *Sprachlichkeit* und möglicherweise die *Imagination* von raumzeitlichen Gestalten. Über die ersten drei davon gibt es, ohne dass die Bezüge untereinander mehr als nebenbei verfolgt worden wären und deshalb verhältnismässig isoliert voneinander, drei reiche Literaturtraditionen. Über die vierte Form lässt sich nur indirekt etwas aus der psychologischen Literatur übernehmen.

Inwieweit für die vier Formen als eigene Konstruktionen entwickelt werden sollen oder ob sie gemeinsam als Reflexivität behandelt werden können oder sollen, ist für mich eine pragmatische Frage, ähnlich wie diejenige nach der didaktisch-forschungsstrategischen Separierbarkeit der Komponenten der Binnenstruktur (K, M, L, A). Mein Konstruktionsversuch der psychologischen Organisation ist in diesem Bereich noch programmatischer als in anderen; man wird einige Vorläufigkeiten und besonders viele Irrtümer in Kauf nehmen müssen. Ich behandle die Grundzüge der vier Konstruktionen nacheinander, obwohl viele Querbezüge bestehen.

2. Selbst oder Ich

2.1. Was meinen wir mit Selbst oder Ich?

Es handelt sich um einen ausserordentlich schwierigen Begriff mit einer langen Denkgeschichte (mit Sokrates' "Erkenne Dich Selbst!" anfangend), wenig überzeugender empirischer Forschung und verwirrlischer Nähe zur Umgangssprache. Bis 1950 gibt es praktisch keine Untersuchungen; was seither gemacht wurde, neigt zum Verfliessen mit Persönlichkeits- und/oder Differentialpsychologie. Von der Tatsache der Entwicklung ist das Selbst ebenfalls nicht abzutrennen, wie der schöne Buchtitel zum Thema von G.W. Allport "Becoming" zeigt. Allport zieht übrigens in seinen Schriften die Bezeichnung "Proprium" vor, die gewiss mit "Selbst" verwandt, aber weniger explizit als "Ich" den Erlebnisaspekt betont.

(A) Das Selbst gilt *allgemein* als jene psychologische Konstruktion, welche die Gesamtheit der psychologischen Funktionen eines Individuums auf einmalige Weise in eine einheitliche

Gestalt organisiert. In dieser Rolle kann man das Selbst als den Ursprung des individuellen Handelns bezeichnen und mehr oder weniger synonym mit Ausdrücken wie Subjekt, Person, Agent, u.ä. verwenden, mit denen man auf eine zentrale Instanz des Individuums verweist. Die Schwierigkeit mit dem Begriff liegt offensichtlich darin, dass, wenn das Selbst das Handeln der ganzen Person bestimmt, die Frage offen bleibt, wer oder was denn das Selbst bestimmte; ein unauflösbarer Kreis- oder Kettenschluss ist vorprogrammiert.

(B) Auch *erlebnismässig* bringt man das Selbst oder Ich mit dem Zentrum oder Ursprung, also mit dem eigentlichen *Subjekt* des Handelns in Verbindung: es ist “ich selbst”, der oder die handelt. Als erlebtes Selbst wird es aber gleichzeitig zu (s)einem *Objekt*, indem das Subjekt aus sich selbst auch ein Gegenüber macht. William James (1890) hat das in die schöne englische Formel vom “I” als Subjekt gebracht, welches das “Me” als Objekt erkennt. Das Selbst ist dann jenes Subjekt, das sich selbst zum Objekt hat.

Die Bedeutungen (A) und (B) ziehen sich wie ein roter Faden durch die Literatur; sie lassen sich nicht immer klar unterscheiden, weil der Unterschied wieder einmal eher in der Betrachtungsweise als im Sachverhalt liegt. Ein gängiger Sprachgebrauch (der Praxis) beispielsweise, der beide Bedeutungen zu vermengen sucht, redet vom Selbst als dem Inbegriff aller Gedanken, Gefühle, Strebungen, Gewohnheiten, etc. welche ein Individuum als *seine eigenen erfährt* oder welche ihm von Dritten als *seine eigenen zugeschrieben* werden. Nur insoweit man die Bedeutung dieses “Eigenseins” empirisch angehen kann, dürfte dieser Begriffsgebrauch sinnvoll sein; sonst fällt er nämlich zusammen mit dem Begriff der gesamten psychischen Organisation, und es ist nichts gewonnen.

Bei beiden Begriffsaspekten handelt es sich so, wie die Begriffe in der Literatur gebraucht werden, um Attributionen mit einem gewissen Reifikationsanspruch: das Selbst, wenn es sich nicht um etwas Psychisches handelte, wäre ein Gegenstand, den man sehen oder greifen können müsste: das Subjekt im Subjekt als “Homunculus” und das Objekt im Subjekt in Analogie zu physischen handelnden und leidenden Substanzen. Der Attributionscharakter ist in der der Bedeutung (B) direkt erkennbar, wenn ein Selbst dieser Art von einem Betrachter andern Personen zugeschrieben wird. Solange ein Betrachter eine Selbst für sich selbst beansprucht, so handelt es sich um ein Erlebnis, dem diese Subjekt-Objekt-Separierung nicht unbedingt eigen sein muss. Sobald der Betrachter über sein eigenes Selbst sprachlich berichtet, fällt er in Form der Selbst-Attribution in ein Subjekt-Objekt-Sprachfigur, die er dann auf sich und andere anwendet.

Viele Autoren vermeiden die Reifizierungsfalle, indem sie vom Selbst grundsätzlich als dem *Selbstkonzept* sprechen, welches ein Individuum sich selbst oder anderen zuschreibt. Damit nähern wir uns der eigenen Betrachtungsweise.

2.2. Selbst als inneres Sekundärsystem

Beide dargestellten Bedeutungen des subjekthaften und des objekthaften Selbst erfüllen durchaus die Verdoppelungsidee. Die Durchführung ist derzeit rein heuristisch. Es hat wenig Sinn, sie losgelöst vom Rest der Konstruktion zu beurteilen, da ihr allfälliger Gewinn vorwiegend darin liegt, mit einem einfachen und sehr allgemeinen Prinzip (relative Verdoppelung und Bezug) sehr verschiedenartige Erscheinungen zu beschreiben.

Im konstruierten Sekundärsystem des Selbst sind definitionsgemäss Inhalte aus G, allerdings als eine partielle Selektion, repräsentiert und wirksam. Sind in einem so verstandenen Selbst analoge Restrukturierungsvorgänge möglich, wie wir sie früher im Bereich der kognitiven Prozesse K angenommen haben, so gewinnt das Sekundärsystem als Selbst gegenüber K infolge seiner grösseren Selektivität zusätzliche “Freiheitsgrade” der Umstrukturierung, weil ein Teil der in G wirksamen Zusammenhänge oder Einschränkungen im Selbst unwirksam bleibt. Wenn die im Selbst aus der von G relativ abgetrennten Restrukturierung gewonnenen Zustände wieder nach K zurückwirken können, so haben wir

genau das gewonnen, was für das Subjekt des Handelns postuliert wird, ohne dass wir eine besondere Instanz annehmen müssen, die ihrerseits eines "Steuerannes" bedarf. Obwohl das Selbst dann keine eigenständig entscheidende Instanz ist, kann seine Wirkung auf K oder G wie die einer solchen beschrieben werden.

Auch der zweite Aspekt des traditionellen Selbstkonzepts, die Reflexivität, bedarf keiner eigenen Begründung mehr; ein wechselseitiger Bezug zwischen den beiden Teilsystemen ist in ihrer Konstruktion vorgesehen. Ob oder wie die Sache erlebnismässig aussieht, ob die Subjekt-Objekt-Erscheinung genuin oder sprachlich bedingt ist, braucht uns in der psychologischen Konstruktion nicht zu kümmern. Es ist möglich, aber durchaus nicht notwendig, dass die Vorgänge im Selbst mit den privat erlebbaren Gefühlen, Feststellungen, Erwägungen, Schlussfolgerungen usf. zusammenfallen.

Der Vorzug der Sekundärsystem-Vorstellung liegt in der grösseren Nähe zu den übrigen psychologischen Funktionen und in ihrer Affinität zum Prozessdenken.

2.3. Selbst in psychologischen Denksystemen

Nun haben freilich eine grosse Zahl von Autoren in ihren psychologischen Denksystemen dem Begriff eine je eigene Bedeutung verliehen. Sie können hier weder aufgezählt noch exemplarisch erläutert werden.

2.3.1. Psychoanalyse, Ich-Psychologie

Eine etwas eingegrenztere Bedeutung gewinnt das Selbst in *psychoanalytischem* Kontext. So wird etwa von Rogers das Selbst jenen psychischen Strukturen oder Schichten vorbehalten, welche dem bewussten Erleben *akzeptabel* sind. Die entsprechenden Personteile (Ich, bei Freud) sind werden dabei als Reaktionen oder Konfliktverarbeitungsergebnis zwischen den urtümlichen Triebzielen (Es) und den triebversagenden oder -regulierenden äusseren oder internalisierten Instanzen (Über-Ich) verstanden. In der Ich-Psychologie (Hartmann u.a.) wird dieser Instanz eine grössere Eigenständigkeit zugestanden; doch bleibt die Ausgrenzung des Unbewussten als Verdrängtes. Die Einschränkung ruft dialektisch nach ihrer Auflösung, so dass in anderen tiefenpsychologischen Schulen, das Selbst auch seinen komplementären Gegensatz oder "Schatten" (Jung) mit umfasst.

2.3.2. "Humanistische" Psychologie: Selbst-Verwirklichung

Bei Rogers, Maslow und anderen wird das Selbst als ein Potential verstanden, welches in jeder Person angelegt ist und nach Aktualisierung oder Verwirklichung drängt. In der Bedürfnispyramide Maslows erscheinen nach Befriedigung der grundlegenden physiologischen Bedürfnisse, der Sicherheits- und der Zugehörigkeitsbedürfnisse die Selbstwert- und die Selbstverwirklichungsbedürfnisse; später wurde noch ein Bedürfnis nach Transzendenz beigefügt.

2.4. Selbst in der Forschung

2.4.1. Aspekt des "I" (Selbst als Subjekt)

Einschlägige empirische Forschung, die das postulierte Selbst als Instanz des Handelns operational von der gesamten psychischen Organisation abzutrennen vermöchte ist mir nicht

bekannt, wenn man von den überwiegend phänomenologischen Studien einiger Gestalttheoretiker absieht (vgl. Koffka 1935).

Ein eher amüsanter Aspekt dieser Studien, der später von Gibson aufgenommen worden ist, betrifft die Lokalisation des wahrnehmenden Ichs im Körper, der sog. Stationspunkt. Die Aussagen der Vpn lokalisieren ihn über der Nasenwurzel vor dem Schnittpunkt der Sehstrahlen. Passend dazu ist der Umstand, dass in der chinesischen Sprache das Wort für "Nase" auch zur Bezeichnung dessen verwendet wird, was wir mit Selbst meinen.

2.4.2. Aspekt des "Me" (Selbst als reflexives Objekt)

Tausende von Studien mittels Fragebogen hat Wylie (1979) zusammengestellt. Die Studien beruhen auf wenigen methodisch standardisierten Fragebogen bzw. meistens auf ad hoc Verfahren. Sie fassen das Selbst mehrheitlich als eine kürzer- oder längerfristige bestehende Disposition analog zu Persönlichkeitsvariablen auf. Gültige Aussagen zur Psychologie des Selbst als allgemeinspsychologische Struktur oder Prozess lassen sich daraus nicht ableiten.

2.4.3. Verwandte Forschungsthemen

In einer grossen Zahl von älteren oder aktuellen Forschungsthemen sind Aspekte des Selbst involviert. Von den darin aktiven Forschern werden sie mehr oder weniger explizit auf Selbst-Begriffe bezogen. Auch hier sind prozessorientierte Untersuchungen selten. Einige seien hier nur aufgezählt, nicht weiter untersucht.

- Willensforschung, Volition (Vorsatz)
- Anspruchsniveau (Lewin) —> Leistungsmotivation (Heckhausen)
- Intrinsische Motivation
- Kogn. Dissonanz, Konsistenz, Reaktanz (Festinger —>)
- Locus of Control (internal - external) (Rotter —>)
- Attributionstheorie (Heider —>)
- Geschlechtsrollen u.a. Gruppenidentitäten (vgl. Soz)
- Learned Helplessness (Seligman —>)
- Terminale und instrumentale Werthaltungen (Rokeach —>)
- Handlungspotential (Boesch)
- Self-Disclosure oder Privatsphäre (Geheimnis)
- Selbst in Ding- und Umweltpsychologie (vgl. Umw, Kult)

2.4.4. "Selbst" in Bindestrich-Kombinationen

In allen psychologisch differenzierten Alltagssprachen findet sich eine grosse Zahl von Wortgebräuchen in Bindestrich-Verbindung mit Selbst-, Eigen- oder Ich; English & English (1958) haben gegen 1000 solche Doppelwörter gezählt, von denen viele mit mehr oder meist weniger Erfolg zu psychologischen Fachtermini gemacht worden sind. Beispiele und Erläuterungen dazu finden sich in jedem Fachwörterbuch.

3. Bewusstes Erleben

Es kann hier nicht darum gehen, eine Psychologie des Bewusstseins zu überblicken oder aufzurollen. Ich beschränke mich auf eine kritische Betonung der methodischen Schwierigkeiten mit dem Bewussten für eine Psychologie von aussen. Für den Psychologen

von aussen muss Erleben zuerst umgesetzt werden, bevor er damit umgehen kann. Man beachte, dass ich diesen Einwand ausserhalb der Wissenschaft für folgenlos halte, soweit mein und jedermanns persönliches Erleben betroffen ist. Das Verstehen des Sprechens eines anderen über sein Erleben bezieht sich aber genaunommen nie auf sein Erleben, sondern auf sein Sprechen. Die nachstehenden Gedanken müssen daher notwendig persönliche sein, freilich in öffentlichem Sprechen ausgedrückt. Die nachstehende sprachliche Beschreibung der Lage eines Erlebenden, ist, soweit ich sehe, eine direkte oder naive Umsetzung meiner Erfahrung in Sprache; sie setzt keinen besonderen theoretischen Standpunkt voraus als den in der verwendeten Sprachform impliziten. Ich benutze "bewusst" und "erlebt" als völlig gleichwertige Synonima.

Unter *bewusstem Erleben* verstehe ich eine private Erfahrung, die jedem Menschen eigen zu sein scheint, allerdings ohne dass jemand in der Lage wäre, das Erleben irgend eines andern Menschen oder Tieres in Inhalt und Form eindeutig und sicher zu erfahren. Die Zuschreibung von Erleben an Pflanzen (Fechner) mag unplausibel sein und kraus wirken; sie ist, da Erleben nicht operational definiert werden kann (geschieht zB im Koma wirklich nichts Psychisches?) nicht widerlegbar.

Die Überzeugung, dass wir alle ähnlich erleben ist allerdings jeder und jedem von uns eigen; sie lässt sich ebensowenig beweisen oder widerlegen. Es scheint sinnvoll, das Erleben als ein internes *Zeichensystem* aufzufassen, da mir kein Erlebnisinhalt oder -vorgang isoliert erscheint. Stets führen mich in meiner Erfahrung Erlebnisinhalte zu andern Erlebnisgehalten oder zu Referenzobjekten ausserhalb des Erlebens, was einen systemischen Charakter nahelegt. Die Zeichenliste des Systems ist allerdings nicht aufzeigbar, der Code ist unbekannt.

Wenn immer wir unser Erleben oder Erlebtes anderen Menschen mitteilen wollen, müssen wir also zunächst eine Übersetzung in ein anderes Zeichensystem vornehmen und der Empfänger unserer Botschaft muss ebenso eine Rückübersetzung vornehmen, wenn er die empfangene Botschaft vollziehen, dh gemäss unserer eigenen Erfahrung, selber erleben soll oder will. Das soll nicht heissen, dass an einen Empfänger gerichtete Botschaften in diesem nur dann wirksam werden können, wenn sie in seinem Erleben manifest werden. Wir haben vielmehr Belege dafür, dass das Gegenteil möglich ist (zB die sog. unterschwellige Wahrnehmung). Für komplexere Botschaften mag es freilich schon wahrscheinlich sein.

Bei solchen Übertragungen entsteht nun nicht nur die Unsicherheit einer mindestens zweimaligen Transformation (vom Sendererleben in den übermittelten Code und vom Code ins Empfängererleben), sondern wie bei allen kommunikativen Systemen nimmt die Botschaft gezwungenermassen gewisse Eigenschaften des botschaftstragenden Codes an, die der Empfänger nur bei einem völlig ein-eindeutigen und redundanten Code oder bei Vorauskenntnis der Botschaft herausfiltern kann.

Leider hat sich eingebürgert, als praktisch einzigen Code für die Übermittlung von Erlebenszuständen oder -inhalten die Sprache einzusetzen; dies besonders in wissenschaftlich-psychologischen Zusammenhängen. Nichtsprachliche Zeichensysteme wie Mimik, Gestik, Tanz, Musik, Bild dürften möglicherweise für gewisse Aspekte der Erlebnisinhalte besser geeignet sein; aber auch in Kombination mit oder ohne Sprache sind sie alle meinem eigenen Erleben in meinem Urteil immer noch völlig inkommensurabel. Wie jedefrau erfahren kann, die ihr Erleben jemandem erzählt und es sich zurückerzählen lässt, ist die doppelte Übersetzung katastrophal, sofern nicht extrem künstliche Erlebnisinhalte eigens dafür hergestellt und übermittelt werden; und selbst in solchen Fällen wird die Aktualisierung solcher Erlebnisinhalte von zusätzlichen Erlebnissen begleitet sein, die nicht in die Botschaft eingehen und in der Rückübertragung fehlen.

Es ist selbstverständlich, dass eine Argumentation wie die vorstehende, auf bewusstes Erleben abstellen muss, wenn sie ihrem Gegenstand gerecht werden will. Dh sie kann gar keine Argumentation für andere darstellen, sondern bloss einen Appell, die geschilderte Erlebnis- und Kommunikationssituation nachzuspielen. Das Ergebnis solchen Nachspielens und dessen Beurteilung muss wiederum dem Empfänger des Appells überlassen bleiben.

Appellieren wir also an ein analoges Erlebens-und-Sprach-Spiel mit unserer Vorstellung eines partialen Sekundärsystems innerhalb der internen psychologischen Organisation, so hoffe ich, dass einsichtig wird, dass das bewusste Erleben, verstanden als ein Zeichensystem mit unbekannter Charakteristik, *auf die Beschreibung eines dynamischen partialen Sekundärsystems* innerhalb von G durchaus *passt*. Was ein Erlebnissystem leisten könnte, wäre genau jenes Wirksammachen von Inhalten von G, W, K, M in einer sekundären Repräsentation und damit die Möglichkeit der “freieren” Inbeziehungsetzung von Inhalten untereinander, von aktuellen Inhalten mit aktualisierten Gedächtnisinhalten und mit versuchsweise entworfenen Inhalten im Hinblick auf künftige Zustände.

Aber diese knappe Skizze ist eine Fiktion; ich sehe keine Möglichkeit eines empirischen Zugangs dazu. Man kommt eben aus dem Bewussten weder hinaus noch herein. Und das meiste, was wir darum herum tun können, ist sprachlich. Demnach widmen wir unser Bemühen besser der Sprache als einem weiteren Sekundärsystem.

4. Sprachlichkeit

4.1. Was meinen wir mit Sprache in der Psychologie?

Die Sprachlichkeit des Menschen ist eine evolutionär einmalige Erscheinung. Obwohl auch Tiere miteinander kommunizieren, verfügt keine Art über die zur menschlichen Artikulation ausgebildeten Kehlkopfeigenschaften und, wichtiger, über die entsprechenden Hirnstrukturen zur Produktion und zur Perzeption von gesprochener Sprache. Diese biologischen Voraussetzungen von Sprachlichkeit sind eine notwendige Bedingung; realisiert wird Sprachlichkeit aber stets innerhalb von menschlichen Gesellschaften, die eine jeweils ganz bestimmte von unendlich vielen möglichen Ausformungen von Sprache herausgebildet haben und pflegen.

Die Tatsache macht dies deutlich, dass kleine Kinder in den ersten Lebenswochen und Monaten wesentliche Basismerkmale von gesprochener Sprache, nämlich die Phoneme, angeborenerweise unterscheiden können, die für eine bestimmte Sprache typische Auswahl und Reihung von Phonemen zu bedeutungstragenden Einheiten aber erst im Laufe des zweiten bis vierten Lebensjahres von ihrem Sprachmilieu her erwerben müssen. Ähnliches gilt für die *Sprachproduktion*, wo man vermuten kann, dass Kinder zunächst viel mehr (gegen 100) Phoneme artikulieren können, bevor sie sich auf die beschränktere Anzahl ihres Sprachmilieus (typisch zwischen 20 und 40) einengen und sie in geeigneter Weise zu Sinnträgern reihen. Weitere Merkmale der Sprache wie grammatikalische Formen und Kategorien, Syntax, Tonfall, Dialogformen, Schriftsprache u.a. werden angesichts der Komplexität des Ganzen in erstaunlich kurzer Entwicklung aufgebaut; die genau Rolle und das Zusammenspiel von vorgegebenen allgemeinen Bedingungen und Erfahrung im Hören und Sprechen ist im einzelnen erst teilweise aufgeklärt.

So verstanden ist Sprache in erster Linie ein Instrument der Kommunikation zwischen den Artgenossen bei *homo sapiens*. Sie müsste daher in erster Linie in den Rahmen der Sozialpsychologie gestellt und dort überindividuell als ein Vorgang zwischen Sender und Empfänger behandelt werden. Doch ist durch die knappe Darstellung deutlich geworden, dass Sprache nicht verstanden werden kann ohne ihre Wurzeln in der Wahrnehmungspsychologie (Hören, Lesen) und der Handlungspsychologie (Sprechen, Schreiben). Wenn es so ist, dass wesentliche Teile des Handelns von Menschen in sprachlicher Form erfolgt, so dürfte auch der Bereich des Kognitiven nicht ohne Rücksicht auf Sprachlichkeit verstanden werden können.

Aber ist denn alles in K sprachlich? Eine solche Annahme wäre sicher falsch, und so stellt sich die Aufgabe, das Verhältnis zwischen Sprachlichkeit und anderen Kognitionsformen und vielleicht weiteren Teilen der Binnenstruktur der psychologischen Organisation zu klären.

4.1.1. Sprache als Zeichensystem

Was Sprache wirklich ist, kann also wohl nicht eine einzige Antwort bekommen. Im vorstehenden Abschnitt war in psychologischer Sicht von der Sprache als einem vollziehbaren *Prozess* und den diesen Prozess ermöglichenden Voraussetzungen beim individuellen Menschen die Rede; Saussure bezeichnete das als *la parole*. Das ist was die Sprachpsychologie interessiert, während den Sprachwissenschaftler traditionell eher die vom Menschen losgelöste allgemeine *Struktur* der Sprache, also *la langue*, interessiert, die er in Wörterbüchern und Grammatiken erfassen kann, sei es als eine Beschreibung des faktischen Gebrauchs von Sprache durch eine Sprachgemeinschaft, sei es in Form einer Norm, die richtiges, gutes Sprechen auszeichnen möchte. Die Sprachwissenschaftler haben im Lauf einiger Jahrhunderte des Forschens über Sprache vorwiegend induktiv solche allgemeine Strukturen zu finden gesucht, indem sie Sprachen aufnahmen, in ihrem Wandel verfolgten und untereinander verglichen, um das Gemeinsame und das je spezifische einer bestimmten Sprache herauszufiltern. Sie benutzen also, um Saussures Unterscheidung aufzunehmen, *parole* als Weg zu *langue*, während sich die Psychologen direkt für *parole* interessieren und dabei *langue* als überpersönliche Referenz einsetzen.

Ein Reihe von Wissenschaftler versuchten jedoch diese induktiven Vorgehensweisen zu ergänzen durch eine Art Vorausentwürfe, allgemeine Rahmentheorien, an denen sich dann die Forschung im einzelnen orientieren könne. Saussure und Peirce (sprich: Pörrs) gelten als die modernen Begründer der *Semiotik oder der allg. Lehre von den Zeichen*. Saussure war Sprachwissenschaftler, Peirce Universalwissenschaftler mit dem Interesse an einer allg. Logik oder Theorie der Formen "von allem". An der Sprache ist die Semiotik am ausgiebigsten durchgeführt worden, sie ist aber viel allgemeiner und scheint mir insbesondere ein Potential für die Beschreibung von psychologischen Sachverhalten zu enthalten, das noch kaum erschlossen ist.

Nehmen wir als Beispiel ein Wort. Es ist insofern ein Zeichen, als es für etwas anderes, meist einen Gegenstand oder eine Tätigkeit oder eine Beziehung steht. Ein Zeichen ist also allgemein ein Stellvertreter für etwas anderes. Man sieht rasch, dass die Inhalte von G, insofern sie Weltaspekte repräsentieren, als Zeichen verstanden werden können; und dass das, was wir für W, K oder L oder andere psychologische Funktionen konstruiert haben, ebenfalls als Prozesse mit Zeichen gesehen werden kann.

In der Semiotik lassen sich zur Hauptsache *zwei Auffassungen von Zeichensystemen* unterscheiden, die sich an der Frage scheiden, ob ein Zeichen eine zweistellige oder eine dreistellige Relation darstellt. In der Psychologie, insbesondere der Psychoanalyse dominiert im allgemeinen eine *zweistellige Auffassung*. Beispielsweise stellt ein Versprecher oder eine Traumerzählung ein Symbol für eine bestimmte Triebkonstellation dar; daraus leiten sich dann Deutungskataloge ab, die analog einem Wörterbuch für eine Sprache jeweils ein Zeichen einer bestimmten Bedeutung zuordnet. Die Zuordnung ist faktisch natürlich nicht eins-zu-eins; aber das wird eher im Sinne von zu bewältigenden Störfaktoren betrachtet. Für Sprachwissenschaftler ist dies in Hinblick auf ihre überindividuellen Interessen eigentlich normal und stellt eine vertretbare Reduktion dar. Doch gilt dies auch für Psychologen, die ja Individuen betrachten?

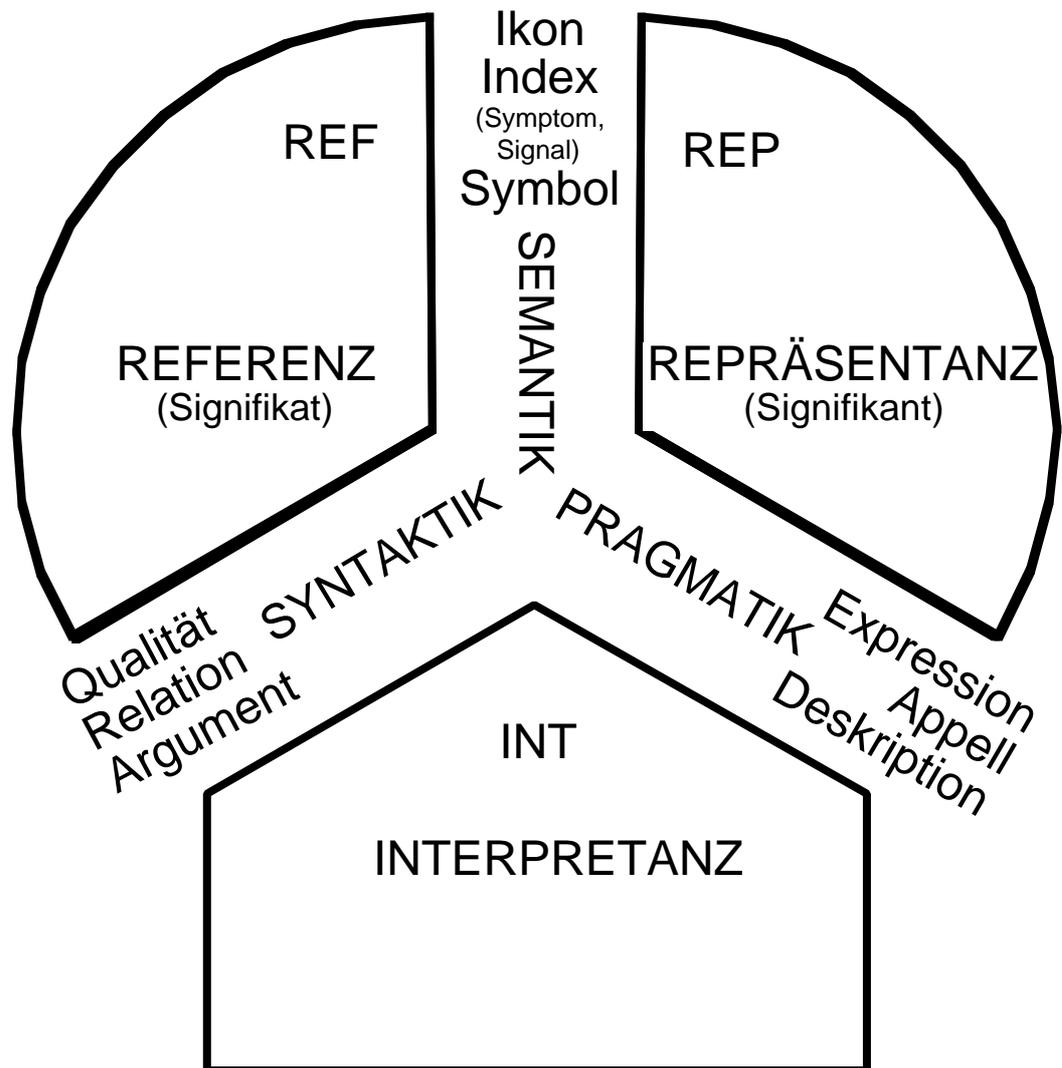
Peirce hat dezidiert für eine *dreistellige Zeichenlehre* plädiert. Für ihn besteht das Geschehen in und um Lebewesen aus Zeichenprozessen (Semiose), durch welche stets drei Entitäten miteinander verbunden sind. In der Semiose wird Etwas (ein Erstes) für Etwas (ein Zweites) zu Etwas (einem Dritten). Entscheidend im Unterschied zur zweistelligen Symbolik ist die Hinzufügung: *für etwas* oder jemanden. So ergibt, wenn wir eine Wahrnehmung als einen Zeichenprozess verstehen, ein Objekt (Referent) für einen Wahrnehmenden (Interpretant) eine bestimmte Zeichenhaftigkeit oder Bedeutung oder einen Repräsentanten in der psychischen Organisation des Interpretanten als Person. Auch ein Handlungsprozess hat diese Dreifachstruktur: eine Intention (Referent) in einer Person (Interpretant) bekommt im Handeln

Zeichencharakter oder wird zu einem Repräsentanten; das kann ein gesprochenes Wort sein oder ein hergestelltes oder plaziertes Objekt.

Im Verständnis von Peirce ist das Zeichen diese dreistellige Relation bestehend aus je einem Referenten, einem Interpretanten und einem Repräsentanten (dem Zeichen im engeren Sinn). Die logische Struktur einer Semiose kann demnach wie in Abbildung 3 zusammengefasst werden. Ich nenne sie das *Semion* und benutze zur Kennzeichnung der Komponenten die Abstrakta Referenz, Interpretanz und Repräsentanz, um deutlich zu machen, dass die Interpretanz nicht notwendig eine ganze Person sein muss, sondern dass Teile der psychologischen Organisation (von G oder K oder M, Quellen oder Folgen von W und H etc.) alle drei Rollen im Zeichen übernehmen können. Interessant sind insbesondere die Bezüge zwischen den drei Komponenten, die in der Abbildung nur angedeutet werden können.

Betrachten wir *sprachliche Kommunikation* unter semiotischen Gesichtspunkten, so dürfte leicht klar werden, in welchem Ausmass die dreistellige Relation die Sachverhalte besser, d.h. "natürlicher" beschreibt als die simple Zuordnung von Wort (Satz, Text etc.) und Bedeutung. Denn wenn ein solches Sprachzeichen (als Rep) von einem Sprecher (Int) geäußert wird, so liegt ihm ein Konstellation in dessen G oder K zugrunde (Ref). Das Sprachzeichen als Rep ist alles, was der Hörer direkt bekommt, es ist für ihn ein Ref; nur wenn und insoweit er als Int über die Sprache verfügt, wird er daraus ein neues Rep in seiner psychischen Organisation (W, K G etc.) "herstellen" können. Es ist offensichtlich, dass neben seiner Sprachkompetenz auch sein Aufmerksamkeits- und Gefühlszustand, sein Wissen über den Kontext der Mitteilung, über den Sprecher, und über viel anderes mehr seine Empfangsfähigkeit als Int ausmachen. Sprache ist ein verhältnismässig dichtes oder zwingendes Medium, aber die Beziehung zwischen dem ursprünglichen Ref im Sender und dem endlichen Rep im Empfänger ist beileibe nicht eins-zu-eins. Andere Medien können zwingender sein (zB Mathematik, Computercode), viele auch "dünner", unverbindlicher, missverständnisträchtiger (zB Mimik, Kunst); dh sie lassen dem Empfänger zum vornherein mehr "Freiheit".

4.1.2. Semion oder logische Struktur eines Zeichens als dreistellige Relation



A. Lang 1990

Abb. 3 **Semion (Zeichen iwS)** Der logische Aufbau des Zeichens im weiteren Sinn, mit Angabe der Bezugsformen zwischen den Zeichenaspekten.

Semantik betrifft die für eine Interpretanz bestehenden Bezüge zwischen Referenz und Repräsentanz; Syntaktik klärt oder regelt, in welchem Verhältnis die aktuellen Repräsentanzen untereinander stehen, wodurch für die Interpretanz auf aktuelle Verhältnisse in der Referenz verwiesen wird; die impliziten Relationensysteme in allen drei Instanzen sind davon unberührt. Pragmatik beschreibt die Rolle, die eine Referenz vermittels der Repräsentanz für eine Interpretanz spielt.

Syntaktik (Peirce)

Rhema (Einzelzeichen, Quale)

Dicent (Aussage, Satz)

Argument (Satzzusammenhang)

Pragmatik (Jakobson)

emotiv (Expr.)

konativ (Appell)

referentiell oder kognitiv (Deskr.)

phatisch (Kontaktsteuerung)

metasprachlich (über die Nachricht)

poetisch (Nachricht als N. selbst)

Semantik

Die Systematik der Bezüge zwischen Referenz und Repräsentanz, wie sie sich für eine spezifizierte Interpretanz in einer Semiose-Klasse darstellen.

Ikon (Bildzeichen)

Jene Bezugsform für eine Interpretanz zwischen Referenz und Repräsentanz, welche strukturelle Merkmale des Referenten in den Repräsentanten übernimmt. Strukturelle Entsprechungen sind idR formationsbezogen, va räumlich und zeitlich, zB Einschluss-Ausschluss, Vor-Nach, Vor-Hinter, Darunter-Darüber, Benachbart--Entfernt, etc.

Index (Verweiszeichen)

Die Verwertung eines für die Interpretanz gegebene ursächlichen (—>Symptom) oder zweckhaften (—>Signal) Zusammenhangs zwischen Referenz und Repräsentanz.

Symptom (Anzeichen)

Ein Index, welcher auf einem für die Interpretanz gegebenen Ursache–Wirkungs-Zusammenhang zwischen Referenz und Repräsentanz beruht. Um mit Anzeichen umgehen zu können, muss ein Interpretant den (intrinsischen) Zusammenhang kennen und kann ihn nicht ändern.

Signal (Hinweiszeichen)

Ein Index, welcher auf einem für die Interpretanz gegebenen Mittel-Zweck-Zusammenhang zwischen Referenz und Repräsentanz beruht. Um mit Hinweiszeichen umgehen zu können, muss ein Interpretant den meist als arbiträres Hinweiszeichensystem gegebenen (extrinsischen) Zusammenhang kennen.

Symbol (Konventionalzeichen)

Jener Referenz-Repräsentanz-Zusammenhang, der durch eine Interpretanz arbiträr gestiftet worden ist und dem Interpretanten einer Semiose verfügbar ist.

Pragmatik

Bühlers Organon; Jakobson.

4.1.3. Sprache als Reflexivität

In unserem Zusammenhang müsste nun die Rolle von Sprache als innerpsychisches Medium ausgeführt werden. Meine These ist, dass Sprachlichkeit als ein besonders wichtiger Fall von Reflexivität den Überbau der menschlichen psychologischen Binnenorganisation charakterisiert.

Ausführung aus Zeitgründen nicht mehr möglich.

5. Imagination oder Raum-Zeit-Gestalten

Ich mache hier einen (wohl ungewöhnlichen) Vorschlag, im personalen Überbau neben dem Selbst und der Sprachlichkeit ein weiteres internes Zeichensystem mit den evozierten Sekundäreigenschaften anzunehmen und langfristig der empirischen Forschung ähnlich zugänglich zu machen, wie wir es mit der Sprache tun.

Raum-Zeit-Gestalten vollziehen wir *intern* in der *körperbezogenen* haltungsmässig-mimisch-gestisch-tänzerischen, in der *aussenweltbezogenen* räumlichen, bildlichen, dinglichen oder der *geschehnisbezogenen* musikalischen, "filmischen", "motorischen" u.ä. Vorstellung. In Anlehnung an das Feld der bildlichen Vorstellungsforschung (imagery) spreche ich vereinfachend von *Imagination*. Die meisten dieser Vorstellungen haben irgendwie flüchtigen Charakter, sind angenähert repetierbar und sind wie die Sprache ein Stück weit erlebbar. Anders als beim Erleben im allgemeinen verfügen wir jedoch für Imaginatives im hier verstandenen Sinn über perzeptive und exekutive Umsetzungsmöglichkeiten, dh wir können Imaginationen und Sprachliches durch Handlungen in realen Raum und Zeit konkretisieren und so direkter als auf dem Umweg über sprachliche Beschreibung in Raum und Zeit verfestigen und uns selbst und anderen zugänglich machen. Und diese ändern sich, besonders nach geeigneter Vorbildung und Übung, ähnlich wie bei der mündlichen oder schriftlich-sprachlichen Kommunikation, in der Lage, Wesentliches aus unseren Konkretisierungen zu entnehmen und in ihrer eigenen Imagination neu zu vollziehen.

In dieser ganzen Gruppe von, wie man sagen kann, *kunstaffinen Vorstellungen* realisieren viele wenn nicht alle Menschen auf ihre Weise psychische Inhalte, denen sie, so glaube ich, eine grosse *Bedeutung für das individuelle wie für das soziale Leben* zumessen. In unserer Gesellschaft, besonders in den gebildeten Schichten, ist die Pflege dieser psychischen Daseinsformen seit einiger Jahrhunderten in hohem Masse von sprachlichen Formen bedrängt worden, indem sie entweder auf pure Instrumentalität der Illustration reduziert oder durch prestigegegeladene Hochstilisierung einer speziellen "Kultur" reserviert werden. Während solche Vorstellungen zusammen mit ihren externen Konkretisierungen das Leben zB des europäischen Mittelalters in hohem Masse geprägt haben, sind sie etwa im schulischen Alltag des 19. und 20. Jahrhunderts stark vernachlässigt worden. In jüngerer Zeit macht sich mit Erscheinungen wie der Popularisierung von Musik und bildender Kunst und besonders den elektronischen Medien eine deutliche Intensivierung der Pflege dieser Seiten psychischer Existenz wieder bemerkbar.

Üblicher ist vielleicht, die Imagination von Raum- und Zeitstrukturen mit dem Erleben überhaupt zusammenfallen zu lassen. Ich möchte mich dem entgegenstellen, weil ich meine, dass zwischen dem Erleben und der Imagination eine ähnliche Beziehung angenommen werden sollte wie zwischen dem Erleben und der Sprache: Übersetzung und Rückübersetzung scheint bei beiden möglich. Sprachlichkeit und Imagination sollten als gleichwertige psychische Erscheinungen behandelt werden. Sie sind beide nur in gewisser Hinsicht Erlebnisformen, in gewisser Hinsicht auch mehr.

Sprachlichkeit und Imagination sind, jedenfalls in meiner Erfahrung, sozusagen kommunizierbarer als das Erleben selber. Sollte das Ergebnis näherer Untersuchung wahrscheinlich machen, dass mit dem Selbst, der Sprachlichkeit und der Imagination die

Zeichenformen des innerpsychischen Überbaus erschöpfend aufgezählt und damit eine eigene Konstruktion für das Erleben als überflüssig erwiesen sei, so wäre für die Klarheit der Konstruktion der personalen Binnenstruktur mehr gewonnen als verloren.

Mein Versuch nährt sich aus der Hoffnung, mit dem Konstrukt der Imagination aus gewissen methodischen Schwierigkeiten des Erlebnisbegriffes herauszukommen und zugleich wichtige Aspekte des Psychischen, nämlich das motivationsaffinere Raum-Zeitliche, aus der methodischen Umklammerung durch das kognitionsaffinere Sprachliche zu befreien.

Literatur Reflexivität

- Allport, G.W. (1955) *Becoming*. Dt.: *Das Werden der Person*. Bern, Huber 1960.
- Bischof, N. (1985) *Das Rätsel Ödipus*. München, Piper.
- Bühler, K. (1933) *Ausdruckstheorie*. Stuttgart, Fischer, 1968.
- Bühler, K. (1934) *Sprachtheorie*. Frankfurt, Ullstein, 1978.
- Dawkins, R. (1976) *The selfish gene*. Oxford, Oxford Univ. Press. Dt.: *Das egoistische Gen*. Berlin, Springer, 1978, oder: *Der blinde Uhrmacher*. München, Kindler, 1978.
- Eibl-Eibesfeldt, I. (1980) *Grundriss der vergleichenden Verhaltensforschung*. München, Piper, 6. Aufl.
- Hinde, R.A. (1966) *Animal Behaviour: a synthesis of ethology and comparative psychology*. London, McGraw-Hill
- James, W. (1890) *The principles of psychology*. New York, Dover.
- Klix, F. (1971) *Information und Verhalten*. Bern, Huber, 3 Aufl. 1976.
- Klopf, A.H. (1982) *The hedonistic neuron*. Washington D.C, Hemisphere. (vgl. Lang, A.. in *Schweiz. Z. Psychol.* 43(3) 1984 249-251).
- Koffka, K. (1935) *Principles of Gestalt Psychology*. London, Routledge & Kegan Paul.
- Jakobson, R. (1960) Linguistics and Poetics. In T. A. Sebeok (ed) *Style in Language*. Cambridge, Mass: MIT-Press, 350-377.
- Leroi-Gourhan, A. (1964/65) *Hand und Wort: die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*. Frankfurt, Suhrkamp, 1980.
- Nöth, W. (1985) *Handbuch der Semiotik*. Stuttgart, Metzler. [erschliesst die semiotische Literatur]
- Peirce, C.S. (1865-1903) *Semiotische Schriften*. Bd. I. Frankfurt, Suhrkamp, 1986
- Wylie, R.C. (1974/79) *The self-concept*. 2 Bde. Lincoln, Nebraska Univ. Press.

IV Weltaspekte — Ökopsychologie oder in welchem Verhältnis steht der Mensch zur Welt?

1. Allgemeines zu Ökologischen Psychologie

Es ist mir wichtig, hier daran zu erinnern, dass wir eine Konstruktion entwerfen wollten oder mussten, welche davon ausgeht, dass der Mensch ohne (s)eine Umwelt nicht existieren kann. Die Konstruktion bezieht sich also nicht auf den Menschen allein, sondern auf ein System, welches Mensch und Umwelt einschliesst. Wir nennen es das *M-U-System* oder die *ökologische Einheit*.

Nachdem wir in der allgemeinen Psychologie gesehen haben, wie sehr ein Verständnis der psychischen Organisation darauf angewiesen ist, ihr Verhältnis zur umgebenden Welt mitzudenken – wir haben ja geradezu die psychologische Konstruktion als eine eigene innere “Verdoppelung” der Umwelt des Individuums verstehen müssen – möchten wir jetzt den Blickpunkt wechseln und dieses Umgebende selber ins Visier nehmen, es so zu verstehen versuchen, wie es sich aus unserer Sicht für das uns primär interessierende allgemeine Individuum darstellt. Generell *fragen wir als nach dem Verhältnis des Menschen zur Welt*, zu jenen Teilen oder Aspekten der Welt, die für unser Individuum von Bedeutung sind.

1.1. Historische Hinweise

Diesem Umstand, dass Menschen ohne ihre Umwelt nicht Menschen sind, ist in der Psychologie, von wenigen Ausnahmen und Vorläufern abgesehen, bis ins letzte Drittel dieses Jahrhunderts eigentlich nicht systematisch Rechnung getragen worden. In der klassischen Bewusstseinspsychologie hat man die Umwelt kaum in die Betrachtung einbezogen. Erst als man Mitte des 19. Jh. anfangs, das Leib-Seele-Problem als empirische Frage anzugehen (G.T. Fechner), wurde mit den Methoden der *Psychophysik* und allem was sich daran anschloss, *Umwelt begrifflich und methodisch konstituiert* und damit der traditionellen Psychologie von innen her die Möglichkeit eine Psychologie von aussen gegenübergestellt. Die Konzentration auf methodisch lösbare Einzelfragen hat allerdings dazu geführt, dass Umwelt in der Psychologie des 20. Jh. stets in einer sehr fragmentierten Form unter *willkürlicher* Auswahl berücksichtigt wurde. Die Begriffe Reiz und Reaktion sind dafür typisch. So hat man die Rolle der Umwelt *einseitig* als eine *bewirkende* (“Reiz” als Ursache, Auslöser oder bestenfalls Modulator von Psychischem) verstanden. Wurde sie als eine *bewirkte* untersucht, so eigentlich nur in einer *Indikatorfunktion*, dh als eine Reaktion, die Psychisches indiziert (Tastendruck, Reaktionszeit, Wahlverhalten, Fragebogenaussage etc.).

Die Geschichte der Gegebenbewegungen ist noch zu schreiben (vgl. den kurzen Überblick bei Kruse & Graumann 1987). Hier nur ein paar Hinweise.

Dass diese Einsichten auf Erkenntnisse eines der bedeutendsten Psychophysikers, nämlich Ernst **Mach**, abstellen, ist eine der vielen Paradoxien der Wissenschaftsgeschichte. Mach hat als einer der ersten sehr klar und empirisch gestützt (zB Mach-Bänder) die Abhängigkeit aller Erkenntnis von den wahrnehmenden Systemen dargestellt und damit das physikalistische Weltbild des Zeitalters des Fortschrittes (19. und 20. Jh) bereits vor der Jahrhundertwende in einer Weise relativiert, wie es später die moderne Physik mit Einsteins Relativitätstheorie oder Heisenbergs Unschärferelation erarbeitet hat. Er wurde merkwürdigerweise bis heute als ein Positivist umgedeutet.

Ein zweifellos entscheidender Impuls für die ökologische Betrachtungsweise ging anfang des 20. Jh. vom Biologen Jakob von **Uexküll** aus, welcher mit dem Aufzeigen des Funktionskreises mit der Merkwelt (W) und Wirkwelt (H) die *Umwelt als jene Aspekte der Umgebung eines Lebewesens* in Biologie und Psychologie eingeführt hat, *welche für dieses Lebewesen etwas bedeuten, dh wofür es Merk- und Werkzeuge besitzt*. Von Uexküll hat aus Tiervergleichen sehr drastisch diese Bezogenheit von ökologischen Einheiten deutlich gemacht und auch gezeigt, dass das genaue Verhältnis in der ökologischen Einheit zwar zur Hauptsache artspezifische Charakteristika aufweist und aber durchaus im Laufe der Ontogenese und in Abhängigkeit der aktuellen Gestimmtheit des Lebewesens starke Variationen aufweisen kann.

In der Psychologie hat wohl als erster Willy **Hellpach** ein Programm einer Umweltpsychologie bezogen auf Landschaft, Klima und Wetter, Jahreszeit u.dgl. formuliert. Hellpach, Simmel und andere haben in den ersten Dekaden des Jahrhunderts auch andere, erst in den 60er Jahren in den USA wieder neu aufgenommene, Umweltfragen bearbeitet, so etwa psychologische Aspekte des Stadtlebens. In den 20er Jahren hat dann Kurt **Lewin** mit seinem Lebensraumkonzept die Grundlagen zur späteren Herausbildung einer ökologischen Denkweise in der Psychologie vorbereitet. Im Konstrukt des *Lebensraums* sind die psychologische Person und die psychologische Umwelt in Begriffen eines Systems von Valenzen repräsentiert, dh als die Gegebenheiten der Welt und die Handlungsmöglichkeiten des Individuums, wie sie für das betreffende Individuum zu einer gegebenen Zeit als ein Feld von Einflüssen und Beschränkungen wirksam sind. In einer eindrücklichen phänomenologischen Studie hat Lewin bereits 1917 sein Programm zum Verständnis des M-U-Verhältnisses beispielhaft vorweggenommen. Bei ähnlicher Ausgangsfrage hat sich Egon **Brunswik** stärker von der Funktionalität des Mensch-Umwelt-Verhältnisses beeindruckt lassen und versucht, mittels einer probabilistischen Betrachtungsweise die Einflüsse der Welt auf den Menschen anzugehen. Während Lewin mit seiner Nähe zur Gestalttheorie als Begründer des Systemdenkens in der Psychologie gelten kann, ist Brunswik näher am Behaviorismus zu sehen. Als wichtige Ansätze in der Nachfolge von Brunswik sei James **Gibsons** "ökologische" Wahrnehmungstheorie genannt, in der das "Psychische" zwar immer noch als eine Funktion des Physischen untersucht wird, doch wird gewissermassen das Physische für den Menschen neu definiert. Dagegen ist Roger **Barker** mit seiner "eco-behavioral science" ein Fortsetzer der holistischen Tradition Lewins, welche Menschen und ihre Umwelt in ein "symmetrischeres" Verhältnis zu setzen sucht.

1.2. Ökopsychologie als Fach und als Perspektive

Wenn man heute von Ökopsychologie, ökologischer Psychologie oder Umweltpsychologie spricht, wird man bei Laien kaum Vorwissen antreffen und auch bei der Mehrzahl der Psychologen mit einem diffusen Bild zu rechnen haben.

Die Bezeichnungen legen nahe, eine weitere Teildisziplin des Faches Psychologie ("Bindestrich-Psychologie") anzusetzen, die sich, wie die rasche aber inhaltsarme Definition sagt, sich mit dem Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt befasst. In der Tat eroberte sich das Teilfach seit etwa der Mitte der 70er Jahre zusehends einen Status, der zwar angesichts seiner um 1970 gegründeten ersten Zeitschriften noch etwas jugendlich ist, dem man aber eine gewisse Achtung und Bedeutung im Hinblick auf zu lösende Problemen in der Umwelt nicht versagen kann. Das Gebiet gleicht vielleicht in seinem Entwicklungsstand demjenigen der Sozialpsychologie kurz nach dem 2. Weltkrieg oder demjenigen der klinischen Psychologie zu Beginn der 70er Jahre. Man sieht *Umweltpsychologie* überwiegend als anwendungsorientierte Disziplin, von der man vielleicht erwartet, dass sie unsere Einstellungen und Handlungsweisen gegenüber unserer Umwelt verbessern kann und vor allem dazu beitragen soll, die Gestaltung unserer Umwelt stärker als bisher an den Bedürfnissen der Menschen zu orientieren. Umweltpsychologie ist manchmal fast schon zu einer Mode geworden. Zeitschriften und Handbücher, mehrere internationale Vereinigungen und regelmässige Fachkongresse, die Ausrichtung von

spezialisierten Diplomen an einer wachsenden Zahl von Ausbildungsstätten oder wenigstens schwerpunktmässige anerkannte Studienrichtungen wie in den meisten europäischen Ländern charakterisieren einen fortschreitenden Stand der Institutionalisierung. Ich verwende für diese *problemorientierte Forschung und Praxis* bevorzugt die Bezeichnung *Umweltpsychologie*.

Den Ausdruck *Öko(logische) Psychologie* möchte ich gerne in einer etwas breiteren und grundlegenden Bedeutung verwenden, nämlich als einen *Oberbegriff für die Untersuchung von M-U-Systemen unter Betonung des Weltaspektes*, wie es in dieser Systematik der psychologischen Grundfragen zum Ausdruck kommt. Es wäre dann höchst problematisch, aus der Ökopsychologie eine Teildisziplin zu machen, die, wie dies für ander Teildisziplinen eine Stück weit geschehen ist, zu Isolierung vom Rest der Psychologie neigt. Denn, wie wir wiederholt gesehen haben: es dürfte keine psychologische Frage geben, die ernsthaft ohne Weltbezug des Individuum gestellt und behandelt oder beantwortet werden kann. Auf diesem Hintergrund ist das Ökopsychologische eher eine Sicht oder Denkweise als eine Disziplin und muss das Fragen und Forschen in jeder psychologischen Teildisziplin mehr oder weniger akzentuiert begleiten. Es ist also wohl ebenso wichtig und wissenschaftlich sinnvoller, Ökopsychologie als eine *Perspektive* oder eine bestimmte Art psychologischen Denkens, nämlich unter betonter Orientierung von Weltaspekten in ihrer Gesamtheit zu verstehen.

1.3. Psychologische Ökologie und ökologische Psychologie

Eine Hilfe bei der Orientierung in der ökologischen Perspektive dürfte die Unterscheidung zwischen den beiden Blickrichtungen sein, die wir bei der Beschäftigung mit M-U- oder ökologischen Einheiten einnehmen können. Bei aller Relativierung oder Ausweitung der Psychologie auf die Umwelt ist die Psychologie doch in erster Linie die Wissenschaft, die sich auf das Verständnis der Menschen richtet. Die Psychologie, umweltbezogen betrieben, heisst demnach ökologische oder Öko-Psychologie.

Um Psychologie ökologisch anzulegen, müssen wir freilich auch über Erkenntnis verfügen, welche die Umwelt der Menschen betrifft. Wir sind vom positivistisch-physikalistischen Denken her gewohnt, die Umwelt von uns allen in allgemeinen Begriffen zu beschreiben, die wir zB geometrisch-physikalisch nennen können. Nach den oben dargestellten Hinweisen auf die Relativierungs-Einsichten von Mach, von Uexküll, Lewin und anderen erweist sich das zwar gewiss nicht einfach als falsch, doch insofern als problematisch, weil es eine höchst spezielle Auffassung der Welt darstellt und Gefahr läuft, eine Menge von für die Menschen wirksamen und wichtigen Aspekten auszublenden. Wir sollten also eine Umweltbeschreibung wählen, welche in dieser Hinsicht unpräjudizierend ist. Mit Lewin nennen wir sie eine psychologisch-ökologische oder *psycho-ökologische*. Das soll deutlich machen, dass wir eine Disziplin benötigen, welche im Gegenzug zu unserer ökologisch orientierten Konstruktion psychologischer Gegebenheiten *die weltlichen Gegebenheiten, insoweit und in der Art wie sie für die uns interessierenden Individuen relevant sind*, erfasst, also *Psychologie-orientierte Welt-Konstruktionen* bereitstellt.

Psychologische Ökologie ist Weltbeschreibung im Hinblick auf die Lösung psychologischer Fragen. Das Behavior Setting Konzept von Barker ist ein Beispiel dafür. Verwirrlicherweise nannte Barker seinen Ansatz zum "Studium der Umwelt menschlichen Verhaltens" oft auch "ecological psychology"; angemessener wäre gemäss Lewin "psychological ecology" gewesen. Barker und seine Schüler verwenden auch die Bezeichnung "eco-behavioral science", um die Gleichwertigkeit der beiden Perspektiven zu betonen (vgl. Schoggen 1989).

An drastischen Beispielen sei die Notwendigkeit einer psychologischen Ökologie noch verdeutlicht: hätten wir es mit einem Lebewesen ohne Augen zu tun, so hätte es wenig Sinn, dessen Umwelt als eine solche von geometrischen Oberflächen zu beschreiben, welche Sonnenlicht in spezifischer Weise modifizieren und verbreiten, also (wie wir Menschen für unsere Umwelt sagen:) farbig sind. Licht ist also gar nicht ein physikalischer Begriff, sondern setzt Sehsysteme

voraus. Zur Psycho-Ökologie des Menschen vor 1900 gehörte keine Entität namens Radio-Aktivität; seither gehört sie dazu, weil wir sie zwar nicht wahrnehmen, wohl aber darüber wissen und, mit einem geeigneten Instrument ausgerüstet, messen und damit auch unser Handeln daran orientieren können.

Um immer wieder zu beobachtende terminologische Missverständnis zu vermindern, möchte ich diese Bezüge in einer Begriffsreihe erläutern.

1.3.1. Der Begriff der Welt (an sich)

Mit “Welt” bezeichnen wir anscheinend zunächst alles *das*, was wir, direkt oder indirekt, erfahren können, einschliesslich uns selber. Bei näherer Betrachtung wird allerdings klar, dass *dieses* auch Eigenschaften haben muss, die wir nicht erfahren können, und dass *dieses*, so weit es in unsere Erfahrung kommt, dort (in jeder möglichen Erfahrung) nicht mehr zu trennen ist von unseren Erfahrungsmöglichkeiten. Dennoch ist der Schluss zwingend, dass *etwas* (uns selbst einschliessend) *existieren* muss; wir können nur nicht wissen, was *es als solches* (Ding an sich) für *Eigenschaften* hat. Dieses Unbekannte Etwas sollten wir eigentlich die Welt nennen; doch ist der allgemeine Sprachgebrauch anders: wir scheinen auch zu wissen, *wie* die Welt beschaffen ist. Die tägliche Erfahrung zeigt uns fast alles als in einer bestimmten Weise “Objektives” und die Naturwissenschaften bestärken uns darin.

1.3.2. Weltoberfläche oder Umgebung (Weltbild)

Tatsächlich erschliessen wir die Beschaffenheit der “Welt” aus einer Folge von Begegnungen mit Weltteilen, die als uns entgegengewendete Weltoberflächen den allerkleinsten Teil der Welt ausmachen können und die wir natürlich nie anders als mit Hilfe unserer direkt-perzeptiven Mittel erfahren und mit indirekt-kognitiven Mitteln denken können. Die Ausweitung der direkt erfahrenden Mittel (W) durch indirekt erfahrende wie Messgeräte ändert nicht prinzipiell etwas an der Abhängigkeit des Erfahrenen oder Erschlossenen von unseren Mitteln, auch wenn sie es recht sehr ausweiten können (Mikro- und Makrowelten). Die aktuelle Weltoberfläche für ein gegebenes Individuum zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort ist zu unterscheiden von der für das Individuum über Orte und Zeiten akkumulierten oder integrierten und darüber hinaus “extrapolierten” virtuellen Weltoberfläche.

Den Inbegriff der Umgebungen *aller* Individuen einer bestimmten Kultur oder Denkweise (bei uns stark geprägt durch die Wissenschaften, in anderen Kulturen eher durch Mythen) bezeichnen wir dann als *die* Welt.

Etwas salopper gesagt billigen wir dieser allgemeinen Umgebung alle Eigenschaften zu, auf die wir uns verlassen können, also das sog. objektiv Gegebene. Das Objektive ist aber eigentlich nicht mehr als das Vorhersagbare, also ein **Weltbild**, das “jemand”, die Gemeinschaft, die Allgemeinheit, hat. Also eigentlich eine Konvention! Nicht dass wir uns darauf nicht verlassen könnten oder sollten. Es brennt uns nur die Frage, ob in jedem Weltbild nicht wesentliche Aspekte der Welt, wie sie auf uns wirkt, ausgeblendet worden sind. Dass die Sorge reell ist, wird zumindest daran sichtbar, dass für religiöse Menschen oder für Angehörige nicht-wissenschaftlich geprägter Kulturen ganze andere Weltbilder bestehen. und in der Folge andere Lebensweise resultieren.

1.3.3. Umwelt als Welt von oder für jemand

Damit stellt sich die Frage, ob es denn diese allgemeine oder verallgemeinerte Umgebung “objektives Weltbild” sein soll oder ist, welche für jedes Individuum, sein Handeln und seine

Entwicklung bestimmend sind. Die genannten Diskrepanzen oder der Spruch “was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss” verdeutlichen, dass die Antwort nicht einfach ja sein kann. Andererseits ist nicht zu verkennen, dass in der Beschreibung dieser “objektiven” Welt Eigenschaften (etwa Naturgesetze) eingefangen sind, die auf jeden und jede wirken, völlig ungeachtet seines Wissen oder Wollens. Wir brauchen also eine dritte Begriffsebene.

Den Inbegriff der Umgebungen eines bestimmten Individuums oder einer speziellen Gruppe von Personen, so wie sie gerade für dieses Individuum oder für diese Gruppe bedeutsam geworden sind und sein können, bezeichnen wir als *dessen* oder *deren* Umwelt.

Umwelt ist die Welt von jemandem oder für jemanden. Jemand kann ein Individuum oder eine Gruppe sein. Während im *Weltbegriff* so getan wird, wie wenn die beteiligten Menschen vergessen werden könnten, wird im *Umgebungsbegriff* die Abhängigkeit von Personen (Weltoberfläche für jemanden) erkannt aber davon abstrahiert; im *Umweltbegriff* hingegen wird die Bezogenheit auf Personen beibehalten und ernst genommen.

Der Ausdruck Umwelt sollte also immer einen Index tragen: **wessen** Umwelt. Das öffentliche Reden über “die” Umwelt ist äusserst problematisch. Kommunikation über die Welt betrifft immer eigentlich die Umgebungen oder Weltbilder der Kommunikationspartner und ist fast notwendig missverständlich. Missverständnis kann auf zwei Arten reduziert werden: entweder sind die Umwelten der Beteiligten zum vornherein sehr ähnlich oder gleich (bei fixierten, zB angeborenen Erfahrungsmöglichkeiten, etwa bei Artgenossen), und dieses Gemeinsame wird betont. Oder sie werden mittels “Aufstockung” eines zusätzlichen Repräsentations- und Kommunikationssystems “gleicher gemacht”, zB durch gemeinsame Sprache und Kultur. Beim Menschen haben wir mit beidem zurechnen. Die in der individuell je verschiedenen Entwicklung entstehende Erfahrungsvielfalt und damit das Spektrum verschiedener Umwelten ist trotz nicht zu unterschätzender angeborener Gemeinsamkeiten beträchtlich; deren Verminderung durch (sub-)kulturelle Gewohnheiten und sprachliche Konventionen ist zwar ebenfalls beträchtlich, lässt aber viel Spielraum.

Zusammenfassend: Umwelt, Umgebung und Welt sind die je komplementären Gegebenheiten verschiedener gedachter Subjekte: das Subjekt der *Umwelt* ist eine bestimmte Person oder Gruppe; das Subjekt der *Umgebung* einer Person oder Gruppe ist eine Drittperson oder -Gruppe, welche diese beiden in ihrem Verhältnis zueinander untersucht; das Subjekt der *Welt* ist ein verallgemeinerter Dritter, welcher eine verallgemeinerte Umgebung von allen Personen konstruiert.

1.4. Gliederung der Ökopsychologie

Von Hellpach (1924) vorgezeichnet wurde eine Gliederung der ökologischen Psychologie in drei Kreise, die auch hier verwendet werden soll (Nachweis bei Kruse & Graumann 1987). Sie ist insofern nicht leicht nachzuvollziehen, als es sich weder um eine Hierarchie noch um ein Nebeneinander von kategorial abtrennbaren Bereichen handelt. Wie bei den Komponenten der Binnenstruktur ist die Gliederung daher teilweise historisch, teilweise pragmatisch bedingt, im Ganzen eher eine didaktisch oder forschungsstrategisch zu begründende Einteilung als eine Sachgliederung.

A) Menschen sind zunächst von Natur oder den **physischen Gegebenheiten** umgeben; diese wirken auf die Menschen und sie werden zum Teil auch von Menschen überformt. Die physischen Gegebenheiten stellen sich für Menschen vor allem als materielle und energetische Verhältnisse und ihre Veränderung in Raum und Zeit dar. Es ist das, was wir in der Alltagssprache als unsere Umwelt zu bezeichnen pflegen. Natur im dem Sinne als von Menschen unberührte, unbeeinflusste Gegebenheit ist beim gegenwärtigen Zustand des Planeten Erde nur noch eine Randerscheinung, am stärksten in den im weitesten Sinne “klimatischen” Bedingungen wirksam. Allerdings ist Natur durch ihre Überformung umso deutlicher als eine existentielle Bedingung des Menschen erkennbar geworden und ihre Veränderung durch

menschliches Handeln daher ein bedeutsames ökopsychologisches Thema. Zu Fragen der Pollution aller Arten, der Ressourcennutzung durch Menschen sind daher psychologische Beiträge wichtig; denn es sind allemal Menschen, welche entsprechende Entscheidungen treffen, und es sind Menschen, welche die Folgen solchen Handelns treffen. In stärkerem Ausmass das Interesse der Umweltpsychologen auf sich gezogen haben allerdings Themen der gestalterischen, insbesondere der baulichen Überformung unserer Umgebung. **Umweltpsychologie** ist demnach überwiegend das Studium der räumlichen und materiellen Gegebenheiten um uns herum, neben dem Klima, dem Wetter, der Landschaft, also der Siedlungen, der Städte, der Wohnungen, der Institutionen wie Schulen, öffentlicher Gebäude, Verkehrssysteme etc., aber auch der kleineren Mobilien wie zB der Kleider und der Alltagsdinge. Als Leitfrage kann gelten: Warum und wie gestalten wir unsere Umwelt, und wie wirkt sie auf uns zurück?

B) Menschen sind jedoch auch von **Mitmenschen** umgeben. Der Mensch ist ebenso genuin Individuum *und* Sozialwesen. Die Konzentration der psychologischen Betrachtungsweise auf das Individuum ist eine sachlich äusserst verengende Sicht; die Abstraktion davon muss unbedingt wieder aufgehoben werden. Historisch ist die **Sozialpsychologie** die ältere Disziplin als die Umweltpsychologie oder die Kulturpsychologie. Ihr Anspruch auf Eigenständigkeit als Teildisziplin der Psychologie oder Brückendisziplin zur Soziologie hat daher einiges für sich. Andererseits ist nicht zu verkennen, dass andere Menschen für ein Individuum zunächst Umgebung sind und in ihrer Umwelt einen zwar prominenten, aber durchaus wechselnden Platz einnehmen. Es spricht also auch einiges für die hier gewählte systematische Sicht auf die gesamte Umwelt von Individuen, die dann unter je verschiedenen Aspekte gegliedert werden kann. Nach der oben gegebenen Umschreibung der Umweltpsychologie ist zum vornherein klar, dass die von Menschen gestaltete, überformte Umwelt auch ein Produkt von Menschen ist und daher im weiten Sinne auch als Bestandteil der Sozialpsychologie gesehen werden kann. Umgekehrt haben auch die (Mit)Menschen physische Körper, die sie gestaltend überformen und räumlich plazieren.

C) Ähnliches gilt für den dritten Kreis, der als **Kulturpsychologie** bezeichnet wird. Auch hier geht es im weitesten Sinne um Produkte gemeinsamer menschlicher Tätigkeit, die ihrerseits wieder zu Bedingungen menschlicher Lebensform werden. Es sind, in eine Formel gefasst, die **Systeme von Bedeutungen**, welche in Form von Symbolsystemen, Werthaltungen, Überzeugungen, Gestaltungen und Verhaltensweisen das menschliche Zusammenleben charakterisieren. Kultur existiert allerdings immer nur, wenn der Mensch etwas ausserhalb seiner selbst in seine Entwicklung einbezieht; das sind sowohl Mitmenschen wie raumzeitlich relativ überdauernde physische Konkretisierungen. Kultiviertheit ist zwar ein Seelenzustand, doch einer, der nur mit absichtsvoller Herstellung von Dingen erreicht wird (Simmel). Kultur ist daher auch ein Aspekt der Umwelt, dies für den Einzelnen wie für die eine bestimmte Kultur tragende Gruppe. Insofern Menschen eine Kultur machen, ist sie sozial; insofern eine Kultur der physischen Träger der Bedeutungen bedarf, ist sie Umwelt.

Man sieht, Umweltpsychologie, Sozialpsychologie und Kulturpsychologie sind eher Betrachtungsweisen, die am selben Komplex von Umwelt von Menschen je besondere Erscheinungen herausgreifen ohne die zugleich gegeben anderen Aspekte zu unterdrücken.

LIT Öko

Hellpach, W. (1911) *Die geopsychischen Erscheinungen*. Stuttgart; spätere Ed. u.d.T. *Geopsyché*..

Kruse, L. & Graumann, C.F. (1987) Environmental psychology in Germany. Pp. 1195-1225 in Vol. 2 of: Stokols & Altman (Eds., 1987) *Handbook of environmental psychology*. New York, Wiley.

Lewin, K. (1917) Kriegslandschaft. *Kurt-Lewin-Werkausgabe* Bd. 4, 315-325. Bern, Huber, 1982.

Mach, E. (1886) *Beiträge zur Analyse der Empfindungen*. Jena; spätere Ed. u.d.T. *Die Analyse der Empfindungen oder das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*.

Schoggen, P. (1989) *Behavior Settings*. Stanford Univ. Press.

von Uexküll, J. (1909) *Umwelt und Innenwelt der Tiere*. Berlin, 2. Ed. 1921.

2. **Umweltpsychologie oder wie steht der Mensch zur physischen Welt?**

2.1. Orientierung

Umweltpsychologie entstand neu unter anfänglicher Vernachlässigung ihrer Vorläufer und überwiegend anhand von *praktischen Fragen* in den 50er und 60er Jahren in Nordamerika, England und den skandinavischen Ländern. Dabei standen zunächst unterschiedliche Bereiche im Vordergrund. Gestaltungs- und Einrichtungsfragen in psychiatrischen und anderen Spitälern, schulischen und Büroumwelten, öffentlichen Gebäude und Einrichtungen, im sozialen Wohnungsbau u.a.m. So fiel beispielsweise auf, dass Patienten in psychiatrischen Stationen in den formellen Therapiestunden Training in sozialen Kompetenzen vermittelt wurde; in den nachfolgenden Stunden auf der Station jedoch waren sie infolge einer aufs äusserste "verarmten" physischen und durch Stationstrott strikt reglementierten sozialen Umwelten in geradezu paradoxer Weise zum Gegenteil verurteilt.

Die Verbindung zu Traditionen in Disziplinen wie Architektur und Planung, Soziologie und Kulturanthropologie etc. war offensichtlich und Umweltpsychologie, wurde, wie Bezeichnungen Men-Environment-Systems, Environmental Design Research, Architekturpsychologie und ähnliche zeigen, in hohem Mass als eine interdisziplinäre Aufgabe verstanden. Bald kamen unter dem wachsenden Eindruck von Umweltproblemen Fragen der Wahrnehmung von und Einstellung zur Umwelt dazu und deren Anwendung im Hinblick auf Verbesserung der Umwelterziehung, des Umweltbewusstseins. Alle diese Fragen hatten sowohl eine verstehend-bewahrende Seite wie auch Ziele der Nutzungsoptimalisierung. An Beispielen von Verslumung, Vandalismus oder Verbrechenshäufung in städtischen Umwelten und geeigneter Gegenmassnahmen oder der Steuerung der Besucherströme in Natur- und Freizeitparks wird das besonders deutlich. Ergänzend entstanden Themenkreise um Fragen wie die Bewältigung von natürlichen und menschengemachten Bedrohungen oder Katastrophen oder die Gestaltung bzw. Bewältigung extremer Umwelten wie in Antarktischen Stationen, Unterseebooten, Raumkapseln etc.

Wenn wir das Verhältnis des Menschen zur physischen Umwelt in der Vielfalt solcher Beispiele wissenschaftlich fundiert verstehen wollen, so stellt sich bald die Frage, ob diese konkreten Umwelten je verschieden unter Gesichtspunkten, die sich aus den praktischen Fragestellungen ergeben, angegangen werden können, oder ob ein begriffliches und methodisches Inventar allgemeiner Natur denkbar und machbar ist, das mit den jeweiligen Ergänzungen auf alle Bereiche übertragbar wäre. M.a.W. die Frage nach *Theorie und Methodologie* einer allgemeinen Umweltpsychologie wurde bald einmal aufgeworfen. Vorschläge und Ansätze dazu wurden wie in anderen Bereichen der Psychologie unter Orientierung an den klassischen Theorieansätzen verfolgt.

Das Theorie- und Methodendefizit beschäftigt die Umweltpsychologen bis heute, und es besteht ein weitgehender Konsens, dass hier der hauptsächliche Mangel des Gebietes liegt. Viele Ansätze versuchten unter entsprechender Akzentsetzung eine Anbindung an traditionelle *Konzepte* in andern Gebieten der Psychologie, beispielsweise *kognitive Repräsentationen* in Form von mental maps (vorgestellte "Landkarten" der räumlichen Umwelt) oder *Aktivierung und Stress* in der Art und Weise, wie verschiedene Umwelten belastende oder entlastende Rollen in der Zustandsregulation spielen können. Eine Reihe von *raumbezogenen Konzepten* nahmen Impulse aus Nachbardisziplinen auf wie Personal Space, Territorialität etc aus der Ethologie, Belegungsdichte und Enge (crowding) aus der Soziologie (social ecology) oder Identitätsbildungs-Themen aus der Ethnologie oder Kulturanthropologie. Die bestehenden Parallelen zur Arbeitspsychologie oder zur Gemeindepsychologie und Teilen der klinischen Psychologie lassen sich sowohl in einem Konkurrenz- wie in einem fruchtbaren Ergänzungsverhältnis sehen.

Es kann hier jedoch nicht darum gehen, das Gebiet der Umweltpsychologie im Überblick darzustellen. Lehr- und Handbücher wie Ittelson et al. 1970, Canter & Stinger 1975, Gifford 1987, Stokols & Altman 1987 erschliessen das Feld. Der Schwerpunkt soll vielmehr auf ausgewählten konzeptuellen und methodologischen Fragen liegen.

2.2. Konzeptualisierungen des M-U-Bezugs

Entscheidend ist nach den vorausgehenden Überlegungen zur ökologischen Perspektive im allgemeinen, wie denn nun Umwelt, oder besser noch, wie der Mensch-Umwelt-Bezug begrifflich und methodisch verstanden wird. Derzeit werden eine grosse Zahl von oft nicht sehr expliziten Auffassungen vertreten, die vom simplen Physikalismus in einem traditionellen S-R-Denken bis zur phänomenologischen Betrachtungsweise eines nicht als solchen aufgefassten Beobachters reichen. Am interessantesten sind Ansätze, die eine Mittelstellung einnehmen. Hier können nur wenige ausgewählte Ansätze skizziert werden, um ein Gefühl für die Möglichkeiten zu vermitteln.

2.2.1. M-U-Einflussformen nach WOHLWILL 1970

Wohlwill geht von der seltsamen Vernachlässigung durch die Psychologie der Umweltbestimmtheit jeden Verhaltens aus. Umweltbestimmtheit scheint ihm in 3 Formen vorzukommen:

a) *Umwelt gibt Grenzbedingungen des Verhaltens*

Jedes Verhalten findet in umweltlichem Zusammenhang statt und ist von daher nicht beliebig, da schon die umweltlichen Gegebenheiten einen grösseren Teil der prinzipiell möglichen Verhaltensweisen ausschliessen bzw. umgekehrt eine Untermenge wahrscheinlicher machen (Constraints).

zB. vermindert das Vorhandensein eines Lift die Wahrscheinlichkeit des Treppensteigens, Distanz zum Ziel bestimmt Wahl des Transportmittels. Wird idR erst bewusst bei Veränderung der Grenzbedingungen, zB Stadtkinder auf dem Land.

Von Psychologie im Sinne von Determinismus beachtet; zB Proxemik iSv räumlich bestimmten Prozessen zwischen Personen und Personen oder Personen und Dingen; oder crowding study von Calhoun; auch Barkers Behavior Setting ist verwandt, bei allerdings subtiler gedachtem Zusammenspiel von internen und externen Bedingungen.

b) *Umwelt beeinflusst Persönlichkeit, i.S.v breiteren Reaktionsbereitschafts-Systemen*

Typisch dürfte es einige Zeit brauchen, bis solche Einflüsse etwa der Grossstadt, sich erkennbar auswirken. zB Taxifahrer in Klein- oder Grossstadt. Lokomotivführer im sicherheitsorientierten Bahnsystem. Allerdings nie ganz sicher, ob Personenselektion oder Personendetermination. Bisher wenig präzise untersuchter Bereich--> env. and personality; aber viele Stereotype zB über Städter (zB höhere Intelligenz?), Bergler, Flachländer, Seemann. Hellpach 1911 hat vor allem seine Umweltpsychologie so gedacht. Sehr viel Pädagogik denkt theoretisch so, allerdings Praxis weit entfernt (aber zB Salem, Goldern), auch im Kleinen (zB Plastic- vs Holzspielzeug).

c) *Umwelt löst Verhalten aus und steuert es durch ihre Eigenschaften*

dh die konkreten Transaktionsprozesse (wobei Wohlwill erstaunlich “einweg“ denkt!), unter 3 Aspekten:

1) **Affektive und Einstellungsmässige Reaktionen**

Umwelten haben ähnliche wie Einzelreize oder vielleicht mehr sog. kollativen Gehalt (Berlyne: Neuheit, Inkongruität, Überraschung u.a.). Damit sind auch ästhetische Qualitäten der Umwelt angesprochen. Bewertung der Umwelt (Wohlwill führt nicht aus)

2) **Aufsuchen bzw. Meiden bestimmter Umwelten**

Eigentlich als Folge von affektiven Wirkungen zu verstehen. Aber inwieweit punktuell oder durch eigenartige Summation von solchen Einflüssen? Migration als Beispiel: was zieht die Leute in die (Alt-)Stadt, aufs Land, in den Tessin, ans Meer? Vorübergehend, dauernd? Neben ökonomischen und soziologischen Faktoren dürften solche motivationalen Umwelthanmutungen eine grosse Rolle spielen.

3) **Anpassung an bestimmte Umweltmerkmale im Lauf der Zeit**

Also Lernprozesse: wie sind solche Adaptationen (und ev. auch Widerstände) zeigbar. Haben sie Sekundärfolgen? zB Lärm in Flughafenregionen mit primärer und sekundärer Anpassung. Wie lange passen sich die Menschen an, wann beginnen sie mit der Veränderung der Umwelt im Rahmen eines symmetrischeren Anpassungsprozesses.

Kritik

Wohlwill geht von Wirkungen von U auf M aus. Er kümmert sich wenig um Mensch–Merkmalen noch von Umwelt–Taxonomien im Sinne von Umwelt als System; zudem vernachlässigt er die M auf U-Wirkungen bzw. die Rückkoppelung.

Während motivationale und persönlichkeits- bzw. entwicklungspsychologische Momente gut vertreten sind, fehlt praktisch alles Kognitive, die Repräsentation der Umwelt.

2.2.2. M-U-Rückkoppelungskreis (ähnlich Funktionskreis) von Bell, Fisher & Loomis 1978 (Lehrb.)

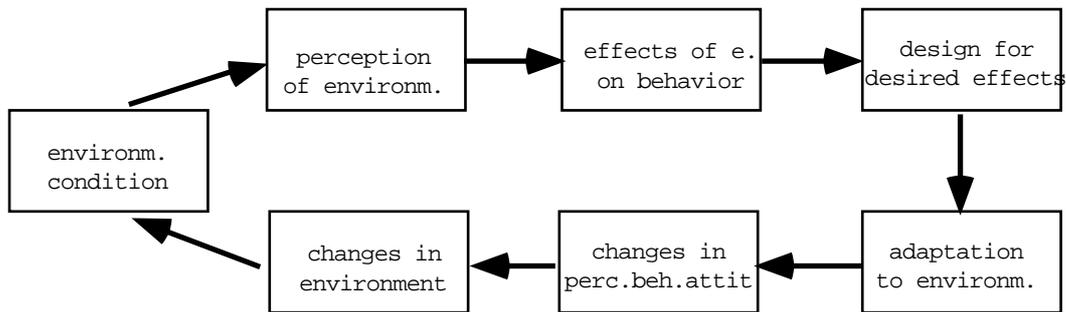


Abb. 4 M-U-Rückkoppelung nach Bell, Fisher & Loomis 1978

2.2.3. Transaktionsweisen nach Stokols 1978 (Annual Review)

Der Mensch tritt in eine je bestimmte Austausch-Interaktion mit der Umwelt, unterscheidbar nach Form (abbildend vs. steuernd) und Phase (aktiv vs. reaktiv), ergibt Vierfeldertafel:

PHASE:	FORM:	
	<i>kognitiv</i>	<i>behavioral</i>
<i>aktiv</i>	<i>interpretativ</i> =kogn.Repräsentation od. <i>Rekonstruktion</i> der Umwelt zB env.perc., env.cogn.	<i>operativ</i> =Bewegung in der od. <i>Wirkung</i> auf die Umwelt zB spatial beh., env.design
<i>reaktiv</i>	<i>evaluativ</i> =Bewertung der Umwelt bzw. pers u. soz. Normen zB env attitudes, env. assessm.	<i>responsiv</i> =Wirkung der Umwelt auf das Ind., etwa Wohlbefinden, Stress zB env. impact

Form: *kognitiv* bedeutet Betonung der Abbildung der Umwelt durch das Individuum, dh Wissen, Fühlen, Glauben, Meinen, cognitive maps etc.; *behavioral* bedeutet Einwirkung auf physische, soziale Merkmale der Umwelt, dh Gestaltung, Veränderung, Verlagerung etc von materiellen Objekten, Personen, Regeln, Normen etc.

Bei der **Phase** geht der Impuls eher vom Individuum bzw. eher von der Welt aus (Menschenbildfrage bzw. interindividuelle Differenz und Situationsbestimmtheit).

Kritik: Recht praktikabel, aber wohl nicht eigentlich ökologisch, weil M und U nicht gleichwertig betrachtet werden.

2.2.4. Behavior Setting (Barker)

Aus Zeitmangel nicht ausgeführt.

In der Vorlesung (WS 89/90) von PD Urs Fuhrer wurde dieses Thema ausgiebig behandelt.

2.2.5. Systematik der Umweltpsychologie (Lang 1974/84)

- In die Untersuchung gehen immer Weltausschnitte und Personen ein
- Man denkt sich Einflussrichtungen und sucht Bedingungen und Wirkungen nachzuweisen
- Daraus folgt, dass 2 (Gruppen) von Messungen erforderlich sind sowie ein Verfahren des Zusammenhangsaufweises (experimentell, quasiexperimentell, korrelativ)
- Demgemäss sind die Lang'schen Darstellungsebenen einzubeziehen.
- Dem Nachweis des (Nicht-)Zusammenhangs folgen Überlegungen zur Bedeutung in der konkreten Welt.

Darstellungsebenen		BEDINGUNG oder Unabhängige Variable						
		Physikalische Beschreibung	Physische Beschreibung	Orte Dinge	Institution Verhaltensrahmen	Verhalten Handlung Tätigkeiten	Kognitionen	Wertungen
WIRKUNG oder Abhängige Variable	Physikalisch Beschreibur	11	21	31	41	51	61	71
	Physische Beschreibung	12	22	32	42	52	62	27
	Orte Dinge	13	23	33	43	53	63	37
	Institution Verhaltensrahmen	14	24	34	44	54	64	47
	Verhalten Handlung Tätigkeiten	15	25	35	45	55	56	57
	Kognitionen	16	62	63	64	65	66	67
	Wertungen	17	27	37	47	57	67	77

Abb 5 Darstellungsebenen der Mensch—Umwelt—Beziehung

einmalige Relation	mehrmalige Relation		
	ein Subjekt		mehrere Subje
	Konstanz	Variation	interindividuell interspezifisch interkulturell
Akt / Prozess	Struktur	Entwicklung	Vergleich

Abb 5a Bedeutung der Matrixfelder und der Relationen zwischen Matrizenschichten

LIT Umw

- Bell, P.A.; Fischer, J.D. & Loomis, R.J. (1978) *Environmental psychology*. Philadelphia, Saunders.
- Ittelson, W.H.; Proshansky, H.M.; Rivlin, L.G. & Winkel, G.H. (1977) *Einführung in die Umweltpsychologie*. Stuttgart, Klett-Cotta.
- Canter D. & P. Stinger (Eds., 1975): *Environmental interaction: psychological approaches to our physical surroundings*. London, International Univ. Press.
- Gifford, R. (1987) *Environmental psychology: principles and practice*. Boston, Allyn & Bacon.
- Stokols, D. & Altman I. (1987) *Handbook of Environmental Psychology*. 2 vols., 1654 pp. New York, Wiley.

V. Sozialpsychologie oder wie brauchen Menschen einander?

1. Was ist Sozialpsychologie?

Von den drei Zugangsweisen zum Weltaspekt (Umweltpsychologie, Sozialpsychologie, Kulturpsychologie, vgl. S. 55f.) stelle ich die Fragen nach Verhältnis zu den Mitmenschen in die Mitte. Sie überformen das natürlich Gegebene der physischen Welt; sie sind selber auch physische Körper und nehmen einen Platz im Raum ein; was immer sie tun und wie immer sie uns erscheinen: sie schaffen und sind Bedeutungen, sie sind es, von der alle Kultur ihren Ausgang nimmt und auf die alle Kultur wirkt.

Die Sozialpsychologie ist denn auch *vor* den beiden anderen Zugangsweisen zu einer reichen Denk- und Forschungstradition ausgebildet worden, die in den Augen vieler Psychologen fast zu viel an Eigenständigkeit innerhalb der Psychologie aufweist; andererseits ist in den Augen vieler jede Psychologie notwendig auch Sozialpsychologie, weil man von den andern eben nur vorläufig abstrahieren kann.

Ähnlich ungelöste (unlösbar?) Abgrenzungsbemühungen gibt es immer wieder zwischen Sozialpsychologie und Soziologie. Je nach Gesichtspunkt wird die eine als Dienerin der andern verstanden und umgekehrt. Sinnvoll scheint mir eine Schwerpunktbildung in dem Sinne, dass man dann eher von *Soziologie* spricht, wenn unter weitgehender Abstraktion vom handelnden Individuum Erscheinungen an oder zwischen Gruppen, dh der *Sozialverband* als solcher, untersucht werden, hingegen eher von *Sozialpsychologie*, wenn *Individuen* als solche untereinander in Beziehung gesetzt werden, sei es zu zweit oder in kleineren oder grösseren Gruppen. Interessiert sich der Soziologie für die *sozialen Strukturen*, so zielt der Sozialpsychologe eher auf das *soziale Verhalten* ab. Beide Erscheinungen, Strukturen und Verhalten, können manifeste Formen aufweisen (zB Institutionen bzw. beobachtbare Interaktion oder Kommunikation); sie sind aber oft bloss implizit und daher zu erschliessen (zB existiert die "Nation" als Konzept oder in Symbolen bzw wirkt sozialer Einfluss oft ohne beobachtbaren Prozess).

Selbstverständlich erfolgt das soziale Verhalten stets innerhalb und bestimmt von sozialen Strukturen, und es ist keine soziale Struktur denkbar, die nicht in Form von sozialem Verhalten vollzogen wird. Brauchbare deutschsprachige Bezeichnungen sind deshalb für den sozialpsychologischen Gesichtspunkt des *Zwischenmenschliche*, für den soziologischen das *Gesellschaftliche*. Wertvoller als jede Abgrenzung scheint mir der gezielte Wechsel der Perspektive entweder vom Individuum her oder vom Sozialverband her.

Den Gebrauch des Terminus "sozial" sollte man im wissenschaftlichen Kontext immer zunächst wertneutral als "auf Zwischenmenschliches oder Gesellschaftliches bezogen" verstehen; eine gute Definition scheint mir auch: betreffend die Wirkung von Personen auf Personen. Die wertbetonende Bedeutung von "sozial" als "Unterstützung für Schwächere" ist spezieller; natürlich kommt sie im wissenschaftlichen Kontext auch vor; man sollte sich aber des Unterschiedes bewusst bleiben. Eine entsprechende Unterscheidung im Hinblick auf das öffentliche soziale Handeln zeigen die Ausdrücke Gesellschaftspolitik (wertneutral die gesellschaftliche Ordnung betreffend) und Sozialpolitik (wertbezogen, in meliorativer Zielsetzung eine Asymmetrie von sozialen Bezügen voraussetzend).

Der Sozialpsychologe fokussiert also auf die Wirkungen der einen auf den andern und umgekehrt sowie auf die Formen, unter denen diese Wechselwirkungen erfolgen. Der Begriff des *Sozialverhaltens* ist dementsprechend sehr weit und kaum operational zu fassen. Wenn man ihn, wie dies (leider) üblich geworden ist, über das auf andere Personen bezogene Verhalten in einer Gruppe (von Dyade bis Grossgruppe) ausweitet, so kann er sich ja nicht nur auf Verhalten beziehen, das von der Gegenwart anderer beeinflusst ist oder andere zu beeinflussen sucht, sondern muss auch den Einfluss und die Beeinflussung von umweltlichen, sozialen und kulturellen Strukturen einschliessen. Da wohl kein menschlicher Akt ohne solche erlittenen oder

wirkenden Einflüsse denkbar ist, fällt der Begriff zusammen mit Verhalten oder Handeln überhaupt.

Wissenschaftshistorisch taucht der Ausdruck Sozialpsychologie (Tarde, McDougall u.a.) in Buchtiteln zu Anfang des 20. Jh. auf, in der gleichen Periode, in der auch die Soziologie (Spencer, Durkheim, Simmel, Weber u.a.) Gestalt gewann. Unter anderem wurde das Verhalten der Masse bzw. in der Masse thematisiert (LeBon, Ross u.a.). Die Beschäftigung mit dem Gegenstand ist natürlich älter, allerdings infolge unterschiedlichster Einbettungen wenig leicht zu überblicken. Die moderne Tradition beginnt um die Mitte des 19. Jh. mit Comte und der sog. Völkerpsychologie (Lazarus, Steinthal, Wundt u.a.). Einen entscheidenden Auftrieb erhielt das Feld aber erst gegen die Mitte des 20. Jh. im Gefolge des 2. Weltkriegs (K. Lewin, G.H. Mead, F. Allport u.a.) Im deutschen Sprachraum kam eine neue Sozialpsychologie erst in den frühen 70er Jahren wieder zur Geltung (Hofstädter, Graumann, Irle, von Cranach u.a.)

Im Zusammenhang der Grundfragen kann nicht die Sozialpsychologie umfassend oder als ganze aufgezeigt werden. Es ist auch derzeit nicht so, dass sich die Sozialpsychologen auf eine allseits anerkannte Grundstruktur ihrer Disziplin geeinigt hätten. Ich gebe eine schwach gegliederte Liste von Themen und greife mit einiger Willkür Fragen heraus, die mir besonders bedeutsam erscheinen.

2. Themen in Gliederung

Die nachstehende Gliederung ist eine von vielen möglichen. In jedem Lehr- oder Handbuch werden sich andere finden. Auch wenn die 4 angeführten Hauptgebiete (fast) immer ähnlich auftauchen, ist die Zuordnung der genannten und weiterer Untergebiete nicht sauber vorzunehmen. Als Forschungsthemen mit ihrer Literatur betrachtet ergeben sich beträchtliche Überschneidungen. Beispielsweise sind die Wertfragen, die bei der Einstellungs- und Zuschreibungsforschung immer wesentlich ist, bei den Interaktions- oder Gruppenprozessen natürlich nicht vernachlässigbar; so kann man den sozialen Ausgleich auf der Ebene von Einstellungen oder von Handeln (in Gruppen) untersuchen. Und ob man soziale Attraktion (Liebe etc.) und Konflikt unter dem Titel Einstellung oder dem Titel Interaktion abhandeln will, ist offensichtlich willkürlich. Die nicht selten aber dennoch separierte Forschung ist nicht ohne Folgen, wie man etwa an der global gut gesicherten, aber im einzelnen rätselhaften Feststellung ablesen kann, dass Einstellungen und Verhalten durchaus nicht notwendig so konform gehen, wie man das gerne erwarten würde.

Das weite Gebiet der Sozialisation kann ebensogut dem Interaktionspunkt beigelegt wie unter einem entwicklungspsychologischem Obertitel eingereiht werden; und weitaus der grösste Teil der Sozialisation findet ja aktuell in Gruppen statt. Laufend entstehend auch neue Forschungsthemen, die teils die älteren verdrängen, teils ablösen, indem ähnliche Fragen unter neuen Termini behandelt werden.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die Sozialpsychologie in gewissem Sinne alle Gebiete der allgemeinen und der übrigen speziellen Psychologie unter betontem Bezug auf Personen "wiederholt". Die gewählte Gliederung nimmt diese Idee ein Stück weit auf, insofern sich die unter dem Titel Einstellung angeführten Themen vor allem Komponenten der Binnenstruktur der psychologischen Organisation widmen, während die Interaktionsthemen stärker auf den eingehenden und ausgehenden Ast des Funktionskreises fokussieren. Interaktion sucht man zunächst in der aufs wesentliche reduzierten Zweierbeziehung zu verstehen; für die Untersuchung der Gruppenprozesse wird auch diese Abstraktion wieder aufgelöst. Beifügen müsste man Gebiete, welche die gewählte Systematik sprengen und doch eindeutig sozialpsychologisch relevant sind wie zB die Religionspsychologie, die Sportpsychologie, die Soziobiologie, etc.).

“Perhaps it is time for social psychology as a discipline to be organized by process and mechanism principles rather than by the dependent variable measured” Sherman et al. 1989, p. 314). Ich denke nicht, dass dieser Hoffnungs-Stosseufzer rasch in Erfüllung gehen wird.

Der Überblick dient also zu nicht mehr als einer Rundschau. Als die aktiven Gebiete mit den vielfältigen Forschungsprogrammen kann man vielleicht bezeichnen: Sozialisation, Gruppenfragen, Soziale Kognition, Attribution, Attitüden, Kommunikation, Sozialer Einfluss und Wandel. In praktisch jedem Band der *Annual Review of Psychology*, an dem sich dieses Urteil orientiert, finden sich Übersichten über die neuesten Entwicklungen in einem oder mehrerer dieser Felder. Ähnliche Einstiegserleichterungen bieten (jährliche) Buchreihen mit Titeln wie “*Progress*” oder “*Advances*” in *social psychology* bzw. in bestimmten Feldern wie *attitude change* oder *attribution*.

2.1. Einstellung und Zuschreibung

Eine erste Gruppen von Themen könnte man etwas vereinfacht charakterisieren als W, G, K, M, P etc unter besonderer Berücksichtigung des Sozialen. Die zentralen Themen sind wohl *Attribution* und *Attitüden*; sie betreffen das *wertbestimmte* Verstehen des Andern. Alle weiteren genannten Themen lassen sich als besondere Ausprägungen dieser drei Grundkonzepte verstehen. Die Abgrenzungen der Themen gegeneinander sind dementsprechend unsicher.

- soziale Wahrnehmung, Eindrucksbildung (wertend, “defense”)
- soziale Kognition
- soziale Repräsentationen
- Attribution
- kogn. Dissonanz und Reaktanz
- Vorurteil, Stereotype
- Minoritäten / Majoritäten
- Stabilität/Variabilität von Einstellungen (Attitüden)
- Meinungsbildung
- soziale Motivation
- Autoritäre vs. submissive Persönlichkeit
- Attraktion und interpersonale Beziehungen (Liebe etc.)
- Werte und Normen
- Ethik und Moral

2.2. Interaktion und Kommunikation

Interaktion ist ein Oberbegriff für die hier aufgezählten Themen. Implizit denkt man überwiegend an die manifesten Prozesse in einer Dyade. Interaktionspsychologie ist also gewissermaßen die Handlungspsychologie mit Betonung des Sozialen. Formulierung und Themenliste machen vielleicht besonders deutlich, wie unsinnig es wäre, eine Handlungspsychologie unter Ausschluss des Sozialen betreiben zu wollen. Nun gibt es keine Interaktion zwischen Personen, die nicht auch als eine Übermittlung von Information, dh als *Kommunikation* gesehen werden kann.

- Personwahrnehmung
- Kommunikation
- Massenkommunikation
- sozialer Einfluss, Macht
- Konflikt
- Aggression, Kriminalität
- Prosoziales Verhalten, Altruismus
- Kooperation
- Sexualität, Intimität
- Einsamkeit, Vereinsamung
- Persuasion (Propaganda, Konformität, Gerüchte etc.)
- sozialer Ausgleich, Reziprozität

2.3. Gruppenprozesse und -strukturen

Natürlich ergeben sich sowohl die inneren “Niederschläge” des Sozialen wie seine interaktiven Manifestationen nicht nur aus Zweierbeziehungen; der verallgemeinerte Andere ist eine begriffliche Fiktion und ein methodisch leichter handhabbarer Grenzfall. Viele Untersuchungen über Einstellungen oder über Interaktionen stützten sich auch auf Mehrpersonen-Situationen. Thematisiert man nun aber die Tatsache des Bezugs und der Interaktionen von zugleich mehreren Personen aufeinander, so ist man in der Gruppenpsychologie. Gruppe ist zunächst ein sehr breiter Begriff und deckt alles von der Dyade bis zur Nation oder Gesellschaft oder anderen Aggregaten von Personen ab, die in irgendeiner Weise untereinander verbunden sind. In einem engeren Sinn meint Gruppe eine Gemeinschaft von Personen, welche nicht nur potentiell aufeinander bezug nehmen können sondern tatsächlich untereinander interagieren. Face-to-face-Gruppe ist der Sonderfall der raumzeitlichen “Konzentrierung” mit der Möglichkeit der direkten Kommunikation; doch sind auch “latente” Gemeinschaften Gruppen, deren Mitglieder nur durch Medien und nicht ständig einander beeinflussen. Wichtig ist die Beachtung der zeitlichen Variation der Existenz von Gruppen. Ferner gibt es Gruppen, die durch ganz bestimmte Personen definiert sind (zB Familie), während andere fortexistieren selbst wenn nach und nach sämtliche Individuen ausgewechselt werden (zB Nachbarschaft, Betriebsbelegschaft).

- Massenhandeln
- Gruppenhandeln
- Rolle
- Status
- Gruppendynamik
- Führung
- Widerstand
- Gruppenleistungen
- soziales Klima
- Zwischengruppenbeziehungen
- Soziale Strukturen (Institutionen)
- Sozialer Wandel

2.4. Sozialisation

Ob man diese und ähnliche Themen unter die Sozial- oder die Entwicklungspsychologie rubriziert, ist willkürlich. Tatsache ist, dass sich der grössere Teil der Ontogenese eines Individuum unter dem Einfluss der sozialen Umgebung vollzieht.

- Soziales Lernen
- soziale Identität
- Geschlechtsrollen

3. Ausgewählte Themen

Zu näherer Behandlung habe ich ein Thema ausgewählt, welches vielleicht besonders geeignet ist zu zeigen, wie die verschiedenen Gebiete der Psychologie sich nicht nur zu ihrem Gewinn verselbständigt haben und wie schwach die Bemühungen im allgemeinen sind, verschiedene Fragestellungen aufeinander bezogen zu verfolgen. Während man idR die wahrnehmungspsychologische Untersuchungen so anlegt, dass die Innenbedingtheit jedes Wahrnehmungsprozesses gewissermassen minimalisiert wird, könnte man die Attributionsforschung geradezu als jene Wahrnehmungsforschung charakterisieren, welche die Wirkung der Innenbedingtheit maximalisiert. Man verstehe mich recht: solche Abstraktionen sind zur Klärung der zugrundeliegenden Prozesse unverzichtbar. Ich meine nur, dass man nicht vergessen sollte, die beiden getrennten Aspekte derselben Fragestellung wieder zusammenzubringen; und da lässt uns die Forschungsliteratur recht sehr im Stich.

3.1. Attribution

Mit Attribution bezeichnet man allgemein jene, Wahrnehmungen, Kognitionen und Motivationen kombinierenden Prozesse, welche zwar auf eine Entität in der Umwelt bezug nehmen, deren erkannte Merkmale aber nicht so sehr von der Entität als vom Kognizierenden her bestimmt sein lassen. Attributionen kommen also dann vor, wenn der Informationsfluss von der äusseren Entität her irgendwie unvollständig, unzureichend ist oder aus defensiven Gründen vom Wahrnehmenden selbst gedrosselt wird. Es geht einerseits um eine *Verkenntnis*; alle Grade zwischen zutreffender Wahrnehmung und beliebiger "Falschnehmung" mögen vorkommen. Andererseits geht es auch um etwas, was über das Wahrnehmbare hinausgeht, zum Verständnis jener Entität aber doch wesentlich beiträgt. Ein besonders interessanter, von der Attributionsforschung herausgegriffener Aspekt ist die Frage der *Verursachung* des Soseins der Entität, dh die Kausal- oder Finaltribution.

Attributionen machen wir selbstverständlich auch auf die gegenständliche Welt. Wir schreiben dem Föhn die Verantwortung für unser Kopfweh zu, und wo wir keine offensichtliche Ursache einer Erscheinung vorfinden, erfinden wir mit Leichtigkeit eine solche Instanz (Schutzengel, die da oben in Bern etc.). Wendet man das Konzept sozialpsychologisch auf Personen an, wird dessen Relevanz für die gesamte psychologische Organisation noch viel stärker erkennbar. Handelt der andere so wie er handelt aus sich selbst heraus oder unter einer dritten Kraft? Handle ich selber aus eigener Macht oder bin ich gesteuert? Handelt sie aus einer zurückliegenden Ursache heraus oder im Hinblick auf später zu erreichende Ziele?

Attribution ist ein unvermeidlicher Teil jeder Erkenntnis, sagt Fritz Heider, seit den 40er Jahren wohl der entscheidende Impulsgeber dieser Forschung. Bei der Attributionsforschung steht weniger die Frage der Richtigkeit/Falschheit der Zuschreibung zur Diskussion als die Ursachen und Bedingungen, welche bei diesen Prozessen eine Rolle spielen, und die Wirkungen, welche sie erzeugen.

Typisch ist die Unterscheidung von *Antezedentien* der Attributionen: perzeptive-kognitive Komponenten verbinden sich hier mit Überzeugungen, Werthaltungen, Hoffnungen, Befürchtungen, kurz motivationalen Momenten. Die *Attribution* selber erscheint dem Attribuierenden nicht als solche, sondern er erfährt sie in aller Regel nicht anders als eine direkte Wahrnehmung; dh die Ursachen, Gründe oder Intentionen und Ziele erscheinen wie wahrgenommen; erst einer Analyse sind sie als Zuschreibungen eruierbar, da den Wahrneh-

mungsmöglichkeiten verschlossen. Die Attributionen haben idR *Konsequenzen*: sie steuern das Handeln gegenüber der mit Attributionen bedachten Entität und ihrem Umfeld, sie sind ein wesentlicher Faktor der emotionalen Lage gegenüber dieser Entität und sie sind die Grundlage von Erwartungen gegenüber dieser Entität.

Man stelle sich konkret eine Mutter mit einem Kleinkind vor, das weint und sich windet. Die Mutter "sieht", dass es Bauchschmerzen hat und dass der Orangensaft "schuld" ist. Oder man stelle sich den eigenen Lebenslauf in der Rückschau vor: jedes erinnerbare Ereignis ist mit seinen verursachenden Bedingungen, meist mit Personen verbunden, die dieses oder jenes getan oder gesagt und dadurch den Lauf der Dinge gerade so beeinflusst haben. Und es wäre wohl überraschend, könnte man hinterher die tatsächlichen Ursachen von den zugeschriebenen echt unterscheiden. Der sog. Zufall ist ein Grenzfall von Attribution, eine Art analytischer Verweigerung jeder Attribution; Schicksal andererseits die generalisierte Fremdattribution. Auch Eigenattributionen und das Verhältnis zwischen Fremd- und Eigenattribution sind interessant.

Warum attribuieren wir (anstatt zu perzipieren oder auf der Basis echter Information zu schliessen)? Die hypothetische Antwort, auf welche hin sich die Attributionforschung ausrichtet, ist die, dass die Konsistenz aller Erfahrungen in einem Zusammenhang grösser sein kann, wenn die reinen Faktenfeststellungen gegenüber den Vermutungen relativ zurücktreten, so dass widersprüchliche Wahrnehmungen nicht auffallen.

Ich greife einige Aspekte der überaus aktiven Attributionforschung heraus (Harvey & Weary 1984).

3.1.1. Messung von Attributionen

Mit der Art und Weise und der Qualität der Verfahren, mit denen empirisch das Vorkommen von Attributionen provoziert und/oder festgestellt wird, steht und fällt natürlich auch das Ergebnis der Untersuchungen. Eine typische Technik ist etwa die folgende.

Der Vp wird gewöhnlich eine Lebensepisode verbal, bildlich oder filmisch vorgegeben oder zur Imagination aufgetragen; anschliessend soll sie die Situation "erklären". Es kann gut gezeigt werden, dass solche Erklärungen in Funktion von der Darbietung vorausgehenden Einstellungsänderungen variieren, also von motivationalen oder Erwartungsmomenten beim Attribuierenden abhängen. Dass Attributionen vorkommen, ist also kaum eine Frage. Eine andere Frage aber ist, was in diesen "Erklärungen" genau welchen attributiven Charakter hat.

"Sie war so ärgerlich darüber, als er den Brei herauspiefte, dass sie ihn schlug" oder "Sie wollte ihn zu säuberlichem Essen erziehen, und so bestrafte sie ihn mit einem sanften Schlag auf die Hand" weisen offensichtlich unterschiedliche Beobachtungen und unterschiedliche Attributionen in der selben Situation auf; aber ohne direkten Vergleich der verschiedensten Variationen der dargebotenen Situation bei derselben Vp weiss man nicht, was nun Beobachtung und was Attribution darstellt; und genau solche nötigen Wiederholungen kann man nicht vornehmen, weil durch die wiederholte Darbietung sowohl Wahrnehmung wie Attribution mit Sicherheit ändern. Man steckt in einem methodischen Dilemma, das vermutlich an der Wurzel der bedauerten Separierung von Wahrnehmungsforschung und Attributionforschung liegt.

Die Konsequenz davon heisst, dass die Feststellung von Attributionen bei einer Vp in einer Situation im Normalfall eine weitere Attribution durch den Forscher voraussetzt. Alle Attributionforschung beruht ihrerseits auf Attributionen. Methodische Abhilfe gibt es nur relativ. Je mehr man zB den Inhalt der Attributionen durch vorgegebene Antworten zur Wahl durch die Vp steuert, desto unsicherer ist der Gehalt der gemessenen Attributionen; je mehr man der Vp freie Antwortmöglichkeit einräumt, desto unsicherer und abhängiger von Interpretation wird die Feststellung der Attribution.

Verwendet werden auch Schätzskaalen (Ratings), welche allerdings voraussetzen, dass die Vp gewissermassen die Attributionstheorie des Forscher kennt und danach handelt; auch das impliziert einen methodischen Zirkel, weil die Vp dann gleichzeitig als Objekt der Untersuchung und als Messinstrument fungiert. Inhaltsanalytische Auswertungen von natürlich zustandegekommene Texten lassen sich verhältnismässig am saubersten auf Kausalattributionen hin auswerten. Im ganzen ist die Methodik also nicht unproblematisch.

3.1.2. Fundamentaler Attributionsfehler

Eines der oft bestätigten Ergebnisse von Attributionsuntersuchungen lässt sich dahin verallgemeinern, dass meisten Personen dazu neigen, bei positiv gewerteten Erscheinungen die Wirkungen von situativen Momenten zu unterschätzen, die Wirkungen von persönlichen Dispositionen hingegen zu überschätzen. Bei negativ gewerteten Ereignissen ist es eher umgekehrt. Es finden sich aber auch Personen, die generell oder in bestimmten Lebensbereichen dem reziproken Attributionsmuster folgen. Erwartete Leistungen beispielsweise werden meist den Fähigkeiten der Leistenden zugeschrieben, schlechte hingegen rasch auf situative Hemmnisse, äussere Umstände u.dgl. zurückgeführt. Das gilt grundsätzlich für die Fremd- und die Eigenattribution. Die gute Schülerin, die ihre Leistungserwartung erfüllt, zeigt für den Lehrer ihr Können; ist sie mal schlecht, so war sie krank oder es war ein Wetterwechsel. Leistet die schlechte Schülerin mehr als erwartet, so war es Zufall oder Glück.

Allerdings erweisen sich diese einleuchtenden Verhältnisse im Lichte der detaillierteren Forschung doch zunehmend als (unzulässige) Vereinfachung. Eine Bewertung des Befundes muss also noch ausgesetzt werden. Auf verwandte Forschungsthemen sei hingewiesen: Leistungsmotivation, Kontrollmeinung, gelernte Hilflosigkeit, Selbstwert, Alltagspsychologie.

3.1.3. Reflexivität des Attribuierens

Die erwähnte methodische Schwierigkeit der Zusammenfallens von Attribution als Gegenstand und Methode hat sich zu einer eigenen Fragestellung entwickelt. Was bedeutet es für die attributiven Prozesse, wenn die attribuierenden Personen wissen, dass sie nicht wahrnehmen, sondern attribuieren? Zum einen ist dadurch die definitorische Vorgabe gewissermassen aufgehoben: eine also solche entlarvte Attribution ist nicht mehr eine Attribution, sondern spaltet sich sozusagen in Wahrnehmung und Wertung, in einen informatorisch-kognitiven und einen motivational-emotionalen Teil. Die Frage und ihre erst rudimentäre empirische Bearbeitung ist offensichtlich nicht nur von Bedeutung für die Methodik der Attributionsforschung, sondern generell für das Umgehen mit Selbstbeobachtung (Introspektion). Nisbett & Wilson haben 1977 mit der Titelthese eines vielbeachteten Aufsatzes: "Telling more than we know – verbal reports on mental processes" (Psych.Rev. 84 231-259) eine Kontroverse ausgelöst bzw. die Psychologen in zwei Lager gespalten.

3.1.4. Rolle der Wahrnehmung

Für die Forschung ergiebiger sind zweifellos Fragestellungen, welche bestimmte Wirkfaktoren der Attribution zu isolieren und durch Variation zu verstehen versuchen. Ein Beispiel dafür sind die Akzentuierung der Information, welche der Vp über die Situation zur Verfügung steht. Es zeigt sich wiederholt, dass Attributionen vorwiegend an jene Komponenten der Situation anschliessen, welche besonders prominent herausragen ("saliency"), indem sie besonders betont oder detailliert dargeboten werden. Das würde heissen, dass die motivationalen Faktoren der Attribution ihrerseits wieder von perzeptiven Faktoren her steuerbar sind; dh dass Attribution

reflexiv ist: eine etwas beunruhigende Feststellung für eine bewältigbare Analyse attributionaler Prozesse.

Eine einfache Erklärung dafür könnte darin liegen, dass durch die Akzentuierung von Informationsteilen mehr Aufmerksamkeit dafür geweckt und eingesetzt wird, die sich dann beim Zustandekommen der Attribution entsprechend geltend machen müsste. Analog wird auch auf bessere Erhaltung und damit grössere Prominenz solcher Komponenten im Gedächtnis hingewiesen. Die Wirkung könnte sich demnach auf jeder einzelnen Stufe der Informationsverarbeitung zur Attribution geltend machen oder auf allen von der Wahrnehmung über die Verarbeitung oder im Erleben bis zur sprachlichen Äusserung.

4. Zum Verhältnis zwischen Individuum und sozialem Verband

Eine der faszinierendsten, immer wieder ideologisch oder empirisch angegangenen Fragen betrifft den relativen Vorrang des Individuums oder der Gruppe. Ist der Mensch prinzipiell ein *Einzelwesen* oder ein *Gruppenwesen*? So formuliert dürfen wir offensichtlich keine sinnvolle Antwort erwarten.

Präziser wären Fragen anzugehen, welche unter bestimmten Bedingungen nach dem relativen Gewicht innerer oder äusserer, insbesondere eben sozialer Bedingungen fragen. Antworten sind möglich und liegen in vielen Bereichen vor. Schwieriger ist ihre gesamthafte Bewertung, nicht nur, weil alle empirischen Antworten natürlich von der Anlage der Untersuchungen mitbestimmt sind, sondern auch, weil es nicht sinnvoll ist, irgendwie einen Durchschnitt über alle Lebensbereiche zu rechnen. Nach allem, was wir bisher in unserer M-U-Konstruktion entworfen haben, müsste die Fragestellung überdies weniger auf das relative Gewicht der inneren und äusseren Bedingungen gerichtet werden als auf die Art und Weise des Zusammenwirkens dieser Faktoren.

Ich möchte jedoch, bei allem Interesse an Einzeleinsichten und auch angesichts der eingangs des Kapitels diskutierten Arbeitsteilung zwischen Sozialpsychologie und Soziologie, das Verhältnis zwischen Individuum und Verband hier auf einer andern Ebene betrachten. nicht als eine beantwortbare Sachfrage, sondern als eine Infragestellung einer selbstverständlichen, aber durchaus nicht notwendigen Sicht. (Nachfolgend übernehme ich Text aus Lang (1988) in *Schweiz. Z. Psychol.* 47 (2/3) 93-108).

Eine überdisziplinäre Perspektive könnte dabei nützlich sein und müsste auch die Relationen einschlägiger Disziplinen untereinander klären helfen. Ich gehe aus von der Frage nach den hauptsächlichen Gegenstands-Einheiten der Wissenschaften vom Menschen. In welchem Verhältnis stehen sie zueinander? Ich konzentriere mich auf Biologie, Psychologie, Soziologie, die als Prototypen für Betrachtungsebenen andere einschliessen mögen.

Biologisch, psychologisch, soziologisch verstandene Einheiten

Vermuten wir einmal, dass die Betrachtung von Organismen als Gegenstands-Einheiten im wesentlichen auf unserer perzeptiv-kognitiven Organisation (etwa dem Figur-Grund-Prinzip u.ä.) beruhe, also eine anthropozentrische Denkgewohnheit darstelle. Angesichts der Tatsache, dass kein Organismus ohne Stoffwechsel mit seiner Umgebung und keine Person ohne Informationsaustausch mit ihrer Umgebung existieren kann, gibt es nämlich keine zwingenden Gründe dafür, den Organismus als biologische Einheit bzw. die Person als psychologische Einheit gegenüber über- oder untergeordneten Einheitsebenen oder anderen "Klumpenbildungen" so absolut auszuzeichnen, wie wir das gewöhnlich tun.

Der Organismus, wie er im Genom angelegt und in einer konkreten Umwelt manifest wird, kann nämlich ebensogut als ein Zellverband begriffen werden, wobei jede Zelle in einem viel-

fältigen Austausch mit ihrer näheren und weiteren Umgebung steht. Oder die Person könnte als eine komplexe Organisation von Informationen verstanden werden, als "psychische Organisation", teils getragen durch das Hirn als spezialisiertes Organ, teils durch die vielfältigen externen Informationsträger wie Gebautes und Schrift (vgl. Umw, Kult, Biol). Ähnlich kann die Gesellschaft als etwas Eigenständiges oder als ein Personenverband verstanden oder gar als eine Superkonstruktion lebender Zellen begriffen werden. Ich will nicht bestreiten, dass es "natürliche" Grenzen in der Welt gibt, dh Stellen mit kanalisiertem und/oder verdünntem Austausch zwischen Bereichen; ich weigere mich bloss, die vertrauten, vom menschlichen Erfahren her bestimmten Einteilungen für endgültig zu setzen.

Als konstruktive Kritik am Anthropozentrismus möchte ich also eine Dezentrierung vorschlagen, die mehrere Betrachterstandpunkte akzeptiert und zugleich einen Bezug zwischen ihnen herstellt, ohne eine neue, übergeordnete, einzelne Position einzunehmen. Erkenntnistheoretisch denke ich an einen Emergentismus betreffend Gebilden, die in der Welt partielle Autonomie gewinnen und denen ein Betrachter begegnen, die er wiedererkennen kann, nämlich vor allem Zellen (Lebensträger), Organismen (Personen) und Kulturen (Gruppen, Gesellschaften).

Nicht zu vergessen ist, dass diese Einheiten in unserem Verständnis Bestandteile von Zeichensystemen sind. Wie bei allen Zeichen kann man einen Bedeutungsinhalt (also das, was ich meine) von einem Bedeutungsträger (also das, worauf ich zeigen kann) unterscheiden; und man weiss im Hintergrund einen Bedeutungszuweiser, hier die jeweiligen Wissenschaften, die sich für eine bestimmte Einheitenebene entschieden haben. Ich folge also der Peirce'schen Dreifachrelation.

Abbildung 6 fasst meinen Versuch zusammen. Man kann die drei Ebenen je für sich oder im Bezug zueinander sehen. Die relative Beliebigkeit der Ebenenwahl sollte sichtbar werden, wenn wir bedenken, dass zwar jede obere Ebene die jeweils unteren im Sinne von notwendigen, aber nicht hinreichenden Bedingungen voraussetzt, so dass die Erkenntnis jeder Ebene weder nach unten analytisch-reduzierend noch nach oben synthetisch-einordnend gesichert werden kann. Reduktionismus ist also nicht möglich. Aber auch jede Verabsolutierung einer Ebene mit Alleingültigkeitsanspruch führt zu Erkenntniseinengung; dies gilt für eine biologistische Auffassung (Organismen und Kulturen stünden im Dienste der Erhaltung des Genoms) genauso wie für eine psychologistische (Zellen und Kulturen stünden im Dienste der Selbstverwirklichung der Individuen) oder eine soziologistische (Zellen und Organismen seien dazu da, die perfekte Gesellschaft möglich zu machen). Ich erinnere jedoch daran, dass alle diese Denkweisen mehr oder minder exklusiv propagiert worden sind oder werden.

Es fällt nebenbei auf, dass mit einigen der verwendeten Termini Probleme verknüpft sind. Zum Beispiel ist auf der psychologischen Ebene mit "Organismus" ein ausserpsychologischer, nämlich biologischer Begriff für den Bedeutungsträger, der sich verhält, üblich geworden. Ich kann nur befremdet feststellen, dass sich jedermann daran gewöhnt hat; besser wäre wohl Individuum.

<i>Einheiten-Ebene:</i>	<i>Träger (stofflich):</i>	<i>Inhalt (ideell):</i>
<i>soziologisch:</i>	? (Kultur, Staat, etc.)	Gesellschaft
<i>psychologisch:</i>	Organismus (Individuum)	Person
<i>biologisch:</i>	Zelle	? (Einheit des Lebens)

Abb.6: Wissenschafts-Ebenen zur Betrachtung von Komponenten-Verbänden als Träger und als Inhalte der betrachteten Gegenstands-Einheiten.

In unserem Zusammenhang besonders interessant scheint mir die Feststellung, dass auf der biologischen Ebene geläufige Begriffe für die Einheit des Lebens ebenso fehlen ("Seele" bzw. "anima" hat diesen Sinn verloren), wie auf der soziologischen umfassende Begriffe für den Träger der Gesellschaftseinheit (vielleicht am ehesten "Kultur", gelegentlich auch "Staat", was aber beides im üblichen Sprachgebrauch nur je partielle Inhalte trifft). Ich werde den Ausdruck "Kultur" zur Bezeichnung eines Trägers der Gesellschaft (und gelegentlich den Ausdruck "Ökosystem" für das Insgesamt von Personen in Kultur und Gesellschaft) verwenden.

Vor allem aber muss uns jetzt in einer dezentrierenden Vorgehensweise interessieren, was die Bedingungen dieser angetroffenen Gebilde sind; wie sie sind, warum sie gerade so sind.

Speicherung als konstituierendes Prinzip von Einheiten

Alle diese drei Einheiten oder Gebilde, die je den Biologen, Psychologen, Soziologen primär interessieren, sind dadurch gekennzeichnet, dass sie in einer nicht-umkehrbaren Zeit Konstanz und Wandel aufweisen, von einem Beginn weg bis zu einem Ende sich entwickeln und doch stets mit sich identisch bleiben. Ich verweise auf Kurt Lewin, insbesondere sein Konzept der Genidentität (1922).

Wie schaffen es diese Gebilde, über die Zeit weg trotz Wandel einheitlich und sich selbst zu bleiben? Meine These lautet: Im wesentlichen, indem sie eine Spur ihrer Geschichte herstellen und mitnehmen und daraus nach Bedarf dergestalt aktivieren, dass jeweils Späteres auf jeweils Früheres bezogen bleibt. Das erlaubt ihnen nicht nur, in der jeweiligen Gegenwart recht adäquat zu handeln, sondern sogar in mancher Hinsicht zutreffend Zukunft zu antizipieren, insofern Früheres funktionell auf Späteres bezogen wird. Und strukturell entstehen durch diese dynamische Speicherung Gebilde, die "etwas über dem Fluss der Zeit" existieren, indem im Speicher, in einem separaten, eigenen Repräsentationssystem also, Relationen realisiert werden können, welche in der realen Zeit unmöglich wären. Diese Gebilde behaupten sich in ihrem Umfeld, weil sie ihre Geschichte speichern und diesen Speicher dynamisch nutzen.

5. Theorien in der Sozialpsychologie

Wie in andern hochentwickelten oder publikationreichen Gebieten der Psychologie muss man zwischen generellen Theorieansätzen (zB Lerntheorie, Gestalttheorie oder Feldtheorie und ihren "Abkömmlingen" und "Abgrenzlingen" kognitive Theorien, Konsistenztheorien, systemische Ansätze, kybernetische Denkweisen, psychodynamische Ansätze etc.) und spezifischen Theorien oder Modellen für bestimmte Fragestellungen oder empirischen Paradigmen unterscheiden (zB Rollentheorie, Balance-Theorie, Theorie der kogn. Dissonanz, Ausgleichstheorie etc.).

LIT Soz

- Deutsch, M. & Krauss, R.M. (1965) *Theories of social psychology*. New York, Basic Books. (Dt. 1976)
- Frey, D. (Ed., 1978) *Kognitive Theorien der Sozialpsychologie*. Bern, Huber.
- Graumann, C.F. (1969/71) *Sozialpsychologie*. Bde. 7.1 und 7.2 des Handbuchs der Psychologie. Göttingen, Hogrefe.
- Harvey J.H. & Weary, G. (1984) Current issues in attribution theory and research. *Annual Review of Psychology* 35 427-59.
- Heider, F. (1958) *The psychology of interpersonal relations*. New York, Wiley. (Dt. 1977)
- Hofstädter, P.R. (1967) *Sozialpsychologie*. Berlin, DeGruyter.
- Irle, M. (1975) *Lehrbuch der Sozialpsychologie*. Göttingen, Hogrefe
- Lindzey, G. & Aronson, E. (Eds., 1985) *The handbook of social psychology*. 2 vols. New York, Random.
- Secord, P.F. & Backman, C.W. (1974) *Social psychology*. New York, McGraw-Hill. (Dt. 1976)
- Sherman, S.J. et al. (1989) Social cognition. *Annual Review of Psychology* 40 281-326.

VI. **Kulturpsychologie oder wie schaffen wir uns eine gemeinsame Welt von Bedeutung und wie wirkt diese auf uns?**

Nachtrag zum Verhältnis zwischen Individuum und Sozialem Verband (V.1.4) und Überleitung

Nach der Feststellung, dass ich in besagtem Abschnitt doch recht sehr gestammelt bzw. eine übergrandiose Vision von verschiedenen Betrachtungsebenen nur skizziert habe, möchte ich mit Unterstützung eines grossen Schriftstellers das Unmögliche noch einmal versuchen. Da wir in wissenschaftlicher Kommunikation auf die Diskursform unserer individualzentrierten Zivilisation, welche Subjekt mit Person gleichsetzt, halt angewiesen sind, lässt sich eine Welt nur indirekt evozieren, in welcher soziale Verbände den Individuen als eigene Existenzen auch vorausgehen. Elias Canetti, ein grosser Sozialpsychologe ausserhalb der wissenschaftlichen Tradition (Masse und Macht), hat in gesammelten Aufzeichnungen (Das Geheimherz der Uhr: Aufzeichnungen 1973-1985, und Die Provinz des Menschen: Aufzeichnungen 1942-1972; alle München, Hanser) solches zu sagen verstanden. Ich verdanke und zitiere nach Peter von Matt (1990) Der phantastische Aphorismus bei Elias Canetti. *Merkur* 44(5)398-406.

Dort wird jeder von einem eingeborenen Wurm regiert und pflegt ihn und ist gehorsam.

Dort handeln sie nur zu hundert, der Einzelne, der nie sich nennen gehört hat, weiss von sich nichts und versickert.

Dort gehen die Leute in Reihen aus, es gilt als unverschämt, sich allein zu zeigen.

Dort siedeln sie sich auf riesigen Bäumen an, die sie nie verlassen. Fern am Horizont erscheinen andere Bäume, unerreichbar und böse.

Dort gehen die Leute nie allein, nur in Gruppen von vier bis acht, ihre Haare unentwirrbar ineinander verflochten.

Ein scheinbar dicker Mensch, der aus zwölf wohlverpackten Dünnen besteht, die alle zugleich piepsen.

Es gelingt Canetti offenbar, die Basis aller modernen Anthropologie und Psychologie, nämlich die Autonomie des Subjekts, in und durch seine Bilder aus einer anderen Welt, die die unsere sein könnte, ausser Kraft zu setzen.

1. **Was könnte Kulturpsychologie sein?**

Kulturpsychologie gibt es im heutigen Forschungs- und Lehrbetrieb der Psychologie eigentlich nicht, jedenfalls nicht in einem den übrigen Grundfragen-Gebieten vergleichbaren Institutionalisierungsgrad. Sie muss deshalb hier im wesentlichen als ein mögliches Programm vorgestellt werden. Das heisst nun nicht, dass nicht auf Publikationen zum Thema zurückgegriffen werden

könnte. Die oben (vgl. V 1) erwähnte Völkerpsychologie ist in mancher Hinsicht eher eine Kulturpsychologie denn eine Sozialpsychologie im heutigen Sinne. Im 18. Jahrhundert gibt es unter den mitteleuropäischen intellektuellen Auffassungen, die einem ökopyschologischen Verständnis vom Verhältnis des Menschen zur umgebenden Welt weitaus näher kommen als die gesamte Anthropologie und Psychologie des 19. und 20. Jh. Aufklärung ist "Emanzipation von Gott und Aufwertung der Natur" (Pross 1987 S. 1131). Als man vieles in der Natur schon zu verstehen begann und sich dem Menschen als einem darin eingebetteten Teil näherte, aber mit ihr noch nicht so selbstherrlich und rücksichtslos umgehen konnte wie später nach dem Aufschwung der Techniken der industriellen Revolution, haben wohl günstigere Voraussetzungen bestanden für einen Ausstieg aus dem Anthropozentrismus der religiösen Ära; letzterer ist dann nach kurzer Unsicherheit in geradezu napoleonischer Manier vom modernen Anthropozentrismus des Alles-Machen-Könnens abgelöst worden.

Hier kann nicht dargestellt werden, wie das Verhältnis des Menschen zu den Systemen von Bedeutung in vielerlei Ansätzen im Rahmen von Philosophie, Soziologie, Ethnologie und den mannigfaltigen Kulturwissenschaften (betr. Geschichte, Sprachen, Literaturen, Künste, Religionen, Recht und andere Kultur-Techniken etc.) gesehen wird. Natürlich spiegelt eine immense Literatur zwischen Sachbuch und Poesie nichts anderes als das Gesamte der menschlichen Kultur und stellt sie zusammen mit den "Inhalten" von Museen, Bibliotheken bzw. als Inbegriff von öffentlichen und privaten Einrichtungen oder "Kulturgüter" recht eigentlich dar. Gemeint ist natürlich nicht die hochwertige Auswahl, auf die im gängigen alltagsprachlichen Kulturbegriff verwiesen wird, sondern die bedeutungshaltigen Gegebenheiten in einer Gesellschaft schlechthin.

Kultur fällt weitgehend mit dem Leben zusammen. Da man sein Leben nicht zweimal leben kann, wird jedes Interesse für das Leben nicht umhin kommen, es in eine Repräsentation so gut wie halt möglich und machbar noch einmal einzufangen. Dass das dann nicht das Leben ist, muss man halt in Kauf nehmen. Das "Verdoppelungsprinzip", das wir hier zum fünften Mal (Kultur ist, wie wir sehen werden, in gewisser Hinsicht eine Verdoppelung von Innerpsychischem (4); die reflektierende Beschäftigung mit Kultur setzt wiederum voraus, dass wir sie vereinfachend repräsentieren (5), vgl. III.1.6, S. 37) antreffen, hat, wie alles, seine Vorzüge und Nachteile. Immerhin, die Intensität, mit der sich Manche einem bestimmten Ausschnitt des Lebens oder der Kultur hingeben, imponiert schon. Man vergegenwärtige sich das mächtige Beispiel, welches unserer Gymnasialbildung ursprünglich zugrundeliegt, nämlich die Idee, das Verstehen einer Modellkultur, der Antike, die zugleich die Wurzel unserer gesamten Kultur darstelle, bilde einen Menschen für seine Zeit beinahe umfassend.

Typisch für weite Bereiche der Kulturwissenschaften ist jedoch, wenn man eine überzeichnende Verallgemeinerung erlaubt, dass die kulturellen Objekte (die Bauwerke, die Schriften, die Geräte, die Kunstprodukte, das Alltagszeug, die Sinngebilde in symbolischer Form) zu Ablösung von den sie produzierenden und benutzenden Menschen neigen, sich zu verselbständigen drohen. Dem entspricht auf der anderen Seite die festgestellte Absonderung des Menschen aus seiner Umwelt bzw. deren Reduktion auf arbiträre Reize und Situationen in weiten Teilen der Psychologie. Kulturpsychologie hat demnach stärker als die Kulturwissenschaften selber zum Ziel, ein Verständnis jener Prozesse zu fördern, welche die *wechselweise Bedingtheit von Mensch und Kultur* oder das "Herstellen" von Kultur durch Menschen und das "Herstellen" von Menschen durch Kultur betreffen. Die wechselseitige Bedingtheit von Mensch und Kultur verwirklicht sich auf der einen Seite im kulturschaffenden Handeln, auf der andern in all jenen perzeptiv-kognitiv-motivationalen Akten, durch die Bedeutungen für Menschen aufgenommen und vollzogen werden.

1.1. Zum Begriff der Kultur

Was wollen wir mit dem Begriff Kultur bezeichnen? Von den Kulturanthropologen (Ethnologen) Kroeber & Kluckhohn sind 1963 (nach Boesch 1980) nicht weniger als 160 Definitionen der Kultur zusammengestellt worden. Ich greife nur einige wenige heraus, die bereits die vielfältigen Facetten des Gegenstandes aufzeigen, und versuche mich auf psychologisch einschlägige auszurichten.

Einige gehen von kulturellen Erscheinungen aus, die sie aufzuzählen und zu ordnen versuchen. So beschreibt Thurnwald (1939) Kultur als die "Gesamtheit der Gewohnheiten und Einrichtungen, die sich auf Familie, staatliche Gestaltung, Wirtschaft, Arbeit, Moral, Sitte, Recht und Denkart beziehen. Sie sind an das Leben der Gemeinwesen gebunden, in denen sie geübt werden, und gehen mit diesen zugrunde." Andere versuchen ein konstituierendes Prinzip auszumachen; so etwa Hellpach, wenn er Kultur als die "Ordnung aller Lebensinhalte und Lebensformen einer Menschengemeinschaft unter einem obersten, alles bestimmenden Wert (oder einer Wertegruppe)" bestimmt. Beiden Ansätzen gemeinsam und wesentlich ist der Bezug auf die Gemeinschaft; aber sie lassen offen, worin oder woraus denn nun Kultur besteht; denn Lebensinhalte und -formen kann auf alles überhaupt verweisen, und die Thurnwaldsche Aufzählung war ja wohl mehr beispielhaft als abschliessend gemeint.

In der geisteswissenschaftlichen Tradition seit der Antike ist Kultur in hohem Masse als Gegensatz zu Naturverstandenen worden. Diese Sicht eines irgendwie rohen, ja von Natur aus bösen Menschen, der in und durch Kultur gebändigt, zum Menschen erst gemacht werden muss, dominiert auch heute noch unser Menschenbild. Sie liegt auch der Psychoanalyse als Gesellschafts- und Persönlichkeitstheorie zugrunde. Das vorherrschende Verständnis des "Prozesses der Zivilisation" (Norbert Elias 1936) ist davon geprägt. Inwieweit diese Sicht angemessen oder gar gültig ist, sollte mE als offene Frage behandelt werden. Sicher ist es auf der Basis heutiger biologischer Kenntnisse verkehrt, anzunehmen, dass die letzten bioevolutiven Phasen *vor* den ersten Kulturschritten erfolgten; und man muss, anders als unsere biologisch naiven Vordenker durch die Jahrhunderte hindurch, mit aller erdenklichen Härte feststellen, dass von Kultur keine Rede sein könnte, wenn nicht die biologische Ausstattung des Menschen sie ermöglichte und bestimmte.

Abgesehen davon, dass wir bei näherer Betrachtung kulturartige Erscheinungen bei höheren Tieren vorfinden, ist aber ebenso deutlich festzustellen, dass der ontogenetische Aufbau von inneren psychischen Strukturen nicht nur von der biologischen Ausstattung, sondern auch von den Gegebenheiten in der Umgebung und den in der Natur, Mensch und Umgebung einschliessend, überhaupt herrschenden Gesetzen abhängig ist.

Da sind zweifellos zunächst die in der Umgebung einer bestimmten Art von Lebewesen vorgefundenen Verhältnisse bedeutsam, zu deren "Bewältigung" seine Ausstattung ja herausgebildet worden ist. Wenn nun bei Lebewesen äussere Strukturen in systematischer Weise über das angeborene Zusammenspiel von Auslösereizen und erbkoordinationsbestimmten Verhaltensweisen (Instinkte etc.) hinaus für das artgenossenbezogene Verhalten wirksam werden, dann beginnt *soziale* Gemeinschaft. Erfahrungen, die ein Individuum im Lauf seines Lebens macht und für sein späteres Verhalten ausnützt, nennen wir jedoch noch nicht Kultur; sie betreffen vielmehr das *Psychologische* im engeren Sinn. Kommt dann aber hinzu, dass solche Erfahrungen eines Individuums einem anderen Individuum oder einer Gruppe verfügbar gemacht werden, dann ist ein zweiter entscheidender Schritt getan. Mit der *Weitergabe oder Tradition von Errungenschaften* ist der entscheidende Schritt von der sozialen zur *kulturellen* Gemeinschaft vollzogen.

Nun stellt sich die Frage, wie diese Weitergabe individueller Erfahrung möglich ist, oder aus der Sicht der Gruppe: wie eine Gruppe in der Lage ist, Traditionen zu bilden, dh über ihre angeborene Ausstattung zur interindividuellen Kommunikation hinaus Wege der wechselseitigen Beeinflussung zu pflegen, welche einen systematischen, dauerhaften, einzigartigen Charakter annehmen. Die Antwort ist allgemein, dass alles grundsätzlich auf dem Wege über interin-

dividuelle Kommunikationen erfolgen muss, was nicht schon erbgenetisch angelegt ist; die Sozialpsychologie und ihre Abhebung von der Sozialethologie wäre hier einschlägig. In der Tat ist man geneigt, etwa bei Schimpansengruppen, die Techniken des Termitenfangens mit Zweigen oder des Nüsseaufknackens mit Steinen auf dem Wege von Vorbild und Nachahmung weitergeben, von "Kultur" zu sprechen. Das wird dadurch bestätigt, dass es sich um lokale, von Gruppe zu Gruppe durchaus unterschiedliche Traditionen handeln kann. Ähnliches muss für menschliche Kulturen der Urzeiten gelten. Man stelle sich Jagdtechniken, Feuermachen und ähnliches vor, welches durch Nachahmung und/oder durch sprachliche Vermittlung von Person zu Person geht.

Müsste nun all dieses Weitergeben von Errungenschaften von Individuen auf dem face-to-face-Weg erfolgen, so könnte nur schwer eine stabile, langfristig überdauernde und gegen Gefährdungen recht resistente Tradition entstehen. Dies besonders unter Bedingungen, wie man sie für Menschen annehmen kann, dass nämlich die instinktgetragene soziale Gemeinschaft im Vergleich mit phylogenetisch älteren Arten durchaus geschwächt, fragil geworden ist. Das gemeinschaftsstabilisierende Potential einer Kultur wird jedoch massiv erweitert, wenn sich Errungenschaften der einen Individuen von ihnen als Personen immer wieder ablösen lassen und gewissermassen *als solche* weitergegeben werden können. Man stelle sich die weitergereichte Speerspitze, einen Topf, ein dekoratives oder ein kultisches Artefakt und dergleichen vor, welche Errungenschaften in gewisser Hinsicht inkorporieren. Mit oder ohne Begleitung von Erläuterungen oder persönlich vermitteltem Wissen (wie man es herstellt und was man damit machen kann) entwickelt es eine eigene Wirksamkeit, von den beteiligten Personen ein Stück weit abgelöst.

Der Begriff des *Zeichens bzw. des Zeichenprozesses* ist die allgemeinste Form, in der heute eine solche Ablösung, Übermittlung und Übernahme von Errungenschaften gefasst werden kann. Das Zeichen ist jenes Etwas, das für Jemanden für Etwas steht (vgl. III.4.2, S. 43ff.). Die sprechsprachliche *Vermittlung* ist ein Sonderfall. In bestimmter Weise gestaltete Objekte sind äquivalente Vermittler mit dem Vorzug, dass sie sich vom Hersteller ablösen und weitergeben lassen, über längere Zeit hin wirksam bleiben können. Zwar nicht weiterreichbar, aber auf jeden Herbeikommenden einwirkend sind Einrichtungen, die Raum strukturieren, beispielsweise Wälle, Zäune, Häuser, Siedlungen, Monumente. Bildnerie und Schrift sind besondere Zeichensysteme, die bald einmal einen vergleichsweise reicheren und differenzierteren Bedeutungsgehalt vermitteln oder übertragen können als alle anderen; sie sind heute zweifellos jene Zeichensysteme, die als der Inbegriff von Kultur gesehen werden. Allerdings verlangen sie auch weitergehender als die "primitiveren" Zeichensysteme der Objekte und Räume, dass Sender und Empfänger durch ausgiebige Schulung den Umgang mit dem Code erworben haben.

Zum Verhältnis zwischen *aktuellem Vollzug* menschlichen kommunikativen Handelns und der in abgelösten und ausstreubaren Objekten *konkretisierten Bedeutungen*, sollte man nicht vergessen, dass dies zwei Grenzfälle von Zeichensystemen sind, zwischen denen viele unterschiedliche Kombinate von beidem gesehen werden können. Sprechsprache oder eine Geste ist nur aktuell; Schriftsprache oder Raumstrukturen in Häusern und Städten überdauern oft viele Generationen. Viele die Kultur tragende Zeichenprozesse kombinieren Aktuelles und Konkretisiertes; die Beispiele Ritual und Zeremonie machen dies deutlich, welche besondere Orte und Dinge, Kleider und Altäre, Musikinstrumente und Opfergaben etc. in einem in der Zeit vollzogenen Tanz- und Gesangsgeschehen nach überlieferten "Partituren" vollziehen. Man muss dabei nicht nur an urwalddörfliche Feste oder kirchliche Rituale denken, sondern kann auch moderne Zeichenvollzüge wie Bälle, Sportanlässe, Fernsehspiele, Verkehrsrituale u.ä. mit einbeziehen. Übrigens enthalten viele dieser kulturellen Akte ein grösseres Ausmass an instinkt-basierten Verhaltensweisen als man üblicherweise annimmt. Dazu gehören zB mimische und gestische Verhaltensmuster aus Funktionskreisen wie Feind- und Partnerverhalten; sie sind freilich stets mehr oder weniger kulturspezifisch überformt. Ein anderes Beispiel ist die Neugier oder das explorative Verhalten, das bei der menschlichen Species mutmasslich eine durch-

schnittlich höhere Ausprägung zeigt als bei allen anderen Tieren und damit eine wesentlich Wurzel kultureller Tätigkeit bildet (vgl. Eibl-Eibesfeldt 1984).

Jene Definition von Kultur, die mir aus ökopsychologischer Sicht am treffendsten erscheint, ist die knappe Formulierung im Anschluss an Geertz: *Kultur ist in der Essenz der öffentliche Diskurs mittels Zeichen* (Rochberg-Halton 1986, p. 116f.). Diese Definition verweist in knappster Weise auf drei wesentliche Bestimmungsstücke: Kultur ist zwischenmenschlich (Diskurs) und umweltbezogen (Zeichen), und sie betrifft eine Gemeinschaft (öffentlich). Wie so manches hat Simmel um die Jahrhundertwende diese Sicht vorweggenommen, indem er sagte, dass Kultur nur dann existiere, wenn der Mensch etwas ausserhalb seiner selbst in seine Entwicklung einbeziehe. Kultiviertheit sei zweifellos ein Seelenzustand, doch einer, der nur mit absichtsvoller Herstellung von Dingen erreicht werde. Es könne demnach keine nur-subjektive oder keine nur-objektive Kultur geben.

Kultur, so verstanden, ist also das trefflichste Beispiel für ein *M-U-System* in einer ökopsychologischen Auffassung vom Menschen in seiner Umwelt. Untersucht man das Verhältnis zwischen Kultur und Semiotik, so kann man sagen, dass (Anthropo-)Semiotik nichts anderes ist als eine allgemeine Logik der Kultur, aufgefasst als ein Zeichensystem. Dies gilt jedenfalls für die (normale) Anthroposemiotik; Zoosemiotik als das Studium der Interaktionen unter Tieren und Endosemiotik als das Studium der innerorganismischen Kommunikation sind allerdings davon abzugrenzen.

Unter den heute bei den Kultur- oder Gesellschaftstheoretikern verbreiteten Auffassungen von Kultur kann man eine strukturbetonende von einer prozessaktzentuierenden unterscheiden.

Kultur als *Struktur* sehen Autoren wie Claude Lévy-Strauss, Antony Giddens, Jürgen Habermas. Kultur ist dann ein System von Symbolen, eine Organisation von Bedeutungen, Überzeugungen, Werten. Die Neigung besteht, sie als eine separate Sphäre zu betrachten, in einem Gegensatz zu Natur.

Kultur als *Prozess* ist die Betonung welche Georg Simmel charakterisiert; heute wird sie eher seltener vertreten, etwa von Clifford Geertz oder Victor Turner. Kultur ist hier ein ständig evolvierendes Zeichensystem oder die fortlaufende Herstellung, Vernichtung und Erneuerung von Bedeutung. Genau das ist aber schon das entscheidende Charakteristikum der lebenden Natur, in der nicht nur Stoff und Energie gesammelt und organisiert wird. Sondern es geht auch ständig ein Austausch von Signalen vor sich, der jene morphologischen und verhaltensmässigen Organisation steuert. Kultur erweitert nur diesen Prozess in einer besonderen Weise, unter stärkerem Einbezug der Umgebung der Lebewesen; Kultur ist demnach eine Emergenz aus der Natur, man sieht die Ähnlichkeiten, ohne die Unterschiede zu übersehen. *Kultivation* von Weltausschnitten im Hinblick auf die Andern, ist der wesentliche Vorgang.

Die Affinität des psychologischen Zugangs zur Kultur zu dieser prozessbetonenden Auffassung ist offensichtlich. Die Kulturpsychologie untersucht nichts anderes als Kultivation in ihren Bedingungen und Wirkungen.

Diese unterschiedlichen Zugänge zu Erscheinungen von Kultur sollten hier deutlich gemacht haben, dass Kultur in genau gleicher Weise ein *Konstrukt* ist wie die psychologische Organisation und der Funktionskreis. Kultur finden wir nicht vor, sondern wir legen die Idee auf die vorgefundenen Ergebnisse unseres individuellen und aufeinander bezogenen Handelns, dass sie allesamt irgendwie einen Zusammenhang ausmachten, ähnlich wie wir es bei der psychologischen Organisation auch taten, ungeachtet, dass es enger oder nur sehr locker aufeinander bezogene Bereiche geben könne. Und wir interessieren uns für diesen konstruierten Zusammenhang, weil wir ahnen, wie sehr er uns selber als Einzelne und als Gruppe bestimmt; weil wir möglicherweise den grösseren Teil unserer Eigenart erst aus dieser kulturellen Umgebung gewinnen und halten können.

1.2. Kann man Kultur für psychologische Zwecke sinnvoll gliedern?

Einteilungen der Kultur sind so problematisch wie unerlässlich. Nimmt man etwa die Hierarchien von wissenschaftlichen oder technischen Disziplinen, welche sich mit kulturellen Erscheinungen befassen, als bezeichnend für mögliche Einteilungen der Sache, so wird rasch offensichtlich, wie falsch fast jede bestimmte Gliederung in einem anderen als dem sie bedingenden Zusammenhang ist. Praktisch alle kulturellen Erscheinungen lassen sich nur in einem überdisziplinären Ansatz angemessen verstehen. Da sich die Psychologie, wie gesagt, mit der kulturellen Bedingtheit des Psychischen nur punktuell beschäftigt hat, wird man keine unter psychologischen Gesichtspunkten vollzogene Ordnung der kulturellen Erscheinungen vorfinden. Die nachstehende pragmatische Liste von Gebieten soll nicht mehr als deutlich machen, wie praktisch jedes der genannten Gebiete für sich allein genommen seinen Sinn verliert, wie fast keines von ihnen betrieben werden kann, ohne dass andere in instrumenteller oder zielhafter Rolle mitspielen. So ist Bergbau ohne Technik, Handel und Verkehr kaum denkbar, bedarf der Sprache, der Bauten, der Werkzeuge, weckt Jenseitsvorstellungen, fördert Mythen und fordert Herrschaft heraus und trägt sie, formt Gesellschaft und bedarf der rechtlichen Regelung, setzt Bildung voraus und ist ein kühnes, ernstes und folgenreiches Spiel...

Ein Traum von Menschen war schon immer, dass die gesamte Kultur hierarchisch geordnet werden könne, und sei es nur in ihrem Abklatsch in Enzyklopädien und Bibliotheken, während andere alles daran setzen, genau jene Stellen des Ganzen mit spitzem Finger aufzureissen, wo sich hinter einem Schleier ein neues Kabinett voller Wunder eröffnet.

Was soll die Psychologie mit solchen Taxonomieversuchen anfangen? War sie klug beraten, sich auf das Geschäft mit der Kultur als menschliche Kondition gar nicht erst einzulassen? Oder gibt es eine Möglichkeit, die Wechselwirkungen zwischen Menschlichem und Kulturellem in allgemeiner Form anzugehen, die in allen inhaltlichen Bereichen dem Verständnis dienen würde, auch wenn sie dort konkret an der Wirklichkeit erprobt und gegebenenfalls angepasst werden müsste? Ein Programm für eine Kulturpsychologie müsste wohl bescheiden sein, exemplarisch vorgehen und dennoch den hohen Anspruch der Allgemeingültigkeit verfolgen. Eine solches Programm, von den Mensch-Kultur-Interaktionsprozessen her aufgerollt, könnte gewiss nicht von den beschreibenden und ordnenden Kulturwissenschaften absehen, aber es müsste sie durchaus nicht voraussetzen, sondern im Gegenteil gerade darauf aus sein, von ihren zeitgebundenen Ergebnissen und Versuchen so weitgehend wie nur möglich zu abstrahieren.

Eine Tabelle einiger wichtiger kultureller Bereiche, eingeteilt in vier Gruppen

- *menschliche "Urgüter"*
 - Sprache
 - Kleidung
 - Schmuckzeug
 - Werkzeug
 - Kultzeug
 - Gebautes
 - Gemeinschafts- und Herrschaftsformen
 - Gebote und Verbote
 - Mythen, Legenden, Geschichte
 - Jenseitsvorstellungen und Erlösungssehnsucht
- *Wirtschaft*
 - Ackerbau

- Viehzucht
- Bergbau
- Technik
- Industrie
- Handel
- Verkehr

- *Soziales*
 - Sitte
 - Gesellschaft
 - Staat
 - Recht
 - Erziehung, Bildung
 - Fürsorge

- *Geistiges*
 - Wissenschaften
 - Künste
 - Religion
 - Spiel
 - Glück und Leid

1.3. Vergleichende Kulturpsychologie: Spezialfall und Methodik

Wenn man in der Psychologie auf Kultur Bezug nimmt, dann fast immer in Hinsicht auf den Kulturvergleich. Wie das 1980/81 erschienene Handbuch der kulturvergleichenden Psychologie in 6 Bänden (Triandis & Lambert) bezeugt, ist das nahezu eine Grossunternehmung. Warum ich dennoch der Meinung bin, diese Forschung trage nicht sonderlich viel zum Verständnis der Prozesse zwischen Mensch und Umwelt innerhalb der Kultur bei, bedarf als einer Begründung.

Der Kulturvergleich ist eigentlich nicht mehr als eine Methode. Es werden mit ihr psychologische Erscheinungen aller Art daraufhin untersucht, ob und inwieweit ihre Bedingungen in der menschlichen Art liegen oder ob sie *ontogenetisch erworben* werden müssen. Es werden also Antworten auf die Nature-Nurture-Frage Naturgesucht, genetisch bedingte *Universalien* des Verhaltens den aufgrund von Erfahrungen der Individuen erworbenen oder gelernten Eigenschaften, Fähigkeiten, Möglichkeiten, Vollzügen des Psychischen gegenübergestellt. Die Logik der Methode ist einfach: tritt eine Erscheinung in allen Kulturen auf, so dürfte sie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit genetischen Ursprungs sein, andererseits müsse jede Variation zwischen Kulturen auf die Eigenart ebendieser Kulturen zurückgehen. Im Beispiel: Eibl-Eibesfeldt (1984) und andere haben gezeigt, dass das soziale Lächeln oder der Augenbrauenheben-Gruss auch bei Stämmen vorkommt, die, im Urwald neu entdeckt, keinen Kontakt mit anderen Kulturen gehabt haben. Das Lächeln und andere mimische Muster sind universell; hingegen kommen kulturell bedingte Überformungen (zB das TV-Ansagerinnenlächeln) vor, und zwischen den Kulturen gibt es Unterschiede, in welchen sozialen Situationen es wie eingesetzt wird.

Das Beispiel, obschon es eines der klarsten ist, die man kennt, macht schon deutlich, dass wahrscheinlich die Frage, in der Form des Angeboren-oder-Erworben gestellt, keine sinnvollen Antworten bekommt. Denn alles Psychologische basiert auf Erbgut und variiert es durch Erfahrungsbildung. Wie ein Rechteck keine Fläche hat ohne Länge und Breite, ist wohl ein multiplikatives Modell angemessener als das additive der Entweder-Oder Frage.

Ein Fülle von Untersuchungen nach diesem Paradigma liegen vor; sie stellen allerdings meist mehr Fragen als sie beantworten. Und die Ergebnisse sind problematisch infolge eines eingebauten methodischen Handicaps. Um einen Kulturunterschied nachzuweisen, muss man sich beiden oder allen untersuchten Kulturen der gleichen, standardisierten Methode bedienen, wenn es nicht wie beim Lächeln um ein vorfindbares Verhalten geht. Man prüft also implizit immer mindestens zwei Komplexe: die interessierende psychische Erscheinung und alle jenen psychologischen Fähigkeiten, welche die verwendete Methode voraussetzt. Findet man einen Unterschied, könnte er auch durch unterschiedlichen Umgang der Personen in den beiden Kulturen mit der Methode bedingt sein. Beispiel: zeigt man Buschmännern auf einem Papier Zeichnungen von Tieren in verschiedenen perspektivisch dargestellten Entfernungen um etwas über die Grössenkonstanz zu erfahren, so muss man mit der fehlenden Übung der Buschmänner im Umgang mit Perspektivenzeichnungen rechnen, welche die verglichen europäischen Vpn vom frühen Alter an erworben haben. Die aufgrund solcher Untersuchungen behauptete Ontogenese der Grössenkonstanz lässt sich denn auch nicht halten, wenn sie mit weniger anfälligen Verfahren geprüft wird.

Nun möchte ich durchaus nicht den Eindruck erwecken, die Ergebnisse der kulturvergleichenden Psychologie seien für die Kulturpsychologie wertlos. Viele Fragestellungen, Einsichten und Ergebnisse können sicher verwertet werden. Hingegen möchte ich mich entschieden dem Denkmuster entgegenstellen, die kulturvergleichende Psychologie mache den Vollzug einer Kulturpsychologie überflüssig.

2. Der Mensch und seine kulturelle Umwelt: die Frage im psychologischen Kontext

2.1. Fragestellung

Eine Kulturpsychologie, so verstanden, wäre also nicht von kulturellen Inhalten oder Bereichen her zu gliedern, sondern von den möglichen und sinnvollen Fragestellungen oder von allgemeinen Prinzipien her, für welche man beansprucht, dass für das Verhältnis zwischen Mensch und Kultur bedeutsam sind. Bevor für zwei solche Ansätze Einblicke gegeben werden, möchte ich auch die Fragen allgemein formulieren, auf die eine prozessorientierte Kulturpsychologie Antworten zu geben hat.

Ihr Kulturbegriff sollte, wie nach den Ausführungen unter 1.1 oben einsichtig sein dürfte, nicht von aussen in die Kulturpsychologie hereingetragen werden, sondern aus dem Verständnis der in Frage stehenden Prozesse überhaupt erst entstehen. Zwei Prozesstypen kommen in Frage, sie sind letztlich kulturbezogenen Spezifizierungen von H und seinen internen Vorbedingungen in G einerseits – *wie kommt es zur Kultur?* – und von W zusammen mit seinen internen Folgen in G andererseits – *wie wirkt die kulturelle Umwelt auf den Menschen?*

Nach allem bisher Gesagten können die beiden Fragestellungen wohl didaktisch und methodisch voneinander getrennt werden, aber im menschlichen Alltag kommt immer nur beides zusammen vor.

- Wie wird die kulturelle Umwelt hergestellt?
- Wie wirkt die kulturelle Umwelt auf Personen?

2.2. Kultur als Handlungsfeld (Boesch)

Innerhalb der modernen empirieorientierten Psychologie ist die Kulturbedingtheit des Menschen wirklich nur sehr schwach thematisiert worden. Natürlich ist der grösste Teil dessen, womit sich Psychologen beschäftigen, jeweils auch Bestandteil der Kultur, sei es in Form von

Situationen, in welche Menschen gebracht werden mit dem Ziel, ihre Reaktionen zu untersuchen, sei es in Form der Wirkungen, welche bei gegebenen menschlichen Motivationslagen und Fähigkeiten auf ihre Umgebung ausgeübt werden. Kultur oder Milieu wurde früh auch als etwas erkannt, was im Gegensatz zu "Natur" oder Angeborenem als eine (unabhängige) Rahmenvariable in quasiexperimentellen Plänen eingesetzt werden kann, um interindividuelle Unterschiede zu erklären (vgl. Diff). Wenn es pädagogisch sinnvoll sein soll, ein Bildungsmilieu zu optimieren, dann müsste man auf von der Psychologie gelieferten Nachweisen bauen können, dass Kultur oder Subkultur etwas ausmacht. Die kulturvergleichende Methodik oder *interkulturelle Psychologie* (vgl. unten) ist demgemäss ein verhältnismässig verbreitetes Verfahren zur Einsichtgewinnung in die Bedingungen des Handelns geworden. Was aber fehlt ist eine Betrachtung der kulturellen Bedingtheit und Wirkungen im allgemeinen. Als einer der wenigen hat dies seit den 60er Jahren Ernst E. Boesch (1980, 1983, 1989) zu seinem Programm gemacht. Auch er hat in den 50er Jahren mit kulturvergleichenden Untersuchungen begonnen, bald jedoch die Einsicht gewonnen, dass Kultur als etwas anderes verstanden werden muss als eine unabhängige Variable, und dass es also nötig ist, den Komplex Mensch-Kultur auch *intra-kulturell* zum Thema zu machen.

Kultur ist ein Handlungsfeld, dessen Inhalte vom von Menschen geschaffenen oder genutzten Objekten bis zu Institutionen und Ideen oder «Mythen» reichen. Als Handlungsfeld bietet die Kultur Handlungsmöglichkeiten, stellt aber auch Handlungsbedingungen: sie bietet Ziele an, die mit bestimmten Mitteln erreichbar sind, setzt zugleich aber auch Grenzen des möglichen oder «richtigen» Handelns. Der Einzelne steht zu diesem Feld immer in einer zwiespältigen Beziehung: er fügt sich ein, genießt es, paßt sich an, aber, im kleinen oder großen, rebelliert er auch, sucht Grenzen zu erweitern, Vorhandenes zu transformieren, zu ergänzen oder zu ersetzen. Diese beiden antagonistischen Beziehungsrichtungen treffen wir eindrücklich Tag für Tag an: die Ausweitung von Handlungsgrenzen in Sport, Technik, Wissenschaft, aber auch in Mode, Kunst oder sozialen Beziehungen; gegenläufig dazu die Tendenzen zum Konsumverzicht, zur Einschränkung, Bescheidung, die Konzentration gleichsam auf die Befriedigungen des inneren Lebens, aber auch den schlichten, selbstgefälligen Konformismus. All das sind Arten, wie der Einzelne sich gegenüber seiner Kultur definiert, sie nachvollzieht, erweitert, verwandelt. Was er dabei als «seine Kultur» betrachtet, wissen wir nicht: sie ist ein komplexes Bild, das er allmählich formt und das sich zusammensetzt aus den vielfältigen Kleinigkeiten eines vertrauten Alltags bis hin zu den unscharfen, obgleich emotional erfüllten projektiven Bildern seiner Heimat, seiner Vorfahren, seines Landes, seiner Religion. (Boesch 1980, S. 17)

Boesch entwickelte auf der Basis dieser Einsichten eine Kulturpsychologie vom Handeln her, die auch symbolisches Handeln einschliesst. Man kann sie auch als Handlungstheorie im Hinblick auf Kultur verstehen. Der zentrale Gedanke lässt sich in die Formel von der Objektivierung des Subjektiven (der Innenwelt) und der Subjektivierung des Objektiven (der Außenwelt) zusammenfassen. Diese gegenläufigen aber stets miteinander verbundenen Prozesse charakterisieren menschliche Entwicklung.

Boesch integriert und entwickelt in seiner Kulturpsychologie verschiedene Ansätze in der Psychologie, darunter vor allem die klassische Regulationstheorie (Handlung, Motivation) von Pierre Janet, den kognitiven Konstruktivismus von Jean Piaget, das symbol-dynamische (mein Terminus, AL) Denken von Sigmund Freud und die gestalttheoretische Feld- oder Systemtheorie von Kurt Lewin. Mehr als alle genannten Autoren geht nun jedoch Boesch – beeinflusst durch persönliche Erfahrungen in asiatischen Kulturen – auf die *Kultur* als jene umweltliche Gegebenheit ein, in welcher alles Menschliche vor sich geht. Eine grosse Zahl von oberflächlich geläufigen Begriffen werden von Boesch auf eigenwillige Weise verwendet; sie lassen sich nicht mit einfachen Definitionen festmachen, sondern erhalten ihre Bedeutung erst, getreu der symbolischen Handlungstheorie, aus ihrem Gebrauch im Kontext.

Dazu gehören die Begriffe des *Handelns* und einiger Zusammensetzungen (Handlungsfeld, -potential), die zwar mit die moderne Handlungstheorie aufnehmen, aber beispielsweise den Aspekt der Zielbestimmtheit des Handelns doch deutlich anders behandeln (1989 noch deutlicher als 1980). Handeln ist für Boesch eben ein felddestimmtes Geschehen, nicht vom Modell des linearen, rückgekoppelten Programmierens bestimmt. Dazu gehören auch Begriffe, die in der Psychologie Randpositionen einnehmen vorkommen wie Anmutung, Bedeutung, Polyvalenz, Symbol, Mythos, Fantasmus, das "Andere" u.a.m. Einen einfachen Einstieg bietet seine Selbstdarstellung (Boesch in Vorb.).

Der Ansatz von Boesch kann hier nicht auf wenigen Seiten in seinem ganzen Gehalt ausbreitet werden. Ich halte ihn für hoch bedeutsam und empfehle eine gründliche Auseinandersetzung. Bei aller Übereinstimmung in fast allen wesentlichen Einsichten in das Mensch-Kultur-Verhältnis möchte ich zur Erleichterung des Verständnisses doch auf zwei wichtige Divergenzen hinweisen. (a) Boeschs Ansatz ist eine Psychologie von innen. Er entwickelt und argumentiert auf der Basis eigener gedeuteter Erfahrung. Nicht dass er auf empirisches Vorgehen verzichten würde; doch bringen seine Studien im wesentlichen wiederum verbal vermittelte Einsichten von Einzelpersonen, die an seine eigenen feinsinnigen Beispiele nur selten heranreichen. Vielleicht ist dies aber durchaus die dem Stand der Kenntnisse angemessene Vorgehensweise. (b) Vermutlich in Zusammenhang mit dieser Methodik von innen her gibt Boeschs Ansatz dem Individuum eine weitaus stärkere Position im M-U-Zusammenhang, als ich es für angemessen halten möchte.

2.3. Kultur als externe Erkenntnis- und Handlungsstruktur (Lang)

Für eine Kulturpsychologie von aussen möchte ich eine Heuristik vorschlagen, die ich hier nur in ihren zentralen Zügen skizzieren kann und von der ich derzeit weder abschätzen kann, wohin sie führt, noch, ob sie durchführbar ist (vgl. Lang, im Druck, woraus ich hier Textteile übernehme).

Hier zunächst eine Zusammenfassung:

Traditionally the mind is seen as an internal structure based on hereditary prerequisites and built up within each individual in the course of life by virtue of all experiences occurred to and acts attained by the individual in question. On the other hand, the larger part of behavioral acts of individuals also result in smaller or larger changes of the surroundings in that they leave behind temporary or permanent locomotions or modifications of persons, objects and spaces, in short they produce external structures or culture. It is beyond any doubt that these external structures are a major determinant of perceptions and actions of all people encountering those structures, including of course their producers themselves. If we assume, as is common, the mind to be the prime source of action or the carrier of personal and social identity, I can see no reason, why we should treat external structures, inasmuch as they can carry the same function, so differently as we commonly do. An important advantage of external structures or the "concrete mind" over the internal is their direct availability to other persons and, consequently, their social forcefulness. The concrete mind heuristic is apt to bring many benefits, among them it might further a more considerate intercourse of humans with their environment.

Die nachstehenden Abschnitte beleuchten einzelne Gedanken des Programms:

On the notion of structure formation or dynamic memory

The central assumption refers to a general notion of *structure formation*, which can be specified as dynamic storage or memory, i.e. creating a trace of some event, which in turn is capable of generating or influencing some further event. It is the prime function of structure formation for any living system to constitute both its *separateness* from and its *connectedness* to the surrounding world.

As far as *morphological* structure is concerned, this is in no need to be discussed, because the organism is exactly that what separates the system from the rest of the world. Yet it should be remembered that there are, in all organisms, ingestive and eliminative substructures and, in higher organisms, additional sensory and executive subsystems, for keeping in touch – materially and informationally – with the surrounds.

The case is more intricate with *information* structures, but there are cogent parallels. For any living system, the capability of relying on an internal, space- and time-independent *representation* of all pertinent characters of the surrounding world is a very economical way of dealing with this world. Of course, this is adequate only as long as the surrounding world is not changing too much; yet this is exactly the precondition given for most plants and animals (except modern humans) in relation to their generation cycle. And such internal representations, together with perceptual subsystems for dealing with actual states of the surrounding world, make for an efficient connectedness with or even for a kind of *integration* into the environment, considering physical support and locomotion, metabolism, and relation to conspecifics, prey or enemies.

At the same time, since the medium or carrier of this internal representation is necessarily something other than the world referenced itself, and since any storage system, including its way of encoding and its way of making use of the information stored, follows its proper rules and laws — it is probably most reasonable to think of the memory as a sign system —, separateness from the world or *peculiarity* is inevitably also constituted. In fact, since living information storage systems are always to some extent active, generative systems, I tend to think of the said separateness as a kind of *autonomy*. We have then to differentiate between two "environments" of any individual: the *external or real surrounds* inasmuch as they are pertinent — I call them the *ecological environment* —, and the *internal representation thereof* — it is often called the *psychological environment of the person* in question. The two need not have identical contents. Both are constructs, not observables; they must be gauged by means of a third.

Structure formation is a very general principle. Phyletic history is also indirectly condensed in some structure, viz. the genom, and this is a generative memory capable of producing new autonomous and adapted organisms, morphologically and behaviorally. In addition, *cultural productions*, specifically environments modified by people, are structures incorporating a manifold history of human acts in situations. And ecological environments are themselves capable of generating or modifying new such acts and situations. These are at issue in the "concrete mind" heuristic.

Phyo- und onto- und kulturgenetische Strukturbildungen

oder – einmal mehr – die verschiedenen "Verdoppelungen": hier (1), (2/3) und (4) (vgl. oben VI.1)

Living systems like cells, organisms, and groups of organisms such as societies carry each its own kind of information structure or memory. For the *cell* it is the *genom*; for *organisms* it is

individual or ontogenetic *memory* proper, called the mind or brain. For *persons and groups*, small groups and larger groups including society, it is *their ecological environment or culture*, i.e. the totality of material and symbolic things and structures which are interpreted, modified, formed, designed, or constructed. The three levels of memory are mutually interdependent, in that the mind is an elaboration of the genome and culture builds on both. In return, the mind of individuals eventually is a factor for selective survival of a given organism and thus of its genome; and culture operates back on minds, to a lesser degree and indirectly (if we omit genotechnology) also on genomes. All three are generative storage systems, i.e. they do not wait being asked for the information stored in them, but they function basically in their proper manner, elicited by suitable events, or “spontaneously”, provided that favorable conditions abide.

Social memory or culture — carrier of personal and social identity and development

Traditionally, objects and spaces are conceived of as opposites of a subject. Categories such as material substrate, extension, quality, utility, value, possession, and the like are used to deal with them, and their qualities are mostly conceived of as belonging to the objects themselves. Ecologically it should have become clear by now, that in the present heuristic many of them are seen as extensions rather than opposites of persons. If we compare the traditional internal mind with its external, concrete complement, a number of similarities and differences can be pointed out, of which I mention a few.

Internal and external memory are both conceived as being structured, organized complexes, i.e. they are supposed to be composed of interrelated parts. Commonly some kind of Gestalt character (the whole is more or other than the sum of its parts) is attributed to the internal structures. About external structures nothing in this respect is very clear so far, although some degree of order is conspicuous beyond that provided by natural laws. The internal mind has a spatially concentrated existence, the degree of connectedness between its parts seems to be very high. External objects, on the other hand, can be multiplied and spread over space, they can exist inside or outside of other objects and spaces; once created few parts of external structures seem to be strongly interrelated. In temporal respects the mind is, in the course of its limited life-time, capable of being in an indefinite number of states, although apparently only one at a time; objects and spaces realize an enormous variety of “life-times” or durations, some being transitory, some being permanent for all practical purposes (see also Boesch 1983, 1989). In any case, discrepancies or dialectics in temporal existence between persons and their external concretizations are most intriguing and deserve special attention for their potential to originate development.

Whereas the internal mind is private or directly open only to the person herself, most concretizations are public, i.e. they are, as a rule, available to both the person herself and to others. The consequence is that one can expect any public concretization to have potential effects on any person present, whereas it is quite a consumptive task to transfer some content of one internal mind to another. The process is called socialization and happens mostly in face to face situations. In more formal education it has been widened to a one-many spread; but it is only after scripts and pictures have been attained that further amplification in scope has become feasible. And, by the way, scripts and pictures and the modern media are all external concretizations. The point of the present heuristic is, that in the history of mankind there were scriptures, if one can say so, long before written language was invented, viz. the manufacture of tools, of ritual objects, their placement, the structuring of space by walls and buildings etc., all in the service of individual and social processes of structure formation: “Wenn wir Häuser bauen, sprechen und schreiben wir” (Wittgenstein).

I would like here to concentrate on the double function of concretizations in the service of individuals and groups and particularly point out their meaning for the self and for the social

compound. Insofar as concretizations enable a person to discourse so to say with herself, they are a prodigious vehicle of self-cultivation (see Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton 1981; Boesch 1989). On the other hand, these extensions of the individuals are at the same time a prolific social go-between; they carry a large part of communicative intercourse and thus serve as a powerful glue for the social compound.

The concrete as a carrier of the social net (communication)

It is perhaps the most important impact of scientific thinking on social life that we believe every transfer of influence between entities including people to be based on an explicit, principally uncoverable act of communication, understood in a wide sense. In contrast to magic beliefs or to assumptions about hidden potencies etc. we have acquired a habit of wanting to find out about the causes of everything. So we ask what it is that makes group life possible.

Prime candidates are the following: Assuming that individuals are endowed with social instincts like other social animals is obviously not wrong; however, it is an insufficient explanation in view of the important role of ontogenetic memory. So socialization processes during lifetime must be assumed. Among them social learning from models is considered important. Informal and formal education emphasizes mostly language based information transfer. Yet all this seems insufficient given the overall high and efficient functionality of social life. It is a triviality to add that a large part of social communication is carried by material forms, i.e. objects and spatial arrangements, which carry meaning for everybody, sometimes immediately, sometimes only for the (internally) informed. However, most of these processes occur not in a conscious, reflected manner, and therefore, probably, they are not well investigated in that crucial role (see Boesch 1980, 1989). Symbolic carriers such as written material and pictures are a special case, much nearer to consciousness. One of the few research programs in search of understanding the role of the physical preconditions for group life is Roger Barker's Ecological Psychology with its concept of Behavior Setting (see Schoggen 1989).

The concrete and the self or identity (cultivation)

The notion of self or identity of a person is generally believed to have two facets, one originating from within, the subjective "I", and one originating from outside, the social "Me". Traditionally, both facets are understood as mental processes. The essence of the notion lies in its promise to bridge the aporetic gap of something being permanently in change yet remaining the same. Subjective identity is a miracle; words appear to disguise rather than to illuminate it. Social identity on the other hand must depend on communication in a group. In higher animal species where individuals are recognized among each other, morphological and behavioral peculiarities are the basis of social identity, i.e. of the ability to not only recognize this or that particular individual but also to have reasonable anticipations of his or her preferences and reactions in what situations and to have realistic expectations of successes and failures when dealing with him or her. In humans, additional characters or informative features must be assumed. A prime candidate beyond refinements of interactive vocal, verbal, and paraverbal communication (for further references see Nöth 1985) is again the complete and continuously changing set of physical accessories which can be put in connection with a particular individual.

Here again, research literature beyond collections of anthropological material is rather scarce (see e.g. Duncan 1982). Boesch (1980, 1989) is an original cultural psychologist working mainly with a phenomenological method on the basis of everyday experience and anthropological data. In the center of his conception is the idea of an action mediated relation between the individual and the cultural world. The concept of action includes inner experience; core processes are described as a mutual subjectivization and objectivization of persons and the world. Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton (1981) have presented a multidisciplinary approach centered around the psychological notion of the self and they have given some of the

rare empirical material on the concrete basis of identity for western culture. Their core concept is that of cultivation which refers to “the modes of meaning that mediate people with objects” (p.173) and is thus an analogue to socialization mediating between persons. In other cultural and social sciences and also in semiotics, the esthetic character of things or their functional and economic meanings prevail almost exclusively.

The concrete as a source of stability and change (development)

Perhaps the most intriguing and consequential feature of concretizations, or better yet of the relationship between external and internal structurizations, is their different temporal character. I can only repeat here my earlier arguments that the different time qualities of living beings and their environment, is an indispensable factor of psychological development (see Lang 1981, 1988).

Any system ruled by a single all-embracing principle like a closed system will necessarily tend to a stable state in the degree that its supreme governor is in power. In other words, there will be no development but rather circularity in such a system, because whatever happens in the sense of random events within the system or in the sense of a disturbance coming from outside will sooner or later come under the rule of the supreme governor and thus will be shut out in its effects. It is the prime merit of Darwin's theory of bioevolution to have pointed out the necessity of two independent sources or principles acting on the same entity in order for that entity to develop. A psychological system enclosed in the mind or brain could do best and cheapest to stay as it is and refrain from letting information in that leads beyond the simplest necessities of safeguarding material metabolism and the minimum of social bonds. As a consequence behaviors like exploration, phantasy, invention and creation etc. would be patently superfluous. But those are true facts or our existence.

The concrete mind heuristic proposes exactly that creative relation of connectedness and independence of internal and external structures. As a rule the outer concretizations have a different time horizon than innerpsychic events or brain states. Some of the spaces and objects produced such as houses, cities, traffic systems etc. survive the life-times of one or even many generations of individuals, if not in the particular single objects then at least in their fundamental structures. So many a medieval layout of a city survives modern architecture, and the Shinto Shrines in Ise (Japan) are said to be built exactly in the same formation over the last 15 centuries, perhaps exactly because they are rebuilt with new material every 20 years. Other objects and spatial arrangements are made anew every day or week or year, e.g. flower arrangements, seating arrangements at meetings or ladies' clothing etc. They thus demonstrate the persisting, durable character of the people involved by the same dialectic mechanism that in the former examples establishes the transitory and fleeting nature of all human affairs. The dialectics between short term and long term existences and changes in the two subsystems of ecological units, the internal and the external, are suggested to be the motor of human development, both in individuals and in societies.

Ist diese psychologische Sicht von Kultur relevant?

However, it seems that in our civilisation, things and places and settings and even information are still considered prototypes of “objects”, separate from and opponents of subjects. But that is not a matter of fact, rather a matter of view, namely of the view of (self-declared) subjects. That opposition is incorporated in our way of thinking, speaking, manipulating, making (ours is the making civilisation!) to such an extent that we not only try to do whatever we feel like doing with practically every part of nature and culture, but even with our own conspecies, especially when they are symbolically represented in data base and similar substitute forms. On the other hand it might be likely that somebody is apt to acquire a new balance of autonomy and

integration with her environment, who has internalized, be it consciously or even better in the form of a general habit, that our cultural heritage including its natural base is to a cultural group (including herself) in an external form what her own mind is to her person as an unique being.

I found it revealing to confront the heuristic of the concrete mind with our traditional understanding of the “environment” (namely that of the objective-minded). For example, I might resume the famous thesis of Aristotle (in *de anima* 3.8) claiming the hand as the archetype of bodily, the psyche as the archetype of mental procreations. Aristotle’s thesis incorporates the fundamental germ of western civilisation. I suggest, it is dubious and fatal, because it has lead to an opposition between the public work of the hand and the private confines of the mind instead of articulating the complementarity of brain and hand, of the subjective and the objective. In addition, the confusion of the environment, one's own or that of science, with the world or surrounds common to everybody, has become not only a grandiose failure of communication, but is in fact the great myth of modernity which has unleashed and still is a source of unbelievable amounts of power.

In the present era the works of technology embrace every individual with tools and vehicles and medias and money and everything money can buy and put him or her at a particular place in a fully functioning society. What happens under such conditions, when, at the same time, the great collective myths, religious or secular, cease their daily enforcement of human communion? Naturally, the mind reacts, or counteracts, and designs magnificent mental constructions such as the person, equality, dignity, and it invents techniques such as the arts (*l’art pour l’art*), self-realization, psychotherapy and the like. But it is weak, this mind, when compared to the powerful works of materialistic technology and all the other external concretizations of our time. I propose to develop a culture of complementarity of, rather than of opposition between, the designs of the hand and the constructions of the mind.

LIT Kult

- Boesch, Ernst E. (1980) *Kultur und Handlung: Einführung in die Kulturpsychologie*. Bern, Huber.
- Boesch, Ernst E. (1983) *Das Magische und das Schöne: zur Symbolik von Objekten und Handlungen*. Stuttgart-Bad-Cannstatt, Frommann-Holzboog.
- Boesch, Ernst E. (1989) Symbolic action theory for cultural psychology (Provisional Draft 1989). Saarbrücken, by the author.
- Boesch, Ernst E. (in Vorb.) Selbstdarstellung. Manuskript. 1989.
- Csikszentmihalyi, Mihalyi; Rochberg-Halton, Eugene (1981) *The meaning of things — domestic symbols and the self*. Cambridge Univ. Press. (Deutsch: *Der Sinn der Dinge*. Übers. von W. Häberle, mit einem Vorwort herausgegeben von A. Lang, München, Psychologie Verlags Union, 1989).
- Duncan, James S. (Ed.) (1982) *Housing and identity: cross-cultural perspectives*. New York: Holmes & Meier.
- Eibl-Eibesfeldt, I. (1984) *Die Biologie des menschlichen Verhaltens: Grundriss der Humanethologie*. München, Piper, 2. Aufl. 1986.
- Elias, Norbert (1936) *Über den Prozess der Zivilisation – soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. 2 Bde. Frankfurt, Suhrkamp 1976
- Lang, A. (im Druck) The “concrete mind” heuristic – human identity and social compound from things and buildings. Kapitel in Steiner, Jaeger & Nauser (Eds.) *Person, society, environment*. Zürich, ETH-Z, Geography Department.
- Pross, W. (1987) *Herder und die Anthropologie der Aufklärung*. Nachwort zu Bd. 2 der J.G. Herder Werkausgabe. Darmstadt, Wiss. Buchgesellschaft.
- Rochberg-Halton, E. (1986) *Meaning and modernity: social theory in the pragmatic attitude*. Univ. Chicago Press.

Triandis, H.C. & Lambert, W.W. (Eds. 1980ff.) *Handbook of cross-cultural psychology*.
Boston, Allyn & Bacon.

VII. Organismische Grundlagen — *Biologische Psychologie* oder was können Psychologen aus dem Verständnis des Organismus und seiner Herkunft lernen?

Spezielle M-U-Aspekte

Mit der Besprechung des Funktionskreises und der Detaillierung einerseits der Binnenstruktur und andererseits des Weltaspektes ist die psychologische Organisation in ihrer Grundstruktur als allgemeines Mensch-Umwelt-System rekonstruiert. Sie soll nun als ganze unter vier besonderen Gesichtspunkten betrachtet werden. Dabei heben wir Abstraktionen auf, die bisher gemacht wurden, um die Überschaubarkeit zu verbessern. In allen vier Betrachtungsweisen geht es auch in irgendeiner Form um ein Vergleichen.

Zunächst wird die allgemeine psychologische Organisation auf dem Hintergrund der biologischen Organisation untersucht; mit anderen Worten: es wird der Informationswechsel mit dem Stoffwechsel in Relation gesetzt (\rightarrow *Biol*). Zweitens wird der Veränderung der psychologischen Organisation über den Lebenslauf Rechnung getragen; dh es werden Stadien der psychologischen Organisation zu verschiedenen Zeitpunkten ihrer Existenz miteinander verglichen und damit ihr Werden thematisiert (\rightarrow *Entw*). Drittens heben wir die Abstraktion auf, die mit der Tatsache verbunden ist, dass psychologische Organisation für jedes Individuum in seiner Umwelt eine einmalige Verwirklichung erfährt; Individuen in ihrer Umwelt können miteinander verglichen werden, die festgestellten Unterschiede lassen sich interindividuell oder zwischen Klassen von Individuen systematisieren (\rightarrow *Diff*). Viertens schliesslich fallen uns konkrete psychologische Organisationen im Vergleich mit anderen durch ihre Dysfunktionalität auf, wir entwickeln ein Vorstellung "normaler" psychischer Organisation und Abweichen davon (\rightarrow *Path*).

Alle vier Betrachtungsweisen interessieren aus zwei Gründen. (a) Psychologisches zeigt faktisch diese vier Merkmalsklassen: es ist an Organismen gebunden, es wandelt sich in der Zeit, es zeigt individuelle Vielfalt und ist mehr oder weniger funktional. Diese Aspekte müssen daher Bestandteil der Gesamtkonstruktion sein, das Bild wäre unvollständig ohne sie. Ob noch andere Aspekte möglich oder unentbehrlich sind, kann nicht endgültig entschieden werden. Im Rahmen der gegenwärtigen Konstruktion und bei gegenwärtigen Kenntnisstand drängt sich nichts Weiteres auf. (b) Die vier speziellen Aspekte sind jedoch auch methodologisch bedeutungsvoll. Das Vergleichen zwischen dem psychologischen und dem biologischen Zugang, das Vergleichen zwischen verschiedenen Entwicklungsständen, das Vergleichen zwischen individuellen oder klassifizierten Fällen und das Vergleichen zwischen unterschiedlichen Funktionalitätsweisen und -graden eröffnet ebenfalls Einsichten in den allgemeinen Fall.

1. Können wir Existenzbereiche betreffend Seele und Hirn unterscheiden?

Der erste der vier speziellen Aspekte ist stärker disziplinenübergreifend als der entwicklungs- und der differentialpsychologische Zugang. Wir gehen davon aus, dass Psychisches, was immer das ist, *stets nur in Verbindung mit lebenden Organismen angetroffen* wird. Das ist (auch

heute noch) nicht eine selbstverständliche Annahme; denn in vielen Kulturen und in der abendländischen über viele Jahrhunderte und auch heute noch wird von möglicherweise einer Mehrheit von Menschen angenommen, dass Psychisches etwas separat oder eigen Existierendes ist, das sich mit lebenden Organismen für die Dauer des Lebens verbindet. Für seine Existenz vorher und nachher müssen dementsprechend besondere Annahmen (wie Seelenwanderung, Himmel, Hölle, Jüngstes Gericht u.a.) gemacht werden; oft werden auch Anstrengungen unternommen, den Austausch zwischen Organismisch-Psychischem und Ausserorganismisch-Psychischem zu vollziehen oder wenigstens nachzuweisen.

Hier soll nicht verfolgt werden, inwiefern solche anderen Ausgangs-Annahmen wissenschaftliches Interesse verdienen; denn auch unsere Ausgangs-Annahme ist eine Setzung, eine Setzung freilich, die beim gegenwärtigen allgemeinen Kenntnisstand viel Plausibilität für sich hat, deren Gültigkeit sich aber nur aus den durch sie erzeugten Konsequenzen ermessen lässt. Hingegen möchte ich deutlich machen, dass wir uns mit der getroffenen Setzung viele Schwierigkeiten ersparen, insbesondere dann, wenn wir auf a priori Definitionen des Psychischen wie des Organismischen (oder des Materiellen) verzichten, sondern uns damit begnügen, diese komplexen Erscheinungen unter zwei verschiedenen *Perspektiven*, einer biologischen und einer psychologischen, zu untersuchen.

Interesse verdient aber gewiss die kulturgeschichtliche Feststellung, dass in verschiedenen Kulturen die gesamte Welt offenbar unterschiedlich unterteilt oder in "Reiche" oder *Existenzbereiche* "geschnitten" wird und dass der "Ort" von "Schnitten" durchaus auch einem Wandel unterworfen sein kann. Unser abendländisches Denken darüber oszilliert zwischen ein bis vier Bereichen, von denen natürlich keiner unabhängig von den anderen umschrieben werden kann: das Materielle, das Lebende, das Geistige, das Göttliche sind typische Bezeichnungen. Ob man das Göttliche weglässt, ob man das Lebende mit dem Materiellen zusammenfallen lässt, ob man das Geistige als etwas Eigenes oder etwas eigentlich Materielles betrachtet, ist kontrovers.

Bezeichnend ist die Unentschiedenheit über die Zuordnung des *Psychischen* (Seelischen). Für die Antike war es im wesentlichen eigentlich nur das belebende Prinzip (psyche, anima → Hauch); demnach haben auch Pflanzen und Tiere ihre "Seele", möglicherweise mehrschichtige. Die jüdisch-christliche Tradition ordnete es aber stärker dem Göttlichen zu, so dass es, den Menschen vorbehalten, zusätzlich zum Materiellen und Lebenden hinzukommt. Auch das Geistige oder Mentale hat eine ungeklärte Position; bei den Griechen ist es am ehesten eine besondere, eben menschbezogene Art von Psyche, welche dann allerdings in jene merkwürdige und bis heute nachhaltende Trennung zwischen einer minderen, emotional-affektiven und einer besseren, rational-geistigen Schicht der Seele mündete. Es ist wohl angezeigt, solchen verwirrenden Unterscheidungen zu entkommen zu versuchen.

Nähme man unter Absehung vom Göttlichen den antiken Zweischnitt (Materielles vs. Lebendes) oder den modernen monistischen Materialismus ernst, so läge nahe, die Psychologie als eine Unterabteilung der Biologie (als Wissenschaft vom Lebenden) bzw. Psychologie und Biologie zusammen als Unterabteilungen einer allgemeinen Materiewissenschaft (Physiko-Chemie) zu verstehen. Dem entspricht das in weiten Teilen der wissenschaftlichen Psychologie vorherrschende materielle Reduktionsprogramm. Demgegenüber ist der Grundsatz weitherum und zunehmend anerkannt, dass die Eigenschaften von etwas Zusammengesetztem aus den Eigenschaften seiner Elemente nicht ableitbar sind (H₂O ist etwas anderes als H oder O; ein Gedanke ist nicht gleich den ihn tragenden Hirnprozessen), sondern als etwas Neues erst entstehen (Emergenz). Wenn Atome sich zu Molekülen gruppieren, wenn Steine zu Häusern angeordnet, wenn Teile zu einer Maschine zusammengebaut sind, wenn Moleküle verschiedener Art Zellen bilden, wenn Zellen in Organen oder in Organismen verbunden sind, so entsteht jedesmal etwas Neues und ermöglicht Prozesse, die in den Teilen oder Komponenten noch nicht enthalten oder angelegt sind. So scheint es sinnvoll zu sagen, dass die psychische Organisation zwar ein funktionierendes Hirn voraussetzt, aber mit diesem nicht identisch ist, weil jene lauter Eigenschaften zeigt, welche diesem, dem ganzen oder seinen Teilen, nicht zukommen.

Braucht es aber, um den Eigenschaften der psychischen Organisation Rechnung zu tragen, zum organisierten Ingesamt der sie tragenden Hirnprozesse notwendig etwas Zusätzliches, ein Seelisch-Geistiges, ein *“Gespenst in der Maschine”* (G. Ryle)? Sofern man das Hirn zuerst zu einer mechanischen Maschine erklärt hat, scheint das allerdings ähnlich notwendig, wie man bei den ersten Automobilen nach dem versteckten Pferd suchte. Sobald man das Konstruktionsprinzip des Autos verstand, entfiel das Problem. Eine Metapher, welche diese dualistische Sicht der Dinge zusammenfasst, zeigt, wie unangemessen sie wohl ist: vergleicht man den Körper mit einem Auto und die Seele mit seinem Fahrer, so ist leicht zu sehen, dass beispielsweise ein Schaden am Auto dem Fahrer zwar verunmöglichen kann, sein Ziel zu erreichen, aber alle Schäden am Auto lassen den Fahrer als solchen intakt. Genau das ist aber bei Lebewesen nicht der Fall, insofern viele körperliche Dysfunktionen oder besondere Zustände genau und gerade als Veränderungen der sog. Psyche, dh als Auswirkungen im Handeln oder Erleben, überhaupt erst in Erscheinung treten.

2. Zum Verhältnis biologischer und psychologischer Betrachtungsweisen

Das Zerschneiden der Welt in Bereiche ist demgemäss ein Ergebnis einer *Betrachtungsweise*; auf die gemeinte Sache selbst projiziert (dh der Welt zugeschrieben) ist es vermutlich geeignet, das Verstehen der Welt eher zu behindern als zu fördern. Ähnlich wie wir gesehen haben, dass wir das Funktionieren von Lebewesen nicht ohne Einbezug ihrer Umgebung werden verstehen können, werden wir auch der Einsicht folgen müssen, dass jeder Versuch verhängnisvoll wäre, solche vorläufig ausgeschiedenen Bereiche voneinander abzutrennen und jeweils den einen dem andern vorzuordnen. Insofern verschiedene Betrachtungsweisen der gleichen Gegebenheiten – Menschen in ihrer Umgebung – möglich sind, wäre es eher angezeigt, sie voneinander unabhängig, doch parallel zueinander voranzutreiben, dh darauf zu achten, dass Erkenntnisse aus der einen Betrachtungsweise nicht im Widerspruch zu Erkenntnissen aus der andern stehen. Den Informationsaustausch von Individuen mit ihrer Umwelt verstehen wollen, sollte zu einer Konstruktion führen, die mit gültigen Konstruktionen vom Stoffwechsel ihrer Organismen kompatibel ist; ähnliches gilt für beider Binnenstrukturen und -funktionen.

Eine einfache *Metapher*, welche das Verhältnis zwischen der biologischen und der psychologischen Konstruktion im Sinne der vorstehenden Erwägungen verdeutlichen kann, ist vielleicht das Verhältnis von *Trägerwelle und übertragener Information im Rundfunk*. Bei der Trägerwelle handelt es sich um einen materiell-energetischen Prozess, der als ein bestimmter raumzeitlicher Formations- und Ablaufprozess in elektronischen Geräten und Leitungen und in einem elektromagnetischen Feld beschrieben werden kann. Mit den (hier vom Techniker gewählten) Eigenschaften ergeben sich bestimmte Möglichkeiten und Grenzen der Übertragung von Information. Die Information wird der Trägerwelle nach einem von mehreren möglichen Prinzipien aufmoduliert, sie ist weder mit ihr identisch noch ist sie ihr völlig fremd, dh mit ihr beliebig kombinierbar. So sind für Ton- oder Bildübertragungen unterschiedlicher Qualitätsniveaus unterschiedliche Trägersysteme bereitzustellen. Es ist allerdings ein Ideal technischer Systeme, dass Träger und Getragenes *“orthogonal”* zueinander sind, insbesondere dass der Träger die Information nicht verzerrt; doch wird das Ideal immer nur innerhalb gewisser Grenzwerte und Rahmenbedingungen angenähert. In biopsychologischen System wird man infolge der gemeinsamen Evolution von Träger und Getragenen mit stärkeren Zwängen (*“constraints”*) rechnen müssen, insofern die Trägersysteme je für ganz bestimmte Informationen herausgebildet worden sind und in einmal errungenen Trägersystemen nicht beliebige Informationen bearbeitet werden können. Die Verhältnisse sind also in organismischen Individuen unendlich viel komplizierter. Die Arbeitsteilung zwischen Übertragungstechnikern und Programm-Machern widerspiegelt dennoch grob die Perspektivenunterschiede zwischen Biologen und Psycholo-

gen. Übergriffe kommen hoffentlich vor; sie sind in den Wissenschaften nicht institutionenrechtlich mit Strafe, aber oft faktisch mit Nachteilen belegt.

In diesem Sinne soll das vorliegende Kapitel den Parallelen und Besonderheiten zwischen den beiden Betrachtungsweisen nachgehen, ohne im mindesten die Selbständigkeit der beiden Perspektiven einzuschränken. Es wird hier also nicht das Leib-Seele-Problem behandelt, sondern festgestellt, dass – aus was für Gründen immer – zwei Wissenschaftsgruppen existieren, deren Begrifflichkeiten und Methoden zwar sehr unterschiedliche sind, die aber doch einen in weiten Teilen gemeinsamen Gegenstandsbereich aufweisen. Wenn beide ihren Ausschliesslichkeitsanspruch verbunden mit der Unterordnungsforderung an die andere aufgeben, gibt es eine grosse Zahl von interessanten Austauschmöglichkeiten, die sich wohl zum Gewinn beider Disziplinen wie auch zum besseren Verständnis des Gegenstandsbereichs insgesamt auswirken dürften.

Es stellen sich Fragen vom Typus: Gibt es aus dem Verständnis des Organismus und seiner Funktionsweise Kenntnisse, welche die psychologische Konstruktion des Individuums in seiner Umwelt sinnvollerweise berücksichtigen muss, wenn sie nicht auf Sand bauen will? Gibt es Leitziele und Betrachtungsvorschläge, welche der Psychologe für den Biologen aus seiner Kenntnis der Leistungen des Systems herausarbeiten kann?

Ich bin aber der Meinung, dass Grundsätze der Arbeitskoordination zwischen den beiden Wissenschaftsgruppen nur sehr allgemein und keinesfalls als Vorschrift formuliert werden können; von Fall zu Fall müssen sie problemgerecht herausgebildet und mit dem Fortschreiten der Einsichten angepasst werden. Und immer wieder sind Phasen angebracht, bei denen sich die eine Wissenschaftsgruppe durch die Befangenheiten oder Vorurteile der anderen nicht irritieren lassen sollte. Fragen der genannten Typen sollen im folgenden exemplarisch aufgezeigt werden. Ihre Anordnung folgt einer lockeren Anordnung von Subdisziplinen in jenen Bereichen der Biologie, für welche sich Psychologen interessieren. Vieles kann freilich nur genannt oder gestreift werden.

2.1. Gliederungsprobleme

Aus der Sicht psychologischer Konstruktion richtet sich das Interesse wohl in erster Linie analog dem allgemeinen Funktionskreis mit Binnenstruktur und Weltaspekt auf des Verständnis der *organismischen Prozesse am und im Individuum*. Was für Einschränkungen und Besonderheiten ergeben sich für den Informationsaustausch bereits dadurch, dass die beim Menschen gegebenen Organe und Funktionsweisen des Organismus vorliegen? Welche Spielräume, was für spontane Variationen, was für Grenzwerte zeigen die organismischen Trägerprozesse? Als Bezeichnung für diese Klasse der psychologieorientierten Biologie hat sich im Anschluss an Wundts Lehrbuchtitel von 1874 (der eigentlich allgemeine Psychologie überhaupt meinte) auch der Ausdruck "Physiologische Psychologie" eingebürgert. Das Gebiet umfasst vorwiegend Bereiche wie Psychophysiologie, Neuropsychologie, Pharmakopsychologie.

In zweiter Linie dürfte es interessant sein, über die organismische Ebene hinausgehend auf *Bedingungen der Genese und Manifestation gerade dieser Art Organismen* einzugehen. Der Vergleich mit anderen Arten in der Phylogenese, die Mechanismen der genetischen Übermittlung, die unterschiedliche Rolle der Einbettung der Organismen und Organismenverbände in ihre ökologischen Systeme bei anderen Arten dürfte viel zum Verständnis des Menschen beitragen. Hier sind Disziplinen wie die Evolutionsbiologie, Populationsbiologie, die Verhaltensökologie, die Verhaltensgenetik, die Paläontologie u.a.m. angesprochen.

Zwischen allen genannten und weiteren verwandten Gebieten gibt es jedoch viele Überlappungen und wohl auch Lücken. Die Übersicht ist infolge häufigen Perspektivenwechsels (zB Psychophysiologie vs. Physiologische Psychologie) nicht erleichtert.

3. Innerorganismische Fragen oder wie konstruiert sich der Funktionskreis biologisch?

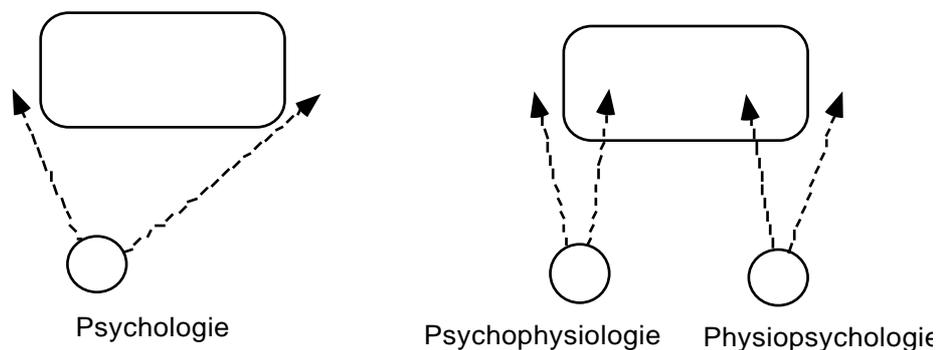
3.1. Morphologie und Verhalten

Nicht übersehen sollte man die vielen und folgenreichen Zwänge, welche dem menschlichen Handeln rein schon aufgrund des Körperbaus und der statischen und mechanischen Gegebenheiten auferlegt sind. Der Mensch ist ein zweibeiniges Landlebewesen mit relativ wenig spezialisierten oder breitbandigen und recht effizienten visuellen und auditiven, verhältnismässig schwächeren chemischen und taktilen Orientierungssystemen. Mit Hilfe kultureller Errungenschaften kann er sich auch auf Wasser und neuerdings im Wasser und in der Luft aufhalten.

3.2. Gehirn und Verhalten

Dieser Bereich, der forschungsmässig wohl das grösste Interesse auf sich zieht, wird oft auch mit dem Schlagwort "Gehirn und Verhalten" umschrieben. Allgemeiner könnte man sagen, dass unter diesem Titel Funktionskreis und Binnenstruktur biologisch, dh als Trägerprozesse untersucht werden.

Während der Psychologe methodisch gesehen immer darauf angewiesen ist, die Kovariation zwischen situativen Gegebenheiten ("Reize") und Handlungsvollzügen bzw. ihren Effekten ("Reaktionen") zu studieren, unterteilt die biologisch-organismische Vorgehensweise den Funktionskreis nicht nur gedanklich, sondern auch methodisch in zwei Äste. Damit ergeben sich die zwei grundlegenden Ansätze der auf das Hirn bezogenen Forschung:



- (a) Der *Psychophysiologe* legt seinen Versuch ähnlich wie der Psychologe an, indem er den Organismus einer Reizvariation aussetzt; anstatt aber die Gesamtreaktion des Systems am Ausgang zu beobachten, "sticht" er gewissermassen in den Organismus hinein und erhebt mittels Sonden verschiedener Art Daten über Teilreaktionen von Organen oder Organteilen, welche bei der "Herstellung" der Gesamtreaktion eine Rolle zu spielen scheinen. Voraussetzung zu allem ist eine gründliche Anatomie des Nervensystems, also das Verständnis seiner groben (Hirnteile, Peripherie) und feinen (Zelltypen, zellinterne Strukturen) Morphologie. Bedeutsamer aber sind die Zugangsweisen zu den ablaufenden Prozessen. Das Elektroenzephalogramm ist eine primitive Massenreaktionsbeschreibung des Gehirns; sie ist heute verfeinert durch szintillographische und röntgentomographische Methoden, Kernresonanzverfahren u.dgl., welche Beschreibungen der Prozessintensität in verschiedenen Hirnregionen im Zeitverlauf ermöglichen. Der Prozessqualität ist man allerdings damit noch recht fern. Als besonders bedeutsam haben sich Ableitungen aus einzelnen Nervenzellen oder -strängen mittels Mikroelektroden erwiesen. In verhältnismässig peripheren Teilen des Nervensystems haben sie zu ausserordentlich bedeutsamen Einsichten geführt (zB laterale Inhibition im Sehsystem, Farbsehen). Man sollte jedoch nicht übersehen, dass das Verfahren angesichts der unvorstellbaren Komplexität des ZNS inkommensurabel ist. Man

schätzt die Anzahl der Neuronen im Nervensystem auf Grössenordnung 10^{11} ; jede von ihnen hat im Durchschnitt einige 10'000 Verbindungen zu anderen Neuronen. Diese 10^{15} Synapsen innerhalb eines menschlichen Nervensystems sind etwa 200'000 mal so zahlreich wie die Menschen auf der Erde.

- (b) Der *physiologische Psychologe* setzt einen Einfluss (oder erfasst einen gegebenen Ausnahmezustand, zB Hirnverletzung) an einer spezifizierten Stelle des Hirns und beobachtet die daraus resultierenden Folgen auf der Ausgangsseite des Funktionskreises, sei es in Form von weiteren biologischen Variablen oder in Form von psychologischen Manifestationen wie Leistungen. Typische Messvariablen sind Unterscheidungs-, Rekognitions- und Lernleistungen, Orientierungsleistungen, Zustandsvariation, u.a.m. Als Einflüsse kommen vor allem in Frage: Traumen bzw. Zerstörungen von Hirnsubstanz, elektrische oder mechanische Stimulation, Einbringen von chemischen Substanzen, ev. auch auf dem Umweg über spezifisch verarmte oder angereicherte Ernährung.

Bei beiden Zugangsweisen sind die vorstehend die beschriebenen, überwiegend elektrophysiologischen bzw. mechanischen Sonden zu ergänzen durch ein rasch wachsendes Instrumentarium von biochemischen Verfahren. Die in den fraglichen Prozessen involvierten Stoffe reichen von von intrazellulären Makromolekülen der Gene und den davon gesteuerten Proteinsynthesen über Enzyme in den Zellen und Neurotransmittern an den Synapsen bis zu den verschiedenen regulativen Hormonen der allgemeinen Körperfunktionen.

Anzumerken ist auch, dass ein fliessender Übergang besteht zwischen Fragestellungen, die sich aus den bestehenden Verständnis der Hirn- oder Verhaltensfunktionen ergeben, und solchen, die in irgendeiner Weise mit medizinischen Aufgabendefinitionen zusammenhängen. Typisch für die erstgenannten sind weite Teile der Sinnesphysiologie, für die zweitgenannten etwa die im Zusammenhang mit Operationen am Hirn (Tumore, Epilepsie) notwendigen und ermöglichten Untersuchungen.

3.3. Typische Einzelforschungsgebiete

Eigentlich ist es wenig sinnvoll, hier aufzuzählen, was am besten parallel zu fast allen Gebieten der allgemeinen Psychologie und der speziellen Psychologien betrieben werden soll und in den entsprechenden Kapiteln auch wiederholt kurz angesprochen worden ist. In den Bereichen W (Sinnesphysiologie), M (vgl. nachstehende Liste), H (Motorik), A und Path ist wohl am meisten Koordination festzustellen; ein grosser Mangel an festem Wissen besteht für G, K, L, P und R.

- Arousal
- Stress
- Biologische "Uhren" (circadiane und andere Zyklen)
- Schlaf
- psychotrope Substanzen (Drogen)
- Biofeedback

4. Organismusübergreifende Fragen oder wie kommt es zur Art Mensch?

Von meines Erachtens allergrösster Bedeutung für das Verständnis des Menschen ist jeder sinnvolle Versuch, (a) den Menschen als Errungenschaft biologischer Evolution zu verstehen und (b) auf diesem Hintergrund die besonderen kulturellen Herausforderungen herauszuarbeiten. Der erste Punkt zielt nicht nur auf seine Genese aus einer stammesgeschichtlichen Reihe mit

zunehmender Besonderheit ab, sondern muss auch die biologischen Mechanismen der Vererbung und des Wandel betreffen, welche Neuheit und Konstanz dieser Reihe bewirken.

4.1. Phylognese oder Evolutionstheorie

????

4.2. Populationsgenetik

Was ist eigentlich eine Art? Dies ist ein Beispiel dafür, wie von der unmittelbaren und kognitiv erweiterten Wahrnehmung her ein vorläufiger Begriff gebildet wird, der bei näherem Zusehen massiv revidiert werden muss. Auch wenn es in manchen Fällen möglich sein mag, den Begriff der Art operational zu fassen (morphologische und verhaltensmässige Merkmalslisten, kritisches Merkmal der Fortpflanzungsfähigkeit) und auch wenn die praktische Nützlichkeit des Begriffs nicht bestritten werden soll, ergibt die genaue und ökologisch orientierte Betrachtung von Populationen von Lebewesen über Zeit und Raum doch ein sehr viel differenzierteres Bild.

4.3. Verhaltensgenetik

Aus Gründen der methodischen und ethischen Realisierbarkeit beruht fast unser ganzes Wissen über die Erbllichkeit von psychologisch relevanten Bedingungen auf Studien aus dem Tierreich. Es gibt gute Gründe für ihre Übertragbarkeit auf den Menschen mit Modifikationen und Ergänzungen (—> Diff). Ein merkwürdiger Streit über die zugespitzte Frage, ob oder ob nicht Psychisches erblich bedingt sei, und wenn ja, in welchem Grad, verstellt den Blick auf die Tatsache, dass das selbstverständlich grundsätzlich der Fall ist; dass aber eine konkrete Aussage über irgendeine ausgewählte Eigenschaft oder Fähigkeit niemals als eine allgemeingültige Generalisierung formuliert werden kann sondern nur für ganz bestimmte Populationen unter ganz bestimmten Lebensbedingungen. In der Psychologie hat sich der Streit aus nachvollziehbaren Gründen auf die Erbllichkeit der Intelligenz und von Geisteskrankheiten konzentriert (—> Diff).

LIT Biol

- Birbaumer, N. (1975) *Physiologische Psychologie*. Berlin, Springer.
- Bischof, N. (1985) *Das Rätsel Ödipus*. München, Piper.
- Dawkins, R. (1976) *The selfish gene*. Oxford, Oxford Univ. Press. Dt.: Das egoistische Gen. Berlin, Springer, 1978, oder: *Der blinde Uhrmacher*. München, Kindler, 1978.
- Ehrman, L. & Parsons, P.A. (1981) *Behavior genetics and evolution*. New York, McGraw-Hill.
- Eibl-Eibesfeldt, I. (1984) *Die Biologie des menschlichen Verhaltens: Grundriss der Humanethologie*. München, Piper, 2. Aufl. 1986.
- Fuller, J.L. & Simmel, E.C. (1983) *Behavior genetics: principles and applications*. Hillsdale NJ, Erlbaum.
- Hassenstein, B. (1973) *Verhaltensbiologie des Kindes*. München, Piper, 1973.
- Hinde, R.A. (1966) *Animal Behaviour: a synthesis of ethology and comparative psychology*. London, McGraw-Hill. (Dt. Frankfurt, Suhrkamp, 1973)
- Immelmann, K. (1979) *Einführung in die Verhaltensforschung*. Berlin, Parey.
- Lawick-Godall, J. van (1971) *Wilde Schimpansen*. Reinbek, Rowohlt.
- Lorenz, K (1978) *Vergleichende Verhaltensforschung: Grundlagen der Ethologie*. Wien, Springer.
- Luria, A.R. (1973) *The working brain*. Penguin Book.
- Mayr, E. (1963) *Animal species and evolution*. Cambridge Mass., Harvard U. Press.
- Merz, F. & Stelzl, I. (1977) *Einführung in die Erbpsychologie*. Stuttgart, Kohlhammer.
- Wilson, E.O. (1975) *Sociobiology*. Cambridge Mass., Harvard U. Press.

VIII. Wandel in der Zeit — *Entwicklungspsychologie oder wie kommt es, dass wir bei ständigem Wandel ein Leben lang uns selber bleiben?*

Ich versuche auch hier mit zwei Texten einzustimmen, durch welche das Wunder menschlicher Entwicklung vielleicht erlebbarer und staunenswerter wird. Zitiert nach Peter von Matt (1990) Der phantastische Aphorismus bei Elias Canetti. *Merkur* 44(5)398-406.

Eine Welt, wo die Menschen als Greise geboren werden, und immer frischer werden, endlich Kinder, die immer an Ketschigkeit zunehmen, bis man sie endlich in eine Bouteille sperrt, wo sie nach 9 Monaten alles Leben verlieren, nachdem sie so klein geworden sind, daß man 10 Alexander auf einem Butterbrod verschlingen könnte. Die Mädchen von 50 bis 60 Jahren finden ein besonderes Vergnügen daran, die klein gewordene Alte auf Bouteillen zu ziehen. (Lichtenberg, Sudelbücher I)

Es wäre hübsch, von einem gewissen Alter ab, Jahr um Jahr wieder kleiner zu werden und dieselben Stufen, die man einst mit Stolz erklimm, rückwärts zu durchlaufen. Die Würden und Ehren des Alters müßten trotzdem dieselben bleiben, die sie heute sind; so daß ganz kleine Leute, sechs- oder achtjährigen Knaben gleich, als die weisesten und erfahrensten gelten würden. Die ältesten Könige wären die kleinsten; es gäbe überhaupt nur ganz kleine Päpste; die Bischöfe würden auf Kardinäle und die Kardinäle auf den Papst herabsehen. Kein Kind mehr könnte sich wünschen, etwas Großes zu werden. Die Geschichte würde an Bedeutung durch ihr Alter verlieren; man hätte das Gefühl, daß Ereignisse vor dreihundert Jahren sich unter insektenähnlichen Geschöpfen abgespielt hätten, und die Vergangenheit hätte das Glück, endlich übersehen zu werden. (Canetti, Die Provinz des Menschen)

Auch diese Erinnerungen an so ganz andere Möglichkeiten einer menschlichen Lebenswelt verlassen nicht die fundamentale Tatsache, dass Menschen Wesen in Entwicklung sind. Ich suche noch ein Stück Literatur (ausser gewisser Lyrik), in dem versucht wird, eine menschliche Lebenswelt darzustellen, in der es keine Entwicklung gibt. Es gibt Darstellungen von Hoffnungslosigkeit; aber sie beziehen ihre Wirkung aus der Schilderung von Unvermeidlichkeit einer bestimmten, den Spielraum des Handelns zunehmend verengenden Entwicklung. Die Künste aller Art selber sind Gebilde, deren Bedeutung für Menschen ganz wesentlich mit Entwicklung, der Gebilde ebenso wie der Menschen, verbunden sind. Man denke an Roman und Drama, an Musik und an das Gehen durch Architektur; und das gilt für das Einzelwerk wie für die Werk- und Epochenreihen. Selbst das Festhalten eines Augenblicks in einem Bild verweist auf das Werden dieses Augenblicks und sein Weiterwirken.

1. Zum Entwicklungsbegriff

In der Psychologie sprechen wir in erster Linie von der Entwicklung des Individuums zwischen Geburt und Tod (Ontogenese). Entwicklung charakterisiert freilich alles Lebendige überhaupt, und, nach heutiger Einsicht, den Kosmos überhaupt. Hier ist also die Frage wegleitend, wie es

denn überhaupt zu solchen individuellen Organismen kommt, welche wir unter dem Gesichtspunkt ihrer psychischen Entwicklung untersuchen können. Entwicklung ist ferner kennzeichnend für überindividuelle Gebilde wie die Lebenswelten von generationenübergreifenden Menschengruppen und ihren Lebenswelten, also den Kulturen. Was ist mit Entwicklung, insbesondere mit psychologischer Entwicklung, gemeint?

Eine ebenso triviale wie paradoxe Beobachtung, die wir an andern und an uns selbst machen können, lautet: *eine Person ändert sich und bleibt zugleich dieselbe*. Die reflexive Sprachform (*sich ändern, sich entwickeln*) ist wesentlich und verweist auf die Rätselhaftigkeit. Denn wir können gut auch sagen: eine *Sache* (ein Anzug, ein Haus, eine Stadt) *wird* geändert und bleibt doch dieselbe; doch je komplexer diese Sache, desto leichter geht uns die reflexive Form über die Lippen. Immer dann, wenn wir keine einfache, überschaubare, eindeutig Ursachenzuschreibung machen können, drängt sie sich vielleicht auf. Das fällt auf, weil wir nach den Ergebnissen der Attributionsforschung (\rightarrow Soz) sonst recht freizügig mit solchen Zuschreibungen sind. Das Ausfindigmachen der *tatsächlichen Wirkursachen für die Änderung* ist denn beim Entwicklungsproblem auch die eigentliche Aufgabe.

Es ist wichtig, in diesem Zusammenhang festzustellen, dass Entwicklung also nicht einfach als eine Funktion der Zeit ($E = f(t)$) verstanden werden kann. Entwicklung findet in der Zeit statt; die Zeit erklärt sie jedoch nicht. Zeit ist nur ein Träger, nicht die notwendige Bedingung von Entwicklung. Erst wenn es gelingt, die in der Zeit wirkenden Bedingungen für Wandel ausfindig zu machen, ist Entwicklung erklärt ($E = f(x,y,z,\dots,t)$).

Man muss heute feststellen, dass diese Aufgabe, also die *Erklärung* von Entwicklung, für die Individualentwicklung nicht gelöst ist (vgl. auch unten). In Form von psychologischen Entwicklungstheorien liegen eine grosse Zahl von Erklärungsvorschlägen vor; aber keiner kann voll befriedigen. Das gleiche gilt für die kulturelle Entwicklung. Hingegen kann man feststellen, dass die Entwicklung innerhalb des Lebendigen im Anschluss an Darwin (1859) in der (biologischen) Evolutionstheorie eine Erklärung verfügbar ist, die in ihren Grundzügen sehr breite Anerkennung gefunden hat, auch wenn in Einzelheiten viele Fragen offen bleiben. Offen ist auch die Frage nach der Entstehung des Lebendigen.

So ist es angezeigt, dass sich die Anstrengungen um das Entwicklungsproblem hauptsächlich auf die *Beschreibung* von Entwicklung richtet. Allerdings kann man nicht ohne eine Leitvorstellung beschreiben. Als erstes braucht man also einen *Entwicklungsbegriff*. Er sollte aber mE so vorläufig und revidierbar gehalten werden, dass er für die Erklärungsversuche nichts präjudiziert; er sollte also den Status eines Arbeitsbegriffs haben. In der entwicklungspsychologischen Literatur finden sich viele und untereinander nicht voll übereinstimmende Definitionen des Entwicklungsbegriffs.

Als gemeinsamen Kern verweisen wohl alle Definitionen auf den Wandel von etwas im Laufe der Zeit. Bezüglich Ontogenese verweist Entwicklung auf die Veränderung der Form (Morphologie) der Organismen und die Veränderung des Verhaltens der Individuen bzw. von deren Grundlagen im Laufe des Lebens. In den letzten Jahren ist es in der Psychologie üblich geworden, bei Entwicklung bevorzugt an den Wandel bestimmter Funktionen zu denken: die kognitive, emotionale, perzeptive, motorische Entwicklung, die Intelligenzentwicklung, die Sprachentwicklung, die Persönlichkeitsentwicklung, die Ichentwicklung usw. Einerseits scheint mir das eine begrüssenswerte Erscheinung (Entwicklung psychologischen Denkens), da es ja nicht zum vornherein gesagt ist, dass der gleiche Entwicklungsbegriff, die gleichen Erklärungen in allen diesen Gebieten angemessen sind; andererseits sollte die Vorstellung, dass alle psychologischen Funktionen des Individuums Teile eines Ganzen seien, auch nicht von anfang an aufs Spiel gesetzt werden: Das Prinzip der wissenschaftlichen Sparsamkeit verlangt zumindest, die Durchführung eines allgemeinen Entwicklungsbegriffs zu versuchen.

Allgemein könnte man also im Rahmen unserer psychologischen Konstruktion definieren, dass mit dem Entwicklungsbegriff auf den *Wandel der psychologischen Konstruktion im Laufe eines Lebens* verweist. Im Unterschied zu den herkömmlichen Definitionen wäre damit von anfang an die *Mit-Entwicklung der Umwelt des Individuums* mitgedacht. Die Basis des

Entwicklungsbegriffs ist damit die *Reihung von Zuständen der psychologischen Konstruktion*. Damit verlagert sich die Definition von psychologischer Entwicklung auf die Frage, welche Veränderungen am Individuum und seiner Umwelt in die psychologische Konstruktion aufgenommen werden müssen oder sollen und wie ihr Reihencharakter sichergestellt werden kann.

Typisch sind denn auch für den herkömmlichen Entwicklungsbegriff die Angabe zusätzlicher Spezifikationen, indem etwa definiert wird, Entwicklung sei ein Oberbegriff für alle geordneten, überdauernden und gerichteten oder gezielten Veränderungen psychologischer Strukturen, Prozesse und Funktionen. Über die Liste der Spezifikationen und deren Inhalte besteht jedoch keine Einigkeit. Die wichtigsten davon seine deshalb kurz besprochen.

- *Geordneter oder systematischer Wandel* : Die Spezifikation schliesst zufällige oder punktuelle Veränderungen aus. Das ist, im Hinblick auf einen idealtypischen Entwicklungsbegriff, in der Tat sinnvoll; schwieriger allerdings sind Angaben darüber, welche Veränderungen nun im konkreten Einzelfall unter “geordnet” fallen sollen und welche nicht. Ist die von einem Kind erprobte Angst vor einem fremden Hund punktuell oder gehört sie zu seiner Entwicklung, wenn sie sich später im Leben als Begründung für Vermeidehandlungen angesichts von fremden Hunden erweist. Oder ist als Kind erfahrene Glück mit dem eigenen Hund, das keine erkennbare Veränderung des Verhaltens gegenüber Hunden hinterlässt, dennoch ein Bestandteil seiner Entwicklung? Schliesst die Spezifikation singuläre Veränderungen, solche ohne Bezug zu anderen, aus? Wäre das angemessen?

- *Bleibender oder überdauernder Wandel* : Auch diese Spezifikation ist so plausibel wie falsch. Flatterhaftes Dies und Das im Verhalten soll nicht unter Entwicklung fallen. Dennoch lassen sich in jedem Leben Episoden finden, in denen das Individuum Verhaltensweisen oder Leistungen zeigt, die später nie mehr auftreten werden. Will man nicht für den Erwerb und den Verlust von Errungenschaften zwei verschiedene Konzepte aufstellen, so muss auch das zweite entwicklungsrelevant sein können.

- *Gerichteter oder gezielter Wandel*: Diese Spezifikation ist vermutlich die umstrittenste. Sie lässt sich am besten klären, wenn man *Entwicklung als eine Reihung von Zuständen eines Systems* auffasst.

(a) *Rückschau*: Könnte man alle vorgekommenen Zustände eines konkreten sich entwickelnden Systems aufzählen und in Form eines Vektor so anordnen, dass stets jeder Zustand, der aus einem anderen Zustand hervorgegangen ist, diesem unmittelbar benachbart ist, so wäre eine wesentliche Eigenschaft von Entwicklung kritisch aufgedeckt: ihre Transitivität oder Gerichtetheit. Nicht nur ist Entwicklung nicht umkehrbar, in der Rückschau einer vorgekommenen Entwicklungsreihe ist auch jeder Zustand durch den ihm vorausgehenden Zustand definiert, der späteste Zustand enthält daher implizit *alle* früheren. Eine Alternative dazu wäre eine Konzeption, in welcher ein späterer Zustand einen früheren echt wiederholen könnte; das käme also einer Repetition des gleichen gleich. Es spricht vieles dafür, dass die erste Konzeption den wirklichen Verhältnissen menschlicher Entwicklung angemessener ist, obwohl an der Oberfläche anscheinende Wiederholungen vorkommen mögen. Echte Wiederholungen von Zuständen sind für Maschinen typisch.

(b) *Vorausschau*: Interessanter ist natürlich der Blick in die Zukunft des Systems. Hier muss bei jedem Schritt der Reihe vorgesehen werden, dass nach einem gegebenen Zustand i_0 eine gewisse Zahl von anderen Zuständen von i_k (wobei k von 1 bis n geht) vorkommen könnten, von denen dann genau einer eintritt; für diesen gilt dasselbe wie für i_0 wieder, und so fort. Damit bekommen wir in der Vorausschau einen Phasenraum der sovielen Dimensionen enthält wie die Entwicklung des Systems Zeitschnitte i aufweist, wobei jede dieser Dimensionen prinzipiell unendlich viele Werte, annehmen kann, nämlich die Zahl der möglichen Zustände k zu jedem Zeitschnitt. Für den Rest des Lebens kann man ihn sich als eine rechteckige Matrix von i_k Feldern, dh Zuständen, vorstellen. Entwicklung könnte beschrieben werden als der zu-

rückzulegende Weg durch diese Matrix. Vielleicht hilft zur Veranschaulichung auch das Konzept des Schachspiels mit i Zügen im gesamten Verlauf (unter Absehung von der Tatsache von opponierten Spielpartnern) und bei jedem Spielschnitt k legalen Zügen, von denen nur eine kleine Auswahl ernstlich in Betracht kommt und stets nur einer gespielt werden kann.

Die Sache vereinfacht (oder kompliziert ?) sich freilich dadurch, dass der Wandel nicht beliebige Sprünge zulässt. Mit anderen Worten aus jedem Zustand zu einem gegebenen Zeitschnitt ist der Übergang in die möglichen Zustände nicht gleichwahrscheinlich; die meisten der unendlich vielen Zustände kommen gar nicht in Frage, und von den wenigen, welche die nötige Nähe oder Affinität zum Ausgangszustand zeigen, sind einige wahrscheinlicher als andere. Ich gehe davon aus, dass der tatsächlich zustandekommende Zustand i_k die Resultante ist von historischen Prozessen, welche teils im Organismus bzw. G und teils in der Umwelt des betreffenden Individuums verhältnismässig selbständig ablaufen und zusammen einen je aktuellen $M-U$ -Zustand bilden.

Die Vorstellung vom Weg durch diese Zustandsmatrix (in Abbildung 2, S. 13 ist der Zeitvektor in der dritten Dimension nach hinten zu denken, in jeder Zeitschnittebene i sind die k möglichen Zustände zu vorzusehen) soll helfen, die Begriffe Gerichtetheit bzw. Zielbestimmtheit zu verstehen.

Zielbestimmtheit der Entwicklung müsste heissen, dass zum Zeitpunkt i_0 die Gesamtmatrix über alle i Zeitschnitte insoweit "bekannt" ist, als der dann tatsächlich vorkommende Zustand aus n im spätesten Zeitschnitt vorbestimmt ist. Gemäss den Überlegungen unter (a) impliziert in der Rückschau der jeweils spätere Zeitschnitt ja alle früheren. Zielbestimmtheit der Entwicklung setzt als eine deterministische Welt; wem der späteste oder Zielschnitt "bekannt" ist, kann offen bleiben, obwohl anerkannt wird, dass dies jedenfalls für das sich entwickelnde Individuum gerade nicht der Fall ist. Diese Auffassung von Entwicklung würde unserer Erwartung von Offenheit nach vorn widersprechen.

Gerichtetheit: Andererseits ist eine gemässigte Betrachtung der Bestimmtheit des Weges in der Matrix durchaus mit unserem Eindruck von Geregeltheit und Freiheit der Entwicklung vereinbar. Diese würde annehmen, dass der genaue Weg in der Matrix nach vorwärts zu jedem Zeitpunkt i_0 unbekannt ist, und dies nicht nur für das Individuum selbst bzw. seine Umgebung, sondern auch für einen irgendwie gearteten Weltgeist oder im Rahmen einer Naturgesetzlichkeit. Hingegen wäre sehr wohl aus dem bisherigen Weg durch die Matrix und den Affinitäten zwischen den möglichen Zuständen in dem oder einigen nächsten Zeitschnitt(en) der tatsächliche Weg durch die Matrix bei aller tatsächlichen Unsicherheit im voraus doch annähernd bestimmt.

So resultiert ein *Entwicklungsbegriff* im Rahmen der psychologischen Konstruktion, der wesentlich auf dem Konzept der konditional-genetischen Reihe (Lewin 1922, 1936 u.a.) beruht. Er sieht (a) die Rolle der Zeit als einen Träger und fordert damit zur Forschung nach den jeweils wirkenden Entwicklungsbedingungen auf, betont (b) die Merkmale der Regelmäßigkeit und Unumkehrbarkeit und damit die Gerichtetheit von Entwicklung, ohne sich auf ihre Zielbestimmtheit einzulassen, und verbindet (c) also das Merkmal der Bestimmtheit von Entwicklung in der Rückschau mit deren Offenheit in die Zukunft. Diese entwicklungsbezogene Ergänzung der psychologischen Konstruktion ist vielleicht in einem Aspekt irreführend beschrieben worden: sowohl die Zeitschnitte wie die Zustandsalternativen in jedem Zeitschnitt müssen nicht notwendig so elementar aufgefasst werden, wie sie der Vergleich mit dem Schachspiel oder die Computer-Analogie mit dem Prozessor-Takt und der endlichen Menge möglicher Zustände nahelegen scheint.

So weit ist ein rein beschreibender Entwicklungsbegriff, oder eigentlich nur ein *Beschreibungssystem* für Entwicklung, gewonnen, allerdings in abstrakter Form; inhaltlich gefüllt kann er nur anhand konkreter Fragestellungen aus allen Gebieten des Funktionskreises, der Binnenstruktur und der Weltaspekte werden, und selbstverständlich können und müssen wir den Entwicklungsgedanken auch auf die organismischen Grundlagen, die Individualisierung und die Dysfunktionalität anwenden. Dieselbe Verbindung der allgemeinen und der inhaltlich be-

sonderen Betrachtungsweise gilt auch auf alle Erklärung im Sinne von *Warum-Fragen*. Psychologische Entwicklungstheorien (Flammer 1988) sind zwar immer wieder als Versuche formuliert worden, psychische Entwicklung überhaupt zu erklären; und sie scheitern vermutlich vor allem insofern, als sie die Versuchung enthalten, eine bei bestimmten Entwicklungsinhalten gefundene Erklärungsweise auf alle Entwicklung zu generalisieren. Warum-Antwortversuche müssen sich mit konkreten Entwicklungsbedingungen x,y,z in $E = f(x,y,z,\dots,t)$ befassen; vielleicht lassen sich dann rein formale Prinzipien (wie die Rolle des Verdoppelungsprinzips) herausdestillieren.

Noch verlockender war immer wieder die Zuwendung zu *Wozu-Fragen*. Schon in dem besprochenen Aspekt der Zielbestimmtheit im Entwicklungsbegriff kommt zum Ausdruck, dass man möchte, dass Entwicklung ein Fortschreiten vom negativ zu positiv Bewertetem einschliesse. Das Spätere oder Fortentwickelte, so meint man, müsse immer auch schon ganz allgemein das Bessere, Höhere, Gültigere usw. sein. Obschon es dafür keine guten Gründe (wohl aber viele Gegen Gründe) gibt, können wir uns fast nicht von diesem Hang befreien und wir verfallen ihm in der Phylogenese (aber warum soll ein Affe oder ein Mensch grundsätzlich mehr oder besser sein als eine Raupe oder ein Gras?), in der Ontogenese (Jesus scheint als einer der wenigen Kindlichkeit gepriesen zu haben) und in der Kulturgene (gerade erst im späten 2. Jahrtausend erschrecken wir in Massen über die Folgen des Fortschritts zu immer mehr und immer besser und immer grösser und immer...). Hier bin ich skeptisch im Hinblick auf inhaltlich konkrete Wozu-Antwortversuche; hingegen habe ich Spass an gelungenen formalen Leitideen. Der Satz von Jerome Bruner (Wortlaut und Beleg verloren) hat mir imponiert: Entwicklung sei ein Versuch von Systemen, einfach zu bleiben angesichts von zunehmend komplizierteren Ansprüchen aus ihrer Umgebung.

2. Entwicklungsweisen

Mit diesem Reihenbegriff von Entwicklung als Denkmodell möchte ich nun konkrete Ausformungen der Entwicklungsidee in der Psychologie heranzuführen. Auf inhaltliche Konkretisierung muss ich ausser der Erwähnung von Beispielen verzichten.

2.1. formale Reihungsmöglichkeiten

Flavell (1972) hat einen Satz von formalen Möglichkeiten der Reihung von Strukturen beschrieben, die konkret für die Änderung von kognitiven Strukturen gedacht waren, sich jedoch durchaus verallgemeinern lassen, um als Leitvorstellungen bei der Suche nach Entwicklungsbedingungen zu dienen. Ich illustriere durch Hinweise auf typische Beispiele.

Addition

Akkumulation eines Neuen unter Bewahrung des Früheren. Wie weit das Frühere durch die Addition unverändert bleibt, ist jeweils eine Frage. zB Fremdsprache zu Muttersprache. Fahrzeuge zur Lokomotion zum Gehen.

Subtraktion (Beifügung AL)

Wegfallen ohne Ersatz. Was könnte aber Ersatz sein, in der Struktur die gleiche Funktion erfüllen, obwohl es vielleicht anders manifest wird? zB Kleinkinder nehmen eine Zeitlang alles in den Mund, später nicht mehr routinemässig.

Substitution

Disjunktive Ersetzung oder Ablösung von Früherem durch Neues. zB von Abhängigkeit von Bezugspersonen zu Selbständigkeit.

Modifikation

Unter vielerlei Formen kann Früheres verändert werden, etwa stabilisiert, differenziert, generalisiert, transformiert. Zum Beispiel vom realen Umgehen mit Objekten zu vorstellungsgetragenen, von konkreten Operationen zu formalen.

Inklusion

Einschluss oder Einbau des Früheren in das Spätere, mehr oder weniger integrativ. zB die Reflexe betr. Beinbewegungen in das Gehen oder Schwimmen.

Mediation

Früheres als förderliches oder hemmendes Bindeglied zu Späterem, notwendig zum Erwerb des Späteren, dann aber subtraktiv, substitutiv oder modifikativ aufgegeben. zB das becken-schlenkernde Gehen im zweiten Lebensjahr, das vom Stehen zum fussvorsehenden Gehen überleitet.

2.2. Entwicklungsverlaufsformen

Denkt man über Veränderungen nach, so bieten sich zwei Möglichkeiten, die schon in der Antike eine Kontroverse bestimmt haben: macht die Natur Sprünge oder verändert sie sich kontinuierlich? Oder schärfer: erfolgt der Wandel in gewissermassen gegen null gehend unendlich kleinen Teilschrittchen oder gibt es plötzliche, deutlich einschneidende Umstrukturierungen?

Kontinuität

Nachdem es gelungen war, in der Differential- und Integralrechnung das "unendlich Kleine" mathematisch zu behandeln, war die Beschäftigung mit biologischer und psychologischer (vorwiegend in pädagogischen Zusammenhängen) Entwicklung im 19. Jh. zunächst vom Kontinuitätsdenken beherrscht. Das Denken in deutlich abgestuften Schritten ist allerdings wesentlich anschaulicher und kommt insbesondere auch den pädagogischen Bedürfnissen besser entgegen: so bist du jetzt und so sollst du werden.

So haben dann im 20. Jh. die Stufenbetrachtungen der psychischen Entwicklung eine fast kaum umstrittene Dominanz erlangt. Inwieweit sie sachlich angemessen oder gar unentbehrlich sind, ist wohl nicht eigentlich zu entscheiden, Mit scheint der Entweder-Oder-Charakter des Problem zu entfallen, wenn man die Betrachtung auf Entwicklungsreihen abstellt.

Entwicklungsphasen

Bereits die Einteilung der Entwicklung in *Phasen* (zB Neugeborenen – 2 W – Säugling – 1 J – Kleinkind – 6 J – Kind – 12 J – Jugend – 20 J – Erwachsen – 65 J – Alter etc.), obwohl an sich nur zu kommunikativ-praktischen Zwecken sinnvoll, zeigt diesen Hang. Dass man sich nie auf eine allgemein akzeptierte Phaseneinteilung einigen konnte, dass sie zwischen Kulturen variiert und auch innerhalb einer Kultur mit dem Zeitwandel sich ändert, zeigt ihre Oberflächlichkeit. Es lassen sich halt nach verschiedenen Gesichtspunkten Phasen bilden.

Stufenfolgen

Tiefer gehen die von vielen Autoren als für Entwicklung konstitutiv gedachten *Stufen*. Dabei ist es nicht nur die zeitliche Abfolge, welche das Vorher-Nachher-Verhältnis der einzelnen Stufen zueinander bestimmt, sondern die Errungenschaften einer Stufe sind so konzipiert, dass sie jene der vorausgehenden Stufen inhaltlich als notwendige Voraussetzungen. Das führt zu Idee einer notwendigen Abfolge der Stufen, welche allerdings empirisch selten mit der erwünschten Eindeutigkeit aufgezeigt werden kann.

Piaget ist nur der prominenteste Vertreter einer Auffassung von Entwicklung als Stufenfolge. Sie hat viele Vorgänger und Nachfolger (vgl. etwa die Liste bei Flammer 1988, S. 156). Während bei Piaget die Stufentheorie deutlich als eine Betrachtungsform gesehen wird (wie kann man zeigen, dass ein relativ äquilibriertes System durch Neues dazu kommt, dieses Neue einzubauen und dann ein neues Gleichgewicht auf höherer Stufe zu erlangen?) hat sich in der allgemeinen Verbreitung dieser Idee sehr stark eingeschlichen, die Stufen für vorfindbare Realität zu nehmen.

2.3. Entwicklungsformen

Etwas näher an den manifesten Geschehnissen psychischer Entwicklung sind eine Reihe von Grundformen beschrieben worden, die immer wieder für Entwicklung typisch gehalten werden. Die nachstehende Aufzählung ist weder vollständig noch systematisch. Einige Autoren halten nur Teile der Liste für notwendig, andere für überflüssig oder auf die anderen rückführbar. Andere versuchen, die Grundformen auseinander herzuleiten oder wenigstens aufeinander zu beziehen. Die einzelnen Formen entstammen teils bestimmten theoretischen Vorstellungen, teils werden sie bloss deskriptiv aufgefasst. Ich greife die mir wichtig scheinenden heraus.

Wachstum

Ein Prinzip, das wohl aus simplifizierenden biologischen Vorstellungen auf Psychisches übertragen worden ist. Es mag Variablen geben, wie Körpergröße (biol.) oder Intelligenz (psych.), die man grob angenähert unter dem Aspekt rein quantitativer Zunahme behandeln kann. Gewiss kann man die Anzahl der erworbenen Kenntnisse oder Gefühlsqualitäten oder dgl. zählen und den Zuwachs feststellen; aber das hat nur in sehr speziellen Fragestellungen einen Sinn; bereits etwa der Umfang des verfügbaren Wortschatzes ist weniger interessant als seine Qualität.

Strukturierung, Organisation

Beides sind Oberbegriffe für qualitative Veränderungsformen. Es mag sinnvoll sein, festzustellen, dass der Grad der Strukturierung mit dem Alter grundsätzlich steigt oder dass der Organisationsgrad der psychischen Strukturen mit gewissen Lebensphasen fester, mit andern labiler ist. *Strukturierung* verweist darauf, dass eine Gebilde überhaupt mehr oder weniger gegliedert ist, seine die Teile koordiniert oder subordiniert. *Organisation* ist stärker dynamisch gedacht und verweist eher darauf, dass die Teile der Struktur untereinander in Beziehung stehen, derart dass sie einander beeinflussen, wobei einige eher die bestimmenden, andere eher die beeinflussten sind.

Differenzierung, Integration

Differenzierung und Integration werden in der Entwicklungspsychologie häufig als Begriffspaar gedacht (zB Heinz Werner, Kurt Lewin). Dabei meint *Differenzierung* den fortschreitende Prozess der Ausgliederung von Teilen überhaupt und ist mithin dem Begriff der Zunahme des

Strukturierungsgrades gleichzusetzen. Integration andererseits ist ein gegenläufiger Prozess; Integration setzt einen minimalen Differenzierungsgrad voraus, kann aber unabhängig davon variieren. *Integration* meint insbesondere jene Organisation der Teile, welche ein koordiniertes Verhalten des Ganzen begründet. Meist denkt man dabei an eine gewisses Ausmass an Unterordnung von untereinander nebengeordneten Teilen; was dann einer gewissen *Zentralisierung* gleichkommt. Doch sind auch komplexere Formen oder integrierenden Organisation denkbar, sofern nicht Teile des Ganzen dissoziieren.

Anpassung

Während die Begriffe der Strukturierung, Organisation, Differenzierung und Integration im wesentlichen formale und allgemeine Beschreibungen eines gegliederten Ganzen meinen, sind die beiden letzten Entwicklungsformen zwar auch inhaltslos gedachte Prinzipien; aber sie verweisen stärker auf die Richtung oder Orientiertheit entwicklungs-dynamischer Vorgänge in der psychischen Organisation.

Anpassung bedeutet, dass Änderungen der Struktur oder Organisation so laufen, dass der Bezug auf ein Drittes optimiert wird. Teile des Ganzen ändern sich so, dass sie anderen Teilen gegenüber besser passen, für diese funktioneller werden. Meistens denkt man dabei an die Anpassung des M-Teilssystem an Bedingungen im U-Subsystem, doch ist solches auch innerhalb von Subsystemen denkbar. Anpassung ist letztlich ein Kriterium für Entwicklung und Entwicklungsstillstand; die Entwicklung verläuft in der Regel auf bessere Passung hin.

Prägnanz

Auch Prägnanz (von der Gestalttheorie übernommen) meint ein solches Kriterium, doch liegt hier das Wesentliche nicht in der Koordination von Teilen oder Subsystemen untereinander, sondern gewissermassen in einer Idealisierungsneigung von einzelnen Teilen oder Subsystemen selber. Es geht um Vereinfachung, Ökonomisierung,; nicht selten erscheinen uns Prägnanzstufen von sich entwickelnden Systemen unter ästhetischen Gesichtspunkten gelungen. Beispiele sind die Grade von Prägnanz einer kognitiven Struktur oder der ganzen Persönlichkeit, welche eine geringere oder höhere innerer "Harmonie", Abgerundetheit aufweist. Im allgemeinen tendiert Entwicklung in Richtung auf höhere Prägnanz, wird daran aber immer wieder von Störbedingungen gehindert. Prägnantere Strukturen sind schwerer zu stören.

Anpassung und Prägnanz sind typische Regulationskriterien von Veränderungsprozessen. Würden sie voll erfüllt, müsste Entwicklung aufhören, im Fall der maximalen Anpassung infolge der Angleichung der Strukturen, welche deren Eigenheit aufheben würde, im Falle der maximalen Prägnanz infolge einer inneren Verfestigung, Verselbständigung, welche umgekehrt ihre Zugehörigkeit, ihr Eingebordnetsein verunmöglichen müsste.

2.4. Entwicklungsbedingungen

Alle bisher besprochenen Erscheinungsweisen von Entwicklung sind im wesentlichen deskriptive Kategorien. Die Beschreibung von Entwicklung kann sich aber ausgesprochen auf ihre vermutete Determination hin ausrichten. Wie nicht anders zu erwarten, ist auch die Entwicklungstheorie dann von der Dichotomie des Innen vs. Aussen geprägt. In den vielen Natur-oder-Kultur- oder Vererbung-oder-Milieu-Kontroversen wurde dies immer wieder diskutiert (vgl. Flammer 1988, die klassischen Extrempositionen). Synthesversuche auf der Basis interaktiver Prozesse zwischen internen und externen Bedingungen haben immerhin in der zweiten Hälfte des 20. Jh. eine gewisse Achtung erlangt (vgl. Flammer 1988, die kontextualistische Tradition). Doch ist mE die entscheidende Wende noch nicht erfolgt, Entwicklung nicht bloss als ein

Geschehen am Individuum zu betrachten, sondern als die fundamentale Bedingungen des in-der-Welt-Seins lebender Gebilde.

- Reifung
- Lernen, Erfahrungsbildung
- Sozialisation, sozial bedingtes Lernen
- Enkulturation,
- Interaktive Betrachtung von Innen- und Aussenbedingungen
- Bedingungen in M-U-Systemen

3. Evolutionsbereiche

3.1. Kosmogenerese bzw. Naturgeschichte

Über die raum-zeitliche Dynamik des Universums, wie es sich uns von der Erde aus als Sternenhimmel präsentiert, besteht kaum mehr ein Zweifel. Ungeklärt sind die Zusammenhänge zwischen dem Makrokosmos und den mikrokosmischen Erscheinungen, wie sie etwa im Rahmen der Quantenmechanik angegangen werden. Der Satz: “alles besteht aus Teilchen, aus körnigen Strukturen” (Feynman), ist die alles naturwissenschaftliche Forschen bestimmende Grundeinsicht. Inwieweit sie das Verstehen von Ordnungen erleichtert oder auch erschwert, ist eine zunehmend kontrovers diskutierte Frage. Besonders geheimnisvoll (aber aktiv bearbeitet) ist der Übergang zwischen Teilchengruppen, die passiv auf ihre Umgebungsbedingungen reagieren, und solchen, die über ihre Reagieren hinaus Zustände annehmen, welche gegen Einfluss widerständig sind (zB sog. dissipative Strukturen, Prigogine). Sie könnten Vorstufen darstellen zu Konstellationen, welche eigene Eigenschaften, gegen ihre Umgebung durchsetzen, indem sie zB sich selber replizieren können. Der Übergang zum Lebenden wird bisher nicht verstanden.

3.2. Phylogenerese bzw. Lebens- oder Artengeschichte

Vor rund 4 Milliarden Jahren sind auf der Erde selbstreproduzierende Strukturen entstanden, von deren Wandel bis heute wir uns anhand von fossilen Funden und den bis heute überlebenden Formen in groben Zügen ein Bild machen können.

Darwins Evolutionstheorie und ihre Weiterentwicklung hat uns die nötigen Denkmittel gegeben, alle Erscheinungen des Lebens prinzipiell in eine einheitliche Ordnung zu bringen, deren Kernpunkt der Gedanke von Entwicklungsreihen ist. Was für vordarwinistisches Denken nur als eine wunderbare, nicht anders als durch höchste Intelligenz geplante und hervorgebrachte Schöpfung erscheinen musste, liess sich nun aus dem Zusammenwirken einer kleinen Zahl von geradezu mechanischen, jedenfalls leicht nachvollziehbaren (obgleich nicht nachmachbaren) Prinzipien zurückführen, die als Folge von unendlich vielen kleinen Schritten nicht nur die Artenvielfalt, sondern auch ihre Verwandtschaften verstehen liess. Die Welt des Lebendigen auf diesem Planeten war nicht mit (natürlicher oder übernatürlicher) Notwendigkeit so wie wir sie vorfinden, sondern in einem historischen Prozess mit unverkennbaren Zufallsanteilen und dennoch geregelt, geordnet so geworden, eben ein Ergebnis von offener Evolution (vgl. zB die schöne, allgemeinverständliche Darstellung von Dawkins 1987).

Die Theorie muss hier als bekannt vorausgesetzt werden. Sie ist in vielen Büchern zugänglich (zB Dobzhansky et al. 1977). Hingegen möchte ich hier die biologische Evolutionstheorie als eine Heuristik verstehen und empfehlen, mit welcher als einer Denkform an die Erscheinungen der individuellen und die kulturellen Evolutionen heranzugehen mir äusserst fruchtbar erscheint. Von allen vier Evolutionsbereichen ist der biologische der einzige, in dem Entwick-

lung bisher eine weitgehend gültige und recht umfassende Erklärung gefunden hat, deren Bewährungspotential im Vergleich mit allen Ansätzen in den andern drei Bereichen sich immer wieder als bestürzend erfolgreich erweist. Deshalb wird man, ohne im geringsten die vier Bereiche zu vermengen, mit Vorteil ihre fruchtbare Erklärungsmöglichkeiten in den andern Bereichen erproben wollen.

Ich sehe vor allem zwei Grundgedanken in der modernen Evolutionstheorie, die mir für das Verständnis von Psychogenese (und Kulturgenese) bedeutsam erscheinen. Die entscheidende Einsicht Darwins gegenüber dem herkömmlichen Denken ist die Idee, dass Entwicklung nicht ein einheitlicher Vorgang ist, aus einem einzigen übergeordneten Prinzip gesteuert, sondern dass sie auf zwei voneinander unabhängige, aber einander bedingende Prozesse zurückgeführt werden muss. In der Bioevolution sind dies *Variation* und *Selektion*. Damit diese Prozesse unabhängig voneinander wirken können, müssen ihre Träger in zwei voneinander getrennten, aber doch aufeinander bezogenen Manifestationsformen des Genotyps und des Phänotyps auftreten. In der Tat betrifft, was Darwin beim damaligen Entwicklungsstand von Genetik und Mikrobiologie noch nicht wissen konnte, Variation das *Genom*, Selektion den aus dem Genom in einer bestimmten Umgebung hervorgegangenen individuellen *Organismus*.

Allgemeiner gesagt: Evolution oder systematische Veränderung findet dann statt, wenn Gebilde zwischen einer variationsfähigen (genotypischen) und einer selektionsfähigen (phänotypischen) Form oszillieren. Jeder Entwicklungsschritt in der Reihe ist also eigentlich ein Doppelschritt und setzt voraus, was oben verschiedentlich als "*Verdoppelung*" bezeichnet worden ist (vom ersten Typ im Kap. III.1.6 S. 37). Organismen sind "*Verdoppelungen*" von Genomen, oder umgekehrt; nicht identische Gebilde, aber aufeinander bezogen bleibende Gebilde, von denen ja jeweils eines aus dem andern hervorgeht, nicht in seinem materiellen Bestand, wohl aber in seinem strukturellen Gehalt (Informationsgehalt).

Man beachte übrigens, dass sowohl die Variationsfähigkeit des Genoms wie die Selektionsfähigkeit des Organismus auf die *ökologische Offenheit* oder Bezogenheit dieser beiden Gebilde in ihre Umgebung hinaus beruht. Mutationen werden zur Hauptsache durch energetische (Strahlung) und stoffliche (chemisches Milieu) Wirkungen aus der Umgebung des Genoms bestimmt, und auch die bei der geschlechtlichen Fortpflanzung bedeutsamste Variationsquelle der Rekombination setzt das Zusammenkommen eines haploiden Gensatzes mit einem andern solchen aus der Umgebung voraus. Ebenso ist der Prozess der Organismusbildung aufs engste durch die Umgebung des Genotyps bestimmt. Man sollte sich die natürliche Selektion nicht in erster Linie als "Überleben der Stärksten im Kampf zwischen den Arten" vorstellen. "The Fittest" sind die in eine vorgefundene Umgebung Passendsten; das hat mit Fitness nichts zu tun. Und der sog. Kampf ums Überleben heisst in erster Linie das zeitgerechte "Finden" von all jenen assimilierbaren Molekülen unter geeigneten energetischen Bedingungen, welche überhaupt den Aufbau des Organismus zu einem funktionalen Phänotyp erlauben. Erst in zweiter Linie spielt bei lebensstüchtig gewordenen Organismen (sie stellen gemessen an der Zahl der produzierten Gameten (Keimzellen) und sogar an der Zahl der zustande gekommenen Zygoten (vereinigte Keimzellen) bei den meisten Arten eine sehr kleine Auswahl dar) spielt sich die Selektion als Konkurrenz um Ressourcen oder Geschlechtspartner ab.

Ferner spielt bei beiden Schritten zwar der "Zufall" eine wesentliche Rolle, bei beiden Schritten ist jedoch die Wirkung dieser nicht vorhersehbaren oder *historischen Bedingungen* (wie ich lieber sagen würde) durchaus nicht ein beliebiger. Dass gerade zu einem bestimmten Zeitpunkt ein bestimmter Genort durch Strahlungsenergie verändert wird, ist eine "historischer" Vorgang, beruht auf dem (zufälligen) Zusammentreffen von zwei Gebilden oder Geschehnissen, die je für sich betrachtet durchaus je ihrer eigenen Naturgesetzlichkeit gehorchen, für deren Zusammentreffen aber keine gemeinsame Existenzreihe bekannt ist, für die sich ein Naturgesetz formulieren liesse. Wie diese Energie jedoch den betroffenen Genort verändert, ist durchaus nicht beliebig, da der Genort eine Struktur darstellt, welche nicht beliebig viele Varianten zulässt, welche noch in der Lage sind, im Verein mit anderen Genen irgendeine Funktion bei der Proteinsynthese zu erfüllen. Ähnlich ist auch der Selektionsprozess vom ersten Moment des

Lebens der Zygote an von sog. Kontingenzen oder vorgefundenen Rahmenbedingungen in ihrer Umgebung bestimmt. Nicht zuletzt kann man Organismen oder spezielle Organe wie Eier oder Gebärmutter bzw. kulturelle Errungenschaften wie Säuglingspflege oder Spitäler u.dgl. als Hilfsgebilde auffassen, welche die Zygote “puffern” oder die Wahrscheinlichkeit von ungünstigen Bedingungen vermindern und damit den Kontingenzen gewissermassen ihre Zufälligkeit nehmen. Aber am Rande der Organismen, im Übergang zu ihrer Umgebung, für Menschen auch in den “Löchern” der kulturellen Lebensbedingungen, lauert stets auch das Risiko von ungünstigen Kontingenzen.

3.3. Onto- oder Psychogenese bzw. Individualgeschichte

[Das Folgende ist nur eine grobe Skizze]

Hier *möchte* ich ausführen, wie man die **fortlaufende Bildung und Veränderung von G als eine Verdoppelung der Umgebung** verstehen könnte. Ich skizziere der Einfachheit halber im Indikativ, was in einer Moglichkeitssprache erwogen werden sollte. Andererseits kann man im Folgenden schon die typischen struktur- oder systemgenetischen Vorstellungen über Entwicklung (zB Piaget) wiedererkennen; ich formuliere nur wesentlich näher am einzelnen Schritt in Entwicklungsreihen und sehe eine gewichtigere Rolle der Umgebung als üblich.

Den Doppelschritt einer bioevolutiven Generation (Genom und Organismus) müsste man mit einem psychologischen Zeitdifferential einer Wahrnehmung - Binnenrestrukturierung - Handlung in Parallele setzen. Die Entwicklungsreihe solcher Zeitdifferenziale bildet die einmalige psychologische “Biographie” eines jeden Individuum mit seiner Umwelt.

In jedem Zeitdifferential führt zunächst eine über **W** wirksam werdende Gegenwart aus der Umgebung zu einer *Zustandsvariation* von **G**. Ähnlich wie die Wirkung eines Mutagens auf das Genom ist diese mehr von der dann schon bestehenden **G**-Struktur abhängig als vom neuen Einfluss. Dh, **G** kann nicht zu grosse Sprünge machen; doch ist die Wirkung von **W** normalerweise nicht zu vernachlässigen. Diese Wirkung ist zunächst eine im **W**-Subsystem einiger-massen abgesonderte, aber im Regelfall führt sie zu Folgeprozessen im Gesamtsystem.

Schwierigkeiten macht hier die nach den Erkenntnissen über **K** und **M** wohl unvermeidliche Zusatzannahme, dass auch “spontane” (also nicht von **W** her bedingte) Zustandsanderungen in **G** angenommen werden müssen; das ist für das Genom offenbar nicht der Fall. Ob es auch sinnvoll ist, in Analogie zu den Rekombinationseffekten anzunehmen, dass viele Wirkungen von aussen über **W** schon zum vornherein einen hohen “Passwert” aufweisen, möchte ich annehmen (vgl. Piagets Assimilationskonzept). In der Tat ist Wahrnehmen zum grössten Teil Wiedererkennen oder Identifizieren von schon Bekannten, wobei eher nebenbei jeweils ein bisschen Neues mit ins System eingeschmuggelt wird. Das würde der bioevolutiven Tatsache entsprechen, dass Organismen Geschlechtspartner ihrer eigenen Art suchen und nur passende Gameten von solchen überhaupt hereinlassen, von diesen Gameten dann allerdings ein Stückchen Einmaligkeit von aussen eingeführt und in der Rekombination nochverstarkt wird. So wird Entwicklung vorankommen, durchaus in der typischen Kombination von Systematik und Zufälligkeit, welche Richtung schafft und uns dann als Zielbestimmtheit erscheint.

Auf diese, vorwiegend in Ausdrücken von **W**, **K**, **M**, **A** zu beschreibende Variationsphase erfolgt in jedem Zeitdifferential auch eine *Selektionsphase*. Sie erscheint in der psychologischen Konstruktion eher in Konzeptionen von **K**, **L**, **H**, **P** und auch **R** (vgl. unten). Denn die erzeugte Variation muss sich “bewähren”. Vielleicht ist es klugler, anstatt von Selektion eher von *Verfestigung* der aus der Variation hervorgehenden Strukturen zu sprechen (vgl. Akkomodation als freilich wohl zu eng auf Anpassung angelegtes Konzept). Struktur ist ja in der psychischen Organisation nicht in gleicher Weise eine überdauernde Sache wie ein Genom oder ein Organismus, sondern die Variationen in **G** und vor allem dann in **H**, und was davon später wieder wirksam werden kann, ist mehr ein dynamischer Vollzug als ein aufzeigbar Bleibendes, aller-

dings mit jenem repetitiven Charakter, welcher die Konstanz, und doch mit jenem Veränderungspotential, welches dem Wandel entspricht.

Denkt man sich nun solche Zeitdifferentialie in Reihung, so ist sehr wohl vorstellbar, dass entscheidend für Psychogenese das Verhältnis zwischen interner psychischer Organisation (G etc.) und den Umgebungsgegebenheit des Individuum sind, also jene Verdoppelung vom Typ (2), die wir in der Konstruktion der M-U-Systeme angenommen haben. Ebenso unentbehrlich scheint mir auch die Vorstellung der beiden Phasen in jedem Zeitdifferential, in deren einer der Variation und in deren anderen der Verfestigung grössere Bedeutung zukommt.

Möglicherweise wäre eine analoge Vorstellung für die Variations- und Verfestigungs(dh Selektions)prozesse zwischen G und R möglich. **R als partielle Verdoppelung von G** wäre variationsfähiger als G selbst. Das Ergebnis von R-Prozessen, dann in G einflussend und dort wirksam, würde aber nicht nur auf die dortigen selektiven Bedingungen stossen (zB innere Realitätsprüfung von unreal-utopischen Phantasien), sondern in ihrem eventuellen Handlungsvollzug (wenn es überhaupt dazu kommt) noch einmal dem Risiko verfallen, zu prekären Systemzuständen zu führen und in der Folge aufgegeben oder ausgemerzt zu werden. Dass so Variation und Verfestigung zu allmählichen systematischen Veränderungen von G führen könnte ist gedanklich nachzuvollziehen. Die empirische Durchführung einer solchen inneren Entwicklungspsychologie kann ich mir allerdings schwer vorstellen, weil ja G nicht und R noch weniger direkt beobachtbar sind.

Natürlich hat sich die Entwicklungspsychologie bevorzugt nicht mit **diesem Mikroprozess der Entwicklung** beschäftigt, sondern mit den **Bedingungen der Verfestigung im Laufe längerer Zeit**. Dabei hatte sie die Neigung, der Rolle der Variationserzeugung eine kleinere Rolle beizumessen bzw. dies überhaupt nicht zu thematisieren, sondern überwiegend mit der Verfestigung von Strukturen zu beschäftigen.

Diesbezüglich habe ich den Eindruck, dass eine auf G so ausschliesslich gerichtete Betrachtung, wie sie in der Psychologie dominiert, nicht ausreicht, sondern wesentlich stärker im Sinne der Öko-, insbesondere der Kulturpsychologie, die weitere Verdoppelung (Typ 4) zwischen G in Individualsystemen und der vielen Individuen gemeinsamen kulturellen Umgebung berücksichtigen muss. Die oben beschriebene systematische Veränderung von G unter dem variationsgenerierenden Einfluss von W und dem selektiv oder verfestigend wirksamen Einfluss von H ist eine sehr plausible Beschreibung der Entwicklung von Tieren mit einem komplexeren Nervensystem, welches ontogenetische Veränderung ermöglicht. Doch scheint mir der Spielraum von Variation innerhalb von G eigentlich überaus gross und das Ergebnis interner Prozesse allein eigentlich von einem Beliebigkeitsgrad, der den tatsächlichen Verhältnissen nicht entspricht. Konkret: was könnte innerhalb von G eine Entwicklung behindern, bei der ein Individuum die Bedeutung von eingehenden W-Prozessen herunterspielt bzw. diese und die H-Prozesse auf die rein lebenserhaltenden Funktionen einschränkt und so viel Zeit wie möglich damit verbringen der Eigendynamik innerer Prozesse (also dem Tagtraum, der Phantasie, einer völlig abgeschlossenen Innenwelt) alle Freiheiten zu geben, die diese beanspruchen mögen. Nun kommen tatsächlich in seltenen Fällen solche inneren Ausblühungen vor (gewisse Schizophrenien, Autismen); aber sie sind ungewöhnlich, und wenn, dann sind sie bei Kindern eher häufiger als bei Erwachsenen. Wir müssen also eine Bedingung konstruieren, die solcher Enggeschlossenheit innerer psychischer Entwicklung entgegenwirkt. Ich würde diese beim Bezug des Individuums auf die umgebende Welt suchen.

[Das kann ich hier und jetzt nicht ausführen]

3.4. Kulturgeneese bzw. Gesellschaftsgeschichte

[leider auch noch auszuführen]

4. Zur Geschichte der Entwicklungspsychologie

Der Entwicklungsgedanke ist verhältnismässig spät ins Denken über den Menschen aufgenommen worden. Vor dem naturwissenschaftlichen Aufschwung im 18. Jh. dominierte ein nur langsam zurückgedrängtes, von der Idee der einmaligen Schöpfung her bestimmtes statisches Bild. Was an Veränderungen der Morphologie und des Verhaltens, besonders im Verlauf der Kindheit unverkennbar ist, wurde als Entfaltung von Angelegtem wegerklärt und damit für wenig untersuchenswert gehalten. Erst nach Darwin im letzten Drittel oder Viertel des 19. Jh. begannen Wissenschaftler (Mediziner, Pädagogen, Psychologen) mit dem Dokumentieren von Entwicklungsverläufen.

4.1. Kindheit und Jugend

4.2. Lebenslange Entwicklungspsychologie

4.3. Beschreibung und Verständnis im Verhältnis zur Normentwicklung

5. Aufgaben der Entwicklungspsychologie

5.1. Deskription: wie verläuft ER?

Hier geht es schlicht um das Aufstellen von Entwicklungsreihen (ER) für bestimmte Manifestationsbereiche, in den M-U-Systeme Wandel zeigen. Man beschreibt ein oder mehrere Phänomene in Funktion der Zeit $E = f(t)$. In der semiotisch-ökologischen Konstruktion können sich solche Entwicklungsreihen sowohl auf Verhaltensweisen oder -möglichkeiten (Kompetenzen oder Handlungspotentiale) von Individuen wie auch auf Gebilde oder Geschehnisse in ihrer Umwelt oder auf beides zugleich beziehen.

zB fixiert ein Säugling in den ersten Lebenswochen bevorzugt kontrastreiche Stellen des Gesichtsfeldes mit zuerst überwiegend horizontalen Augenbewegungen, erst später auch vermehrt mit vertikalen.

5.2. Prädiktion (oder Korrelation): in welchem Rahmen verläuft ER?

Jeder Versuch der Beschreibung einer Entwicklungsreihe wird mit Sicherheit begleitende Erscheinungen feststellen, sei es, dass besagte ER meistens oder häufig unter gewissen Voraussetzungen beobachtbar sind, sei es, dass sie bestimmte andere Geschehnisse oder Gebilde nach sich ziehen bzw. von anderen ER begleitet sind. Solche Rahmenbedingungen können als korrelative Manifestationen erfasst und beschrieben werden und haben als solche einen gewissen Vorhersagewert, ohne dass schon zwingend über die Verursachung der Reihe etwas gesagt wäre. $E = f(t), g(t), \dots$

zB kann man erwarten, dass mit oder nach dem Auftreten somatischer Pubertätserscheinungen in unserer Kultur psychische Labilisierungen erfolgen, die in den meisten Fällen von einer verstärkten Zuwendung zu sich selbst, zum eigenen Ich gefolgt sind.

5.3. Determination (oder Explikation im besonderen Fall): worauf beruht gerade diese ER?

Von den korrelativen Beschreibungen von ER im Zusammenhang kann man manchmal (durchaus nicht immer) übergehen zu einer Bedingungsanalyse: welche vorausgehenden oder gleichzeitigen Gebilde oder Geschehnisse, überdauernde Gegebenheiten oder ihrerseits ER sind notwendige und hinreichende Bedingungen der festgestellten Entwicklung? $E = (x, y, z, \dots, t)$.

Ich bin nicht sicher ob es möglich ist, beim heutigen Kenntnisstand die Determination einer ER mit Sicherheit anzugeben.

5.4. Explikation (im allgemeinen Fall): worauf beruht dieser Typ von ER im allgemeinen?

Ein Inventar aller ER ist undurchführbar, man wird Klassen von ER bilden wollen, man wird aus den Kenntnisse gewisser ER auf die Möglichkeit anderer ER generalisieren oder analogisieren wollen. Es dürfte also sinnvoll sein, für gewisse Lebensbereiche die Explikationen von ihrem konkreten Inhalt zu abstrahieren und als allgemeinere Entwicklungsgesetze oder -regeln zu formulieren. Ob diese in induktiv aus der Verallgemeinerung spezieller ER oder eher aus Postulaten allgemeiner Reihen gefunden werden, ist sekundär.

zB hat Piaget ein Stufenprinzip bezüglich der sensu-motorischen Frühentwicklung durchgeführt und dann die Idee der notwendigen Stufenfolge, die Äquilibrations- und Übergangsphasen etc. auf die Entwicklung der Intelligenz und auf die Entwicklung des moralischen Urteils übertragen. Die Inhalte sind anders, das Stufenprinzip und weitere allgemeine Eigenschaften von Entwicklung bleiben die gleichen.

5.5. Variation (—> Präskription): wie ist die Variabilität dieser ER?

Selten sind ER so eindeutig beschreibbar, dass trotz der Möglichkeit der Formulierung eines korrelativen oder konditional-genetischen Zusammenhangs nicht Spielraum für Variation bliebe, die man weder einfach als Messfehler abschreiben noch einer anderen aufzeigbaren Bedingung zuschreiben könnte. Mit anderen Worten: ER zeigen häufig ein Normproblem (—>Path). Oft findet faktisch eine Verwechslung der wirklichen ER mit einer idealisierten Norm-ER statt, weil mit den verfügbaren Messmitteln zu viel Variation erfasst wird, als dass man die ER mit Sicherheit vom "Rauschen" absondern könnte.

zB sind die meisten von Piagets ER-Beschreibungen stark idealisiert; Untersuchungen von Drittautoren zeigen Variationen bis zur Umkehrung von Unterstufen auf; die Determination der Reihen ist unsicher.

5.6. Relevanz: was bedeutet diese ER?

Erlaubt die Kenntnis bestimmter ER eine auf sie bezogene Praxis? Was für eine Praxis? Kann, darf, soll man zB für die Beschleunigung oder Verlangsamung einer Reihe die bekannten Bedingungen verstärken oder abschwächen? Soll man etwa pädagogische Zielsetzungen von ihrer entwicklungspsychologischen Möglichkeitskonformität her beurteilen, bestätigen oder zu ihrer Vermeidung aufrufen? etc. etc.

Was ist die theoretische Bedeutung von bekannten und in ihrer Determination gesicherten ER? Verstehe man eine psychologische Funktion besser, wenn man sie in ihrer Genese kennt?

6. Erklärungsversuche von Entwicklung

Flammer (1988) hat eine klare Übersicht über die Unterschiedlichkeit der vorfindbaren psychologischen Entwicklungstheorien gegeben.

Reese & Overton (1970) haben noch stärker deutlich gemacht, wie unsere entwicklungspsychologische Theoriebildung eher von unseren Denkweisen als von dem gemeinten Gegenstand her bestimmt ist.

Mir scheint, dass alle vorfindbaren Theorien zu sehr innerpsychisch angelegt sind. Entwicklung im Lebenslauf entspringt für mich primär aus dem Verhältnis des Menschen zu seiner umgebenden Welt, muss also ökologisch gedacht werden (vgl. Lang 1981 und 1988).

LIT Entw

- Bronfenbrenner, U. (1979) *The ecology of human development*. Cambridge Mass., Harvard U. Press. (Dt. Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Stuttgart, Klett, 1981).
- Dawkins, R. (1987) *Der blinde Uhrmacher*. München, Kindler.
- Dobzhansky T.; Ayala, F.J.; Stebbins, G.L.; Valentine, J.W. (1977) *Evolution*. San Francisco, Freeman.
- Flammer, A. (1988) *Entwicklungstheorien*. Bern, Huber.
- Lang, A. (1981) Vom Nachteil und Nutzen der Gestaltpsychologie für eine Theorie der psychischen Entwicklung. S. 154-173 in: K. Foppa und R. Groner (Eds.): *Kognitive Strukturen und ihre Entwicklung*. Bern, Huber.
- Lang, A. (1988) Die kopernikanische Wende steht in der Psychologie noch aus! - Hinweise auf eine ökologische Entwicklungspsychologie. *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie* 47 (2/3) 93-108.
- Leontiev, A.N. (1959) *Probleme der Entwicklung des Psychischen*. Königstein, Athenäum, 1980.
- Lewin K. (1936) *Principles of Topological Psychology*. New York, MacGraw-Hill. Dt. Grundzüge der topologischen Psychologie. Bern, Huber, 1969.
- Lewin, K. : *Kurt-Lewin-Werkausgabe*. 6 Bde. Bern Huber, 1981ff.
- Mussen, P.H. (Ed. 1970) *Carmichael's Handbook of Child Psychology*. New York, Wiley.
- Oerter, R. & Montada, L. (Eds. 1982) *Entwicklungspsychologie*. München, Urban & Schwarzenberg. 2. Aufl.
- Osofsky, J.D. (Ed. 1979) *Handbook of infant development*. New York, Wiley.
- Reese, H.W. & Overton W.F. (1970) Model of development and theorie of development. Dt. S. 55-86 in Baltes P.B. (Ed.) *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne*. Stuttgart, Klett-Cotta, 1975.
- Thomae, H. (Ed. 1959) *Entwicklungspsychologie*. Bd. 3 des Handbuchs für Psychologie. Göttingen, Hogrefe.
- Trautner, H.M. (1978) *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie*. Göttingen, Hogrefe.
- Wohlwill, J.F. (1973) *The study of behavioral development*. New York, Academic. Dt. Strategien entwicklungspsychologische Forschung. Stuttgart, Klett-Cotta, 1977.

IX. Unterschiede — *Differentielle* Psychologie oder wie kommt es und was heisst es, dass jedes Individuum einmalig ist und dennoch viele Merkmale mit anderen teilt?

Alle Schweine sind gleich, aber einige sind gleicher als die anderen.
George Orwell, Animal Farm

1. Individualität und Gleichheit

Vermutlich denkt der sog. Laie, dh auch der Gebildete in anderen wissenschaftlichen Feldern, auf das Stichwort “Psychologie” hin, in erster Linie, oft ausschliesslich an das, was der Psychologe in diesem Kapitel unterbringt und für einen speziellen Aspekt seines Gegenstandsgebietes hält. Ein Problem “psychologisch” betrachten heisst für Juristen, Ökonomen, Historiker, Kunstwissenschaftler aller Art u.a.m. stets, das Problem auf gerade jene Bedingungen zurückzuführen, welche den beteiligten Menschen als Individuen eigen sind. Das ist eine eigenartige Einengung des Blicks, offenbar nur schwer aus der Welt zu bringen. Sie ist auch dafür verantwortlich, dass sich Psychologen auch heute noch am leichtesten als Spezialisten für das Individuum und seine Besonderheit anbieten können.

Jeder Mensch ist aber als Individuum “in gewisser Weise (a) gleich wie alle Menschen, (b) gleich wie einige Menschen, und (c) gleich wie kein anderer Mensch” (Kluckhohn & Murray 1953). Wir haben bisher in unserer Konstruktion so getan als ob nur (a) zuträfe, als ob wir von (b) und (c) absehen könnten. In der Tat sind, wenn wir Menschen mit Menschen vergleichen, die Verschiedenheiten nicht zu übersehen; sobald wir Menschen mit anderen Lebewesen vergleichen, fallen jedoch die Gemeinsamkeiten aller Menschen auf. Es geht nun darum, auch diese Abstraktion aufzuheben.

1.1. Zwei Wege zur Erkenntnis von Einmaligkeit

Es ist nicht zu übersehen, dass Psychologie auch “andersherum” betrieben werden könnte. Manches spricht dafür, dass wir gut täten, einzelne Individuen in ihrer Umwelt und in ihrer Entwicklung mit aller Gründlichkeit *idiographisch* zu studieren und uns erst sekundär um Verallgemeinerung bemühten, indem wir aus dem Vergleich mehrerer oder vieler solcher Individualstudien (“Psychographien”) das Gemeinsame herausfilterten und es zu einer allgemeinen Psychologie verdichteten oder reduzierten, welche nur noch als Allgemeingültige oder Nomothetische enthielte. Denn wenn es so ist, dass die psychische Organisation jedes Individuums das Ergebnis einer einmaligen Entwicklungsreihe darstellt, basierend auf seiner einmaligen genetischen Ausstattung und gewonnen in einem einmaligen Lebenslauf in Begegnung mit Weltoberflächen, wie sie genau so bei keinem anderen Individuum vorgekommen sind, dann ist jedes Individuum ein eigenes psychologisches Universum, und es ist zunächst immer unsicher, ob eine beim einen Individuum geltende Eigenheit auf ein anderes übertragen werden kann. Das induktive Vorgehen vom Individuellen zum Allgemeinen wäre aber ein Weg, wenn nur

allgemein geltende Erkenntnisse das Vergleichsfilter passieren könnten. Immerhin müsste man in neuen Fällen immer mit der sprichwörtlichen Ausnahme rechnen.

Andererseits operiert menschliches Denken offensichtlich nicht so "sauber", indem es vom Idiographischen zum Nomothetischen aufsteigt. Klassenbildung erscheint nur *logisch* oder mengentheoretisch als ein induktiver Prozess, als Ergebnis des Sammeln von elementaren, gleichartigen Erfahrungen, die aufgezählt und dann als Elemente bzw. als Menge mit einer Wortmarke versehen, eben als Klassenbegriff verfestigt werden können. Wir haben zwar den Eindruck, wir könnten dann von den vielen bisher erfahrenen Elementen auf alle inskünftig erfahrbaren Elemente der Klasse übergehen und hätten so einen Übergang vom Singulären und Partikulären zum Allgemeinen vollzogen; der Schluss ist allerdings logisch nicht zwingend, denn es könnte immer mal eine Ausnahme geben. Und Überhaupt: auf welche neuen Erfahrungen sind so gewonnene Klassenbegriffe anwendbar?

Psychologisch spricht manches für einen eher umgekehrten Prozess: was immer wir begegnen, muss notwendig einem zum vornherein einem von unseren Erkenntnismitteln bereitgestellten Typus entsprechen; wenn der Typus nicht auf die "Wirklichkeit" passt, macht das nichts, er kann nötigenfalls nachher korrigiert werden. Man vergegenwärtige sich das Kleinkind im Umgang mit den ersten gelernten Wörtern: "Wauwau" wird als Wortmarke auf alle nicht zu grossen Gegenstände, aber zB nicht auf Menschen angewandt; es muss auf einen recht extensiven Begriffsbereich verweisen, der dann später eingeengt und differenziert wird. Wir sind fast stets in einem unglaublichen Ausmass bereit, von einem oder wenigen Fällen auf alle solchen zu schliessen, nicht weil uns der eine Fall so viel verallgemeinerbare Information gegeben hätte, sondern weil wir ihn für einen Fall von ... nehmen und weil das als Heuristik so bequem ist. Ein, zwei prominente Merkmale reichen uns meistens aus, um das Vorliegen eines Falles anzunehmen, ohne dass wir überprüfen, ob auch alle notwendigen Eigenschaften und Bedingungen vorliegen. Wenn wir ein kleines Kind oder eine Greisin oder eine Negerin oder einen mutmasslichen Türken vor uns haben, die wir nie vorher gesehen haben, behandeln wir sie entsprechend unserem Typenbild derselben. Das ist im Hinblick auf Kosten-Nutzen-Verhältnis weitaus die "klügste" Vorgehensweise; Differenzierungen können ja folgen, wenn wir dazu genötigt werden sollten. Wenn nicht, dann haben wir weniger Aufwand gehabt. Alle Vorurteile, alle Attribution, aber auch weitaus die meiste Lebenstauglichkeit beruht auf solchen unbegründeten Erwartungen, ohne die wir uns in neuen Situationen nicht zurecht finden könnten, vor allem nicht in nützlicher Frist. Ich verweise auf W (kategoriale Wahrnehmung) und K (Begriffsbildung, Prototypen), wo diese eher von oben nach unten laufenden Reaktionsprozesse aufgezeigt worden sind.

Wahrgenommene, festgestellte Individualität wäre demnach psychologisch eher das Endergebnis eines Differenzierungsprozesses beim Betrachter, und nicht der Ausgangspunkt einer Verallgemeinerung. Die Sache ist freilich nicht geklärt. Der Psychologik der Genese dieser Prozesse scheint immer wieder die Logik des Umgangs mit den schon gewonnenen Begriffen in die Quere zu kommen. Meine These lautet, dass man stets nur Formen des Allgemeinen wie Typen oder Klassen wahrnehmen oder denken kann, weil das perzeptiv-kognitive System genau darauf aus ist, nämlich zu vernachlässigen, dass der Perzipierende jedesmal einen in Wirklichkeit einmaligen, singulären Fall vor sich hat. Dieser interessiert das System nämlich nicht als solcher, sondern "als ein Fall von...", weil es ja ein Handlungspotential keineswegs für jeden konkreten, einmaligen Fall, sondern für alle Fälle eines bestimmten Typus zur Verfügung hat. Rekognition ist also, von wenigen, insbesondere sozialen Ausnahmen abgesehen, von einem Typus, nicht vom singulären Fall. Auf das Singuläre können wir zwar zeigen, können es handhaben; aber wir tun es nach unserem allgemeineren "Begriff" davon. Es wäre unökonomisch, die innere Repräsentation stets auf der Ebene des Einmaligen zu führen und sie dann wieder aufzugeben, wenn es nicht nötig ist.

1.2. Ursprung der Individualität

Ein völlig andere Frage als die nach der Erkenntnis von Individualität ist die Frage, was Einmaligkeit in der Sache selbst begründen könnte. Hier verweise ich auf die Evolutionstheorie, was die Einmaligkeit von Individuen als Organismen betrifft und auf die Entwicklungspsychologie, was die Einmaligkeit jeder Ontogenese betrifft. Dass diese beiden Feststellungen aber den Charakter eines Schlusses haben, sollte festgehalten werden. Es wäre uns methodisch unmöglich, die Einmaligkeit einer Gegebenheit empirisch festzustellen; denn das würde ja bedingen, dass ganze Weltall nach einem zweiten Gebilde abzusuchen, dass in keiner seiner Merkmale von dem ersten irgendwie unterscheidet.

Praktisch können wir mit Individualität dann umgehen, wenn wir in der Lage sind, ein einmal begegnetes Gebilde einzuschliessen oder zu markieren und uns dann an das Etikett zu halten. Im Bereich des Nichtlebendigen bleibt uns nur dieses Verfahren; im Bereich des Lebendigen können wir prinzipiell auf die individuelle Eiweisstruktur zurückgreifen; einige wenige Individuen (Artgenossen und Haustiere) können wir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit aufgrund ihrer eigenen morphologischen und verhaltensmässigen Merkmalskonstellation identifizieren.

1.3. Ursprung der Idee der Gleichheit beziehungsweise von Typen oder Klassen

Nach allem Gesagten dürfte klar sein, dass ich meine, dies sei eine der originären und überdies notwendigen Eigenschaften perzeptiv-kognitiver Systeme. Und im Umgang mit Teilen der Weltoberfläche sei sie eine kluge Annahme bis Unterschiede zwischen Gebilden sich geltend machen.

1.4. Politische Bedeutung von Gleichheit und Individualität

Im Umgang mit Menschen ist jedes menschliche Kleinkind recht früh genötigt, zwischen den es umgebenden Personen Unterschiede festzustellen. Es kann seine Mutter in den ersten Lebensstagen über den Geruchssinn von anderen unterscheiden und es kennt bald einmal seine regelmässigen Bezugspersonen individuell nach Gesicht und Stimme. Es bildet aber auch im Alter von wenigen Wochen bis Monaten Klassen- oder besser Typenbegriffe beispielsweise von jungen und älteren Menschen aus, vermutlich eben nicht durch Induktion, das es ja nur sehr wenige Exemplare in Form von Geschwistern, Verwandten und Nachbarn begegnet und auch keine Klassenzuweisungen gezeigt bekommt, sondern aufgrund der Feststellungen von typischen Unterschieden. Erst im letzten Drittel des ersten Lebensjahr fängt es aber an über den engeren Kreis hinaus andere Personen zu differenzieren.

Diese Entwicklungshinweise sollen deutlich machen, dass bezüglich anderer Menschen die Differenzierung dominiert, gipfelnd in der Feststellung der Singularität jeder regelmässigen und identifizierbaren Bezugsperson, verbunden aber durchaus mit der vagen Typenzugehörigkeit aller übrigen, die dann eben Gruppenbezeichnungen bekommen wie Kinder und Erwachsene, Nette und Strenge, Weisse und Schwarze, Hiesige und Fremde etc. Ontogenetisch scheint mir der echte Klassenbegriff eine späte Errungenschaft: nach der frühen Typisierung der Welt in Pseudoklassen folgt eine Tendenz zur Differenzierung, verbunden mit Individualisierung eines Kreises von Bezugspersonen oder sonstwie namhaften Personen. Erst nach dieser Phase sind durch einen Akt der logischen Abstraktion von allen Besonderheiten Klassenbildungen möglich wie "alle Menschen überhaupt", "alle weiblichen vs. alle männlichen Menschen", "alle Bürger eines Staates", "alle Einwohner einer Stadt" etc. Echte Klassenbegriffe bekommen aber vermutlich nie jenen psychologische Wirklichkeitscharakter, welcher den perzipierten Typenange-

hören oder den erfahrenen Individuen zukommt. Es setzen deshalb wohl Prinzipien wie Gleichbehandlung im Recht eine gewisse Abstraktionsfähigkeit voraus und stossen im allgemeinen Rechtsempfinden immer wieder auf Grenzen der Akzeptanz.

1.5. Die persönliche und die allgemeine Individualisierung

Die Differentialpsychologie richtet sich historisch bevorzugt auf die psychologische Individualität der Menschen. Nach dem Gesagten möchte ich offen lassen inwieweit Individualität von anderen und von einem selbst im perzeptiv-kognitiven System von Menschen relativ ursprünglich oder relativ abgeleitet ist. Ich glaube aber, dass man generell ihre spontane Ursprünglichkeit ausschliessen sollte. Insofern die eigene Individualität stark mit der eigenen Identität verbunden ist, welche ontogenetisch etwa vom dritten Lebensjahr an wiederholt starke "Impulse" erfährt, würde ich sie für originärer halten als die perzeptiv-kognitive Individualität der andern, auch der intimsten Bezugspersonen. Immer wieder versuchen wir doch in Grenzsituationen andere zu verstehen, indem wir sie wenigstens in gewisser Hinsicht mit bekannten Mustern aus Literatur und Geschichte oder dem weiteren Bekanntenkreis vergleichen.

Die Individualität der vielen anderen jedoch verliert sich recht bald im Dunstkreis ihrer Typenzugehörigkeit. Mehr als eine oder zwei Handvoll andere können nur wenige Menschen in ihrer vollen Individualität kennen. Einige Dutzend bis hundert, ausnahmsweise tausend andere kennen die meisten verhältnismässig differenziert, und natürlich wissen wir ihre individuellen Namen und viele ihrer Eigenschaften; aber das konstituiert noch nicht ihre echte Individualität, beispielsweise so differenziert, wie sie ihren eigenen intimen Bezugspersonen erscheinen. Der Rest der Menschen, die wir wiedererkennen können, bleibt jedoch in unserer Kenntnis erstaunlich schemenhaft. Ihre für die eigentliche Wirklichkeit gehaltene, von unserer Kognition also losgelöste reale Identität können wir ihnen allerdings erst aufgrund von Denkakten zuschreiben, die Einiges an Wissen über Menschen im allgemeinen und logisches Schlussfolgern voraussetzen.

Es ist demnach irreführend, wenn wir diese gedachte Individualität aller Menschen mit der für jede(n) von uns psychologisch wirklichen Individualität der andern gleichsetzen. Ähnlich wie wir viel von unserem modernen physikalischen Wissen in die Welt hinausprojizieren und dann annehmen, die Welt sei wirklich so, werden wir vermutlich viel von unserem abstrakten Wissen über Menschen im allgemeinen gedanklich auf diese anderen werfen, um dann allerdings zu unserem Erstaunen feststellen zu müssen, dass wir ihnen gegenüber oft recht anders fühlen, dass wir sie auch anders behandeln, als es unsere abstrakte Ethik uns selber erwarten liess. Manchmal spüren wir auch, dass wir ihnen mit unsren Zuschreibungen unrecht tun. Und wir schwanken in der Beantwortung der Frage, welches der beiden Bilder ihnen gerechter wird, das perzeptiv-typenhafte oder das abstraktiv-generalisierte. Es ist dies der Gegensatz zwischen einer Ethik des Herzens und einer Ethik des Kopfes. Die persönliche Individualisierung ist in jenen Fällen, wo sie im Lauf der gemeinsamen Zeit weit getrieben wird, ausserordentlich reich, differenziert und flexibel; sie geht mit der Entwicklung mit. Die allgemeine Individualisierung hingegen ist schemenhaft, prinzipiell, ungerecht, "vergewaltigend"; sie kann ja nicht alles aufzählen.

Ich mache diese etwas gewundenen Ausführungen hier, weil ich es für wichtig halte, die psychologische Wirklichkeit, die unser Handeln mit den andern bestimmt, von der logischen Wirklichkeit, die unser Denken über die andern bestimmt, zu unterscheiden. Individualität (und wohl auch Gleichheit) spielt in der ersteren eine deutlich geringere Rolle als in der letzteren.

2. Individualität als interindividuelle Differenz

Differentialpsychologie ist ein Versuch, jene allgemeine Individualisierung, die kein Mensch leben kann, einige aber denken können, in Form eines allgemeinen Begriffs- oder Beschreibungssystems und auch als Technik der Feststellung von Individualität (Diagnostik) durchzuführen und zur Verfügung zu stellen. Psychologische *Diagnostik* ist nichts anderes als auf reale Individuen angewandte Differentialpsychologie; Differentialpsychologie ist das jeder Diagnostik zugrunde liegende allgemeine Begriffssystem über Individualität.

2.1. Typen versus. Merkmale

In der Kulturgeschichte solcher Begriffssysteme finden wir vermutlich immer zuerst einfache Systematisierungen dessen, was oben als der perceptionsnahe Umgang mit anderen beschrieben wurde, nämlich ein Zuordnungssystem von Menschen zu verhältnismässig wenigen Typen, jeder von ihnen mit einem möglichst prägnanten und gut übertragbaren Erscheinungsbild. Der Typus wird jedoch von den real vorkommenden Items nur selten wirklich erfüllt. Dennoch ist er ein brauchbares Ordnungssystem, besonders dann, wenn eine kleine Menge von Typen untereinander eine Ordnung bilden, von welcher man annimmt, dass sie den ganzen Bereich der Erscheinungen abdecken kann. Beispiele im Bereich der Psychologie sind die Vier Temperamente oder die Jungschen Typen Extraversion und Introversion. Nicht selten sind solche Typenordnungen dichotomisch: sie schneiden alles in zwei. Typen sind aber auch berüchtigt dafür, dass man bei genauer Betrachtung kaum ein Item wirklich zuverlässig einem Typ zuordnen kann. Typen zeigen ein scharfes Bild ihrer Idealgestalt, die vielleicht real gar nie anzutreffen ist, sie haben aber völlig verschwommene Grenzbereiche. Im Unterschied dazu sind Klassen neutral; jedes Mitglied einer Klasse ist hinsichtlich der klassenkonstitutiven Merkmale genau gleich; alles andere an ihnen fällt ausser Betracht. Es gibt keinen Grenzbereich, sondern nur eine scharfe Grenze; ein Item ist entweder in einer Klasse oder ausserhalb; ein Drittes gibt es nicht.

Übergang von der eher qualitativen Typenbetrachtungsweise zur Anordnung von quantitativen Abstufungsklassen innerhalb einer Qualität und zu echten quantitativen Merkmalsbeschreibungen.

2.2. Sterns zweidimensionales Methodenschema

William Stern (1911) ist in seiner Bestandesaufnahme der differentiellen Psychologie davon ausgegangen, dass wir es mit Individuen zu tun haben, die Merkmale tragen. Die Forschung kann vorangetrieben werden, indem sie viele Merkmale von vielen Personen ins Auge fasst und deren Relationen untereinander auswertet. Es ergibt sich ein zweidimensionales Datenschema gemäss Abb. 7, in welchem jeder Punkt ein methodisch erhebbares Einzeldatum (Person i zeigt Merkmal j) darstellt und die Punkte durch Geraden verbunden sind, welche alle Merkmale einer Person bzw. alle Personen, die ein bestimmtes Merkmal grundsätzlich haben können, zusammenfasst. Auch das Fehlen eines Merkmals charakterisiert eine Person. Man kann sich auf jedem Punkt eine Ausprägungsskala denken, die im Fall von dichotomischen Merkmalen zwei Werte (vorhanden, nicht vorhanden), im allgemeinen Fall jede vorkommende bzw. messbare Abstufung der Ausprägung repräsentiert.

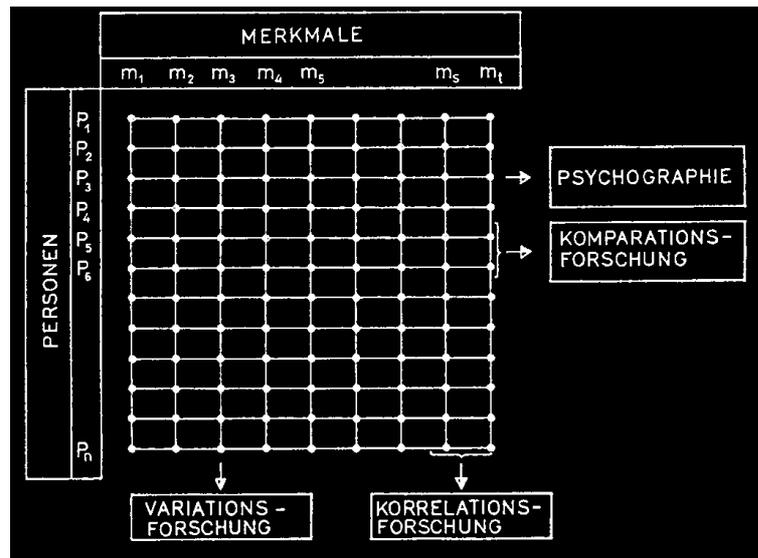


Abbildung 7: Zweidimensionales Methodenschema nach William Stern (1911, nach Hofstätter 1971, S. 65)

Das Schema veranschaulicht vier verschiedene Methodenansätze der Differentialpsychologie. *Idiographisch*, dh den Einzelfall beschreibend, sind zeilenweise Auswertungen des Datenschemas. Ein Person wird (a) *psychographisch* erfasst, indem man alle sie charakterisierenden Merkmale erschöpfend oder annähernd auflistet (und vielleicht ordnet). Ein Merkmalsprofil, genommen über einige oder viele Merkmale, ist dann in der Lage, jede beliebige Person recht eindeutig zu beschreiben. Vergleicht man mehrere Personen untereinander, spricht Stern von (b) *Komparationsforschung*; es interessieren Ähnlich- oder Gleichheiten wie Unterschiede, was zugleich in aposteriorischen Gruppenbildungen resultiert nach dem Prinzip, dass durch jedes Merkmal, dessen Streuung zwischen Personengruppen signifikant grösser ist als innerhalb der Gruppe, prinzipiell eine Personengruppe nach diesem Merkmal konstituiert ist.

Nomothetisch, dh auf überindividuell gültige Beschreibungen abzielend, erfolgt die Auswertung spaltenweise. Für jedes Merkmal (oder gleichzeitig für Merkmalsgruppen) kann untersucht werden, inwieweit (c) das betreffende Merkmal zwischen Personen überhaupt *variiert*. Beispiele dafür sind etwa die Verteilung von Intelligenzleistungen in einer Population oder ihren Stichproben; für die meisten psychischen wie organismischen Merkmale sind Verteilungen vom Typ der Gauss'schen Normalverteilung plausibel, die denn auch den meisten methodischen Standardisierungen zugrundegelegt worden ist. Das besagt nichts anderes, als dass es sich um Merkmale mit dem Charakter von Zufallsvariablen handelt. Solche kommen immer dann zustande, wenn viele Faktoren wirksam sind, die im konkreten Fall die Ausprägung eines Merkmals sowohl nach oben wie nach unten beeinflussen können. Variationsforschung ist eigentlich die Voraussetzung für die Definition von Merkmalsvariablen; denn was nicht über Personen variiert, kann nicht nur Beschreibung von Personen benutzt werden. Wenn nun aber Merkmale über Personen variieren, so ist es interessant zu sehen (d) ob und inwieweit die Variation des einen Merkmals mit der Variationen eines anderen Merkmals zusammenfällt oder kovariiert oder *korreliert*. Korrelieren zwei Merkmalsvariablen (positiv oder negativ) vollständig, so ersetzt die eine die andere; eine davon ist überflüssig. Korrelieren zwei Merkmalsvariablen gar nicht, so weisen sie auf voneinander unabhängige Bedingungsmengen hin. Korrelieren sie zu einem gewissen Grad, so überschneiden sich ihre Bedingungsmengen im Ausmass der Korrelation bzw. des Bestimmtheitsmasses.

Ein utopisches Ideal der Differentiellen Psychologie ist es immer gewesen, sämtliche denkbaren Merkmalsvariablen an einer für Menschen überhaupt repräsentativen Stichprobe zu erheben und alle Merkmale untereinander zu korrelieren. Liessen sich die resultierenden Zusam-

menhänge ordnen und auf die gerade notwendigen Bedingungsmengen als Wirkfaktoren reduzieren, so wäre eine vollständige Differentialpsychologie konstituiert. Dieses Programm der multidimensionalen Reduktion oder Faktoren-Analyse wurde im 20. Jh. für intellektuelle Leistungsvariablen und sonstige Merkmale aller Art durchgeführt und muss wohl als gescheitert bezeichnet werden. Zwar sieht es so aus, als liessen sich alle erdenklichen Merkmalsvariablen (es existieren tausende von Testverfahren) auf einige zwanzig oder dreissig konstituierende Faktoren zurückführen. Ein etwas lockerer Vergleich zeigt sogar, dass nicht mehr als 5 solche Grundfaktoren immer wieder in den verschiedensten Untersuchungen in ähnlicher Weise aufscheinen (Digman 1990). Doch entstand kein Konsens über die notwendigen und schon gar nicht über die zu einer Personbeschreibung hinreichenden Faktoren.

2.3. Die Problematik der Erfassung von Merkmalen als Personcharakteristika

Hier wäre ein Ausflug in die Methodenlehre der Differentialpsychologie angezeigt: was ist ein Merkmal einer Person und wie kann man es erfassen? Ein differentialpsychologisches Messverfahren (meist Test genannt) ist grundsätzlich so angelegt, dass eine Person in eine Situation gebracht und dort deren Verhalten festgehalten wird. Das kann auch als Reaktion oder Leistung der Person auf einen Reiz bzw. in einer Aufgabe beschrieben werden. Im folgenden spreche ich in einem umfassenden Sinn von "Leistung", damit auch Antworten auf Fragebogen-Fragen u.dgl. einschliessend; es geht einfach um Verhaltensmanifestationen, die einem äusseren Beobachter zugänglich und von anderen Verhaltensmanifestationen eindeutig unterscheidbar sind.

Natürlich ist eine erbrachte Leistung ein Merkmal einer Person, aber es ist offen, inwieweit eine Leistung eine Person charakterisiert. Wenn wir ein Merkmal zur Charakterisierung einer Person benützen wollen, so müssen wir von ihm verlangen, dass es mehr als die Person in der aktuellen Beobachtungssituation beschreibt, als nicht bloss aktuelle, sondern überdauernde Bedeutung hat. Leistungen von Personen in bestimmten Situationen sind alles, was wir überhaupt erfassen können; interessiert sind wir jedoch am Potential der Person für diese Art Leistungen. Das ist bei Intelligenzleistungen deutlich: als Merkmal der Person möchten wir nicht eine zufällige Leistung am Tag x erfassen, sondern die Möglichkeit der Person, diese Leistung jederzeit wieder zu liefern. Es geht also um eine Disposition oder Fähigkeit der Person.

Leistungen und Fähigkeiten sind zwei grundverschiedene Aspekte von Personmerkmalen. Leistung bezeichnet die aktuelle Manifestation, ist also eine Beobachtungsvariable; wir erschliessen daraus eine Disposition oder Fähigkeit, welche also ein Konstrukt darstellt. Die Disposition ist so gedacht, dass sie eine überdauernde Eigenschaft der Person in bestimmten Situationen zum Ausdruck bringen kann bzw. bringen muss, und dies bei jeder entsprechenden Gelegenheit. Psychologische Tests sind nun genau so konstruiert: obwohl die bei einer bestimmten (meist einzigen) Gelegenheit in einer bestimmten Situation von einer Person erbrachte Leistung eigentlich nur ein einmaliges Ereignis ist, schreibt man ihr Indikatorwert für eine zugrunde liegende Disposition zu, sich bei allen Gelegenheiten in einer gleichen oder gleichartigen Situation auszudrücken. Die Verallgemeinerung nicht nur über Gelegenheiten, sondern auch über ähnliche Situationen ist erwünscht, weil man ja in der Testsituation nicht das reale Leben einbringen kann, auf das man letzten Endes schliessen möchte.

2.4. Differentialpsychologie im Zusammenhang mit der Allgemeinen und der Entwicklungspsychologie

Man kann vermuten, dass das Scheitern des Personen-Merkmal-Ansatzes darauf zurückzuführen ist, dass die Person hier aus ihrem Lebenskontext herausgelöst worden ist. Weder Personen

noch Merkmal sind als solche gegeben, sondern sie müssen unter jeweils bestimmten Gelegenheiten in bestimmten Situationen erhoben werden, um daraus in geregelterm Verfahren auf zugrundeliegende Dispositionen oder überdauernden Personmerkmale (im Unterschied zu flüchtigen Verhaltensmerkmalen) zu schliessen. Diese Verhältnisse sind in einem dreidimensionalen Datenkörper nach Cattell in Abbildung 8 dargestellt. Natürlich enthält der Würfel unendlich viele Punkte in allen drei Dimensionen, insofern unendlich viele Personen und unendlich viele Situationen denkbar sind, die sich auch zu unendlich vielen Gelegenheiten treffen können. Cattell hat übrigens sein System zu einem zehndimensionalen Datenkörper ausgeweitet; aber am Grundsätzlichen ändert sich dadurch nichts mehr.

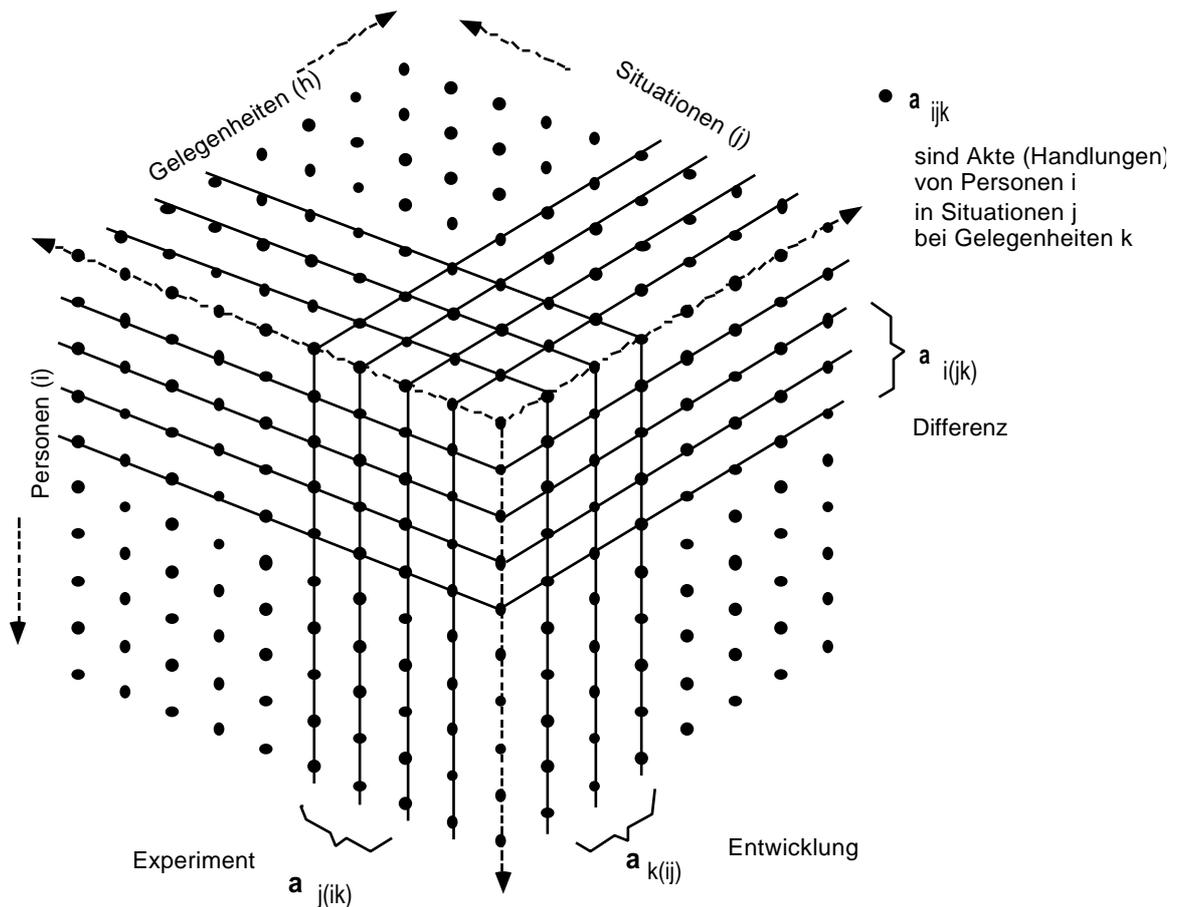


Abbildung 8: Dreidimensionaler Datenkörper der Psychologie nach R.B. Cattell.

Der Vergleich des Verhaltens a_{ijk} zwischen Situationen j unter Absehung von den beobachteten Personen i und der beobachteten Gelegenheiten k (Wiederholung) ist nichts anderes als die *experimentalpsychologische* Vorgehensweise der Allgemeinen Psychologie. Ihre unmittelbaren Ergebnisse lassen sich in Form von Sätzen formulieren, welche sagen, dass unter der situativen Bedingung j_1 im Unterschied zu j_2 das Verhalten a auftritt; mittelbar heisst dies, dass dem kritischen Unterschied zwischen j_1 und j_2 die Rolle einer Ursache zugeschrieben werden kann. Das alles sieht von den nur zu methodenpraktischen Zwecken eingesetzten Personen und Gelegenheit ab.

Vergleiche des Verhaltens a_{ijk} zwischen Gelegenheiten k unabhängig von bestimmten Situationen j und Personen i stellen den *Entwicklungsgedanken* dar. Vergleiche zwischen Verhalten a_{ijk} zwischen Personen i betrachtet über irgendwelche Situationen j und Gelegenheiten k entsprechen dem Ansatz der *Differentialpsychologie*.

Der Datenkörper zählt Personen, Situationen und Gelegenheit nur prinzipiell auf. Was bei Personen angeht mag, wenn man davon ausgeht, dass jede Person ein echtes Individuum ist,

ist natürlich sowohl für Situationen wie für Gelegenheiten eine starke Verkennung der Wirklichkeit, entspricht aber recht genau der Forschungsstrategie der Psychologie, willkürlich und nach Bedarf gerade jene Situationen für die Forschung auszuwählen und den Rest der Welt zu vergessen, die für ein bestimmtes Problem auf den ersten Blick relevant erscheinen. Die Forderung nach einer systematischen psychologischen Ökologie beinhaltet genau das: eine auf Menschen bezogene Systematik aller möglichen bzw. vorkommenden Situationen. Denn Situationen haben es ja in sich, untereinander mehr oder weniger ähnlich zu sein. Ähnliches gilt für die Gelegenheiten, von denen in der Realität immer eine aus der anderen hervorgeht; echte Wiederholung gibt es nicht.

2.5. Das Dilemma zwischen Stabilität der Messung und Entwicklung der Person

Wenn man davon ausgeht, dass es die Aufgabe der Psychologie sei, das Handeln einer Person in einer gegebenen Situation verstehbar zu machen und dass dazu in der Regel Bedingungen in der Person und Bedingungen in der Situation und ihr Zusammenwirken aufgewiesen werden müssen, so ist es zweifellos sinnvoll, eine differentielle Psychologie herauszubilden, welche auf die besonderen Innenbedingungen in den Personen abzielt. Denn das Verständnis einer Handlung ist dann stets abzustellen (a) auf die allgemeine Gesetzmässigkeit bezüglich des fraglichen Handelns und auf konkrete Beschreibungen oder Diagnosen sowohl der das Handeln zeigenden Person (b) wie der das Handelnden tragenden Situation (c). Einmal mehr ist anzumerken, wie wenig sich die Psychologie der Frage der Situationsbeschreibung gewidmet hat.

Umso länger und ausgiebiger hat sie sich mit Persondiagnosen beschäftigt. Unterscheidet man zwischen temporären, flüchtigen, zufälligen Innenbedingungen einerseits und jenen überdauernden, systematischen, auch übermorgen noch bedeutsamen, die eben eine Person als Person charakterisieren, so war es sicher unter Nützlichkeitsabwägungen auch angezeigt, die Differentialpsychologie auf die letzteren zu konzentrieren, um das Erklärungspotential der Personbeschreibungen möglichst umfassen anzulegen. Es gibt aber auch einen methodischen Zwang in Richtung auf überdauernde Personmerkmale; denn was man nicht wiederholt und konsistent messen kann, das könnte ja ebensogut eine temporäre Zufallserscheinung sein, irrelevant für das Erklären des Handelns. Die Konzentration der Testentwicklungen auf überdauernde, stabile Personmerkmale (zB die sog. Intelligenz) kommt also nicht von ungefähr, sondern sie ist methodisch zwingend.

Je mehr man nun die Persondiagnoseverfahren in dieser Hinsicht verbessert, desto weniger wird man der Entwicklung der damit erfassten Personen Rechnung tragen können. Nicht dass man auf diese Weise verleugnen würde, dass Personen Wesen in Entwicklung sind. Aber mit den so angelegten Messverfahren hat man sich stillschweigend selber genötigt, den Wandel aus der Betrachtung auszuklammern. Es kommt hier ein implizites, wohl überwiegend unbeabsichtigtes Menschenbild zum Vorschein, das in die Methodik hineingepackt ist.

Versucht man sich in Reaktion auf diese Einsicht auch auf flüchtigere Personmerkmale auszurichten, so bezahlt man das mit dem Preis verminderter Messgüte. Die Unterscheidung zwischen Stabilität (Retest-Reliabilität) und Konsistenz (interne Reliabilität) von Testverfahren vermag dieses Dilemma zu mildern, aber nicht aufzuheben.

3. Vergleichende Psychologie oder die relativen Unterschiede

Artenvergleich

(vgl. Biol)

Gruppenvergleich oder die relative Gleichheit

- Rasse
- Geschlecht
- Alter
- Kulturen
- Subkulturen
- Institutionelle Gruppen

Individuenvergleich oder die Handhabung der Einmaligkeit

- Leistungsprofil
- Persönlichkeitsprofil

LIT Diff

- Anastasi, A. (1958) *Differential psychology: individual and group differences in behavior*. New York, Macmillan. (3. Ed.)
- Baker, M.A. (1987) *Sex differences in human performance*. New York, Wiley.
- Cattell, R.B. (Ed. 1966) *Handbook of multivariate experimental psychology*. Chicago, Rand McNally.
- Digman, J.M. (1990) Personality structure: emergence of the five-factor model. *Annual Review of Psychology* 41 417-440.
- Guilford, J.P. (1959) *Personality*. New York, McGraw-Hill.
- Herrmann, T. (1969) *Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung*. Göttingen, Hogrefe, 1969.
- Hofstätter, P.R. (1971) *Differentielle Psychologie*. Stuttgart, Kröner.
- Kluckhohn, C. & Murray, H.A. (Eds. 1953) *Personality in nature, society, and culture*. New York, Knopf.
- Meili, R. (1961) *Lehrbuch der psychologischen Diagnostik*. Bern, Huber.
- Pawlik, K. (Ed. 1982) *Multivariate Persönlichkeitsforschung*. Bern, Huber.
- Stern, W. (1911) *Differentielle Psychologie*. Leipzig, Barth.
- Tyler, L.E. (1965) *The psychology of human differences*. New York, Appleton-Century-Crofts. (3. Ed.)

X. Dysfunktionalität — Pathopsychologie oder was können oder wollen wir von der psychischen Organisation erwarten und warum erfüllt sich dies nicht immer? Was bedeuten Anomalien und wie gehen wir damit um?

In diesem Kapitel habe ich mich, wie zu erwarten war, recht sehr überfordert. Im ursprünglichen Grundfragen-Plan war vorgesehen, die Normalitätsproblematik als einen der traditionellen besonderen Aspekte einer psychologischen Konstruktion nachzuzeichnen. Die konsequentere Durchführung der semiotisch-ökologischen Sicht stellt die anomalen Erscheinungen allerdings in ein wesentlich breiteres und tieferes Feld.

Einerseits fällt auf, dass Anomalien von M-U-Systemen vielleicht weitere und recht andere sein könnten als diejenigen, welche die Psychopathologie traditionell an den von der traditionellen Denkweise isolierten Individuen untersucht. Eine entsprechende Ausweitung der Sicht liegt aber nur in Ansätzen vor und blieb bisher beschränkt auf soziale Systeme (zB bei Laing, Familie, etc.), die einen Spezialfall von M-U-System darstellen.

Andererseits ist Anomalie, als Bestandteil von bio-psycho-kultureller Evolution betrachtet, sicher weit mehr als eine nach Möglichkeit zu mildernde oder zu vermeidende Last menschlicher Existenz und ein faszinierendes und erkenntnisförderndes Kuriosum. Auch hier kann ich kaum mehr als auf diese beiden Sichten der Dysfunktionalität hinweisen, von denen ja die erste (Psychopathologie, Psychiatrie, Psychotherapie) die Diskussion fast völlig prägt, die zweite (Pathopsychologie) nur ein Randdasein fristet; von der Anlage der psychologischen Konstruktion her müsste die Pathopsychologie in unserem Kontext die Hauptrolle spielen. Eine dritte Sicht, nämlich die Instrumentalität der Anomalitäten in den gesellschaftlichen Prozessen zu thematisieren, kann ich wenigstens andeuten. Eine vierte mögliche Sicht kann ich nur nennen: wenn Anomalien von und in sozio-psychischen Systemen als Variationserscheinungen aufgefasst und diese Systeme als evolutive Systeme verstanden werden, dann stellt sich die Frage nach der Funktionalität von angeblicher Dysfunktionalität. Wie reagieren wir angesichts von Variation der Erscheinungsformen menschlicher Lebensvollzüge? Zur Sicherung der Stabilität der übergeordneten psycho-sozialen Systeme werden etliche Variationsformen der "Elimination" anheimfallen müssen. Werden wir uns gewissermassen aktiv und absichtsvoll an diesem Selektionsverfahren beteiligen und dies verantworten können? Unter welchen Umständen, unter welchen Sachzwängen? Ist unsere gegenwärtige barmherzig-tödliches Umarmen der Abweichenden ein Ausdruck dieses tragischen ethischen Dilemmas? Zur Sicherung des Wandels der übergeordneten psycho-sozialen Systeme brauchen wir aber auch die Abweichung, müssen sie belohnen und kultivieren. Sind die heutigen Erscheinungen der kulturellen Vielfalt innerhalb ein- und derselben kommunikativ vereinten Gesellschaft ein Ausdruck der Variationsbetonung? Wieviel davon können wir direkt ertragen? Welche "Spuren" hinterlässt die Verminderung des selektiven Druckes in den tragenden organismischen Systemen (Genpool der Art Mensch) und in den stützenden umgebenden Systemen (Ressourcen-Übernutzung, Schadstoff-Akkumulation)? Wie wirken sich diese "Spuren" in der Zukunft aus? Wie weit reicht unser Atem, unser Planen?

1. Faktisches und Normatives

Dass Menschen in ihrer physischen, sozialen und kulturellen Umwelt bestehen können, ist uns auf eine eigenartige Weise selbstverständlich. Wir stossen normalerweise nirgends an; wir verstehen die meisten unserer Bekannten und Freunde einigermaßen und können mit ihnen zum beidseitigen Nutzen umgehen; wir sind zwar mutmasslich auf dem Wege, unsere Lebensgrundlagen zu zerstören, aber dessen ungeachtet und abgesehen von einigen ächzenden Begleiterscheinungen und einigen schrecklichen Auswüchsen funktioniert doch das Meiste. Dass das eigentlich ein Wunder ist, müssen wir uns extra vergegenwärtigen. Es drängt sich meist erst auf angesichts von eigenen und fremden Handlungen, die den Erwartungen nicht entsprechen, also in irgendeiner Weise nicht normal oder dysfunktional sind.

1.1. Funktionalität als labile bzw. metastabile Fließgleichgewichte

Ich versuche mit erlebnisbezogenen Erfahrungen nachvollziehbar zu machen, wie fragil eigentlich das Funktionieren der psychischen Systeme ist. Normalerweise erleben wir uns selber als einigermaßen fest gefügte Gebilde, die sich in einer noch festeren Welt bewegen. Und wir verlassen uns auf unsere Wahrnehmungen als Information über die Welt. Wenn uns unter unsicheren Bedingungen diese Informationen widersprüchlich erscheinen, dann haben wir im Hintergrund einen festen Fundus von Wissen über die Welt, an der ziemlich viele Widersprüche abprallen. Beschimpft uns plötzlich ein Freund, so können wir die eigentliche Beziehung von der temporären Entgleisung absondern und wegerklären; und erst, wenn das anhält, werden wir allmählich sein Bild umkomponieren und jetzt freilich oft auch frühere Begegnungen neu deuten. Wir haben unser Schicksal einem System von Institutionen und Personen anvertraut – Verwandtschaften, Freundschaften, Arbeitswelt, Ernährungs- und Transport-Infrastruktur, Rechtssystem, Staatsschutz etc. – und sind erbost oder erschüttert, wenn diese heiklen Systeme in einigen Details versagen. Eher müssten wir uns wundern, so scheint mir, dass sie in aller Regel so unglaublich gut ihre Zwecke erfüllen, da sie doch im wesentlichen auf Menschen und ihr Zusammenspiel abstellen. Nehmen wir die kulturellen Systeme als Analogon zum Funktionieren der innermenschlichen psychischen Systems, so können wir uns vielleicht der Funktionalität und Dysfunktionalität von beiden etwas annähern.

Mir persönlich haben einige Erfahrungen im Rahmen von wissenschaftlichen Versuchen mit psychotropen Substanzen viel dazu beigetragen, den Wundern der Funktionalität komplexer Systeme erlebnismässig nachzuspüren. So konnte ich beispielsweise unter der Wirkung von LSD auf der Stoppuhr ablesen, dass ich für das visuelle Nachvollziehen eines Linienzuges in einem Liniengewirr auf einem Blatt Papier die auch im Normalzustand üblichen etwa 7 Sekunden gebraucht hatte; in meinem Erleben war das eine zeitlose Reise durch wunderbare Welten gewesen, zugleich blitzartig und minuten- oder stundenlang. So stand ich beispielsweise auf einem zuverlässig mich tragenden Fussboden mit Linoleumbelag, den ich zugleich in vollständiger räumlicher Auflösung unter mir und um meine Füße wallen sah, seine Oberfläche als Volumen, seine Festigkeit in atmender Bewegung; ich konnte in dem wolkigen Volumen dennoch bedenkenlos auftreten und herumgehen.

Ähnliche veränderte Bewusstseinszustände (vgl. Refl 1.4, S. 33) lassen sich von gesunden Menschen unter körperlichen und psychischen Ausnahmezuständen erfahren, sie lassen sich nach Übung ein Stück weit willkürlich herbeiführen, und vieles spricht dafür, dass sie in irgendeiner Weise auch Zuständen ähneln, welche Menschen charakterisieren, die wir psychiatrisch mit Diagnosen wie Psychose, Neurose u.dgl. zu klassifizieren geneigt sind. Aber worin bestehen die Grenzen zwischen Einteilungen wie Normalität oder Psychose?

Eine Konstruktion, die dieses Feld etwas adäquater als die Klassifikation zu strukturieren scheint, ist die Idee des *Fließgleichgewichts* von L. von Bertalanffy. Organismische Systeme,

Einzelorganismen wie Organismengemeinschaften, sind gekennzeichnet durch Fließgleichgewichte der sie beschreibenden physiko-chemischen Variablen. Trotz ständiger und veränderlicher Zu- und Abfuhr von Stoffen und Energie und Information trotz veränderlicher Aussenbedingungen und trotz Ablaufs irreversibler Prozesse sind solche Systeme durch einen beständig hohen Ordnungsgrad ausgezeichnet. Die Ordnung, die zu irgendeinem Zeitpunkt existiert, ist jedoch nicht ein für alle Mal festgelegt oder wenigstens dadurch charakterisierbar, dass sie eigentlich einen irgendwie spezifizierbaren Zielzustand anstreben, diesen aber infolge der Wirkung von störenden Einflüssen faktisch nicht jederzeit erreichen. Vielmehr handelt es sich um ein System in Entwicklung mit einer Ordnung *metastabilen* Charakters, dh das System nimmt zu jeder Zeit eine unter den jeweiligen Umständen einschliesslich seiner Geschichte ausgezeichneten Zustand an; gegen Störeinflüsse immunisiert sich das System ein Stück weit, kann aber ausgelöst durch solche oder aus spontaner Eigenaktivität auch andere nichtbeliebige, ausgezeichnete Zustände mit ihrerseits relativ stabilem Charakter einnehmen.

Eine Folge dieser Betrachtungsweise könnte sein, dass sogenannte pathologische Zustände solche sein können, deren Charakteristikum (a) die Tatsache der *Labilisierung* oder das Nicht-Einnehmen eines ausgezeichneten Zustands ist oder (b) eine andere als die übliche Stabilität oder das Einnehmen eines Zustands darstellt, der zwar in mancher Hinsicht auch ausgezeichnet ist, aber in einigen Hinsichten als nicht optimal für das Gesamtsystem bezeichnet werden kann (*Metastabilität*).

Vergleichsweise könnte man auch psychische Entwicklung als Metastabilität auffassen, dh als eine Abfolge von stabilisierten Zuständen (vgl. die Phasen- und Stufentheorien) verstehen, wobei eine typische Labilisierungsphase von Stufe zu Stufe führt. Es ist ja immer wieder verlockend gewesen, Pathologie als Regression oder Fixierung auf nicht altersgemässe Entwicklungszustände zu verstehen. Lässt man bei der Betrachtung von Dysfunktionserscheinungen den global wertenden Gesichtspunkt (die allgemeine Norm) ausser acht, so kann man ebenso gut sagen, dass metastabile Abnormitäten eigenartige Entwicklungsversuche darstellen, während labile Abnormitäten Chancen zu neuen Stabilitäten enthalten.

1.2. Funktionalität als Normalität – von der Bewertungsdichotomie zur medizinischen bzw. psychosozialen Krankheitskategorie

Nun sind aber zweifellos solche abstrakten Erwägungen über Metastabilität wenig geeignet, die Probleme von Personen lösen zu helfen, welche in solchen Zuständen ohne Steuerfähigkeit umherirren und dabei selber verzweifelt leiden und/oder ihre Bezugspersonen zur hilflosen Verzweiflung bringen. Andererseits ist die Frage zu stellen, ob denn die in unserer Kultur geläufigen konzeptionellen und sozialen Institutionen wie psychiatrische Klassifikationen, Kliniken, Therapieverfahren, etc. dazu geeignet sind. Diese Frage kann sicher nicht im vorliegenden Zusammenhang gelöst werden, wo primär der Erkenntnisgewinn aus den dysfunktionalen Erscheinungen interessiert. Aber die Frage muss dennoch – und ich meine, so ähnlich wie oben – gestellt werden, weil unser Umgang mit Dysfunktionalität traditionell eben ein ganz anderer ist. Wir fassen sie als Kategorie der Normalität/Abnormalität.

Das Erscheinungsbild von Dysfunktion ist im Alltag in erster Linie eines der negativen und globalen Bewertung, dh der Scheidung in gut oder schlecht, in akzeptabel oder verwerflich, in normal oder abnormal, und erst in zweiter Linie eines der differenzierteren Betrachtung dieser oder jener Dysfunktion. Normalität und Abnormalität ist infolge der Dominanz der Bewertungsdichotomie in erster Linie ein Entweder-Oder, zwei Pole einer Entgegensetzung, die sich ausschliessen. Der Ausruf “aber *das* ist doch nicht normal!” oder der Aufschrei “aber *du* bist doch nicht normal!” sind zunächst Zeichen der Hilflosigkeit angesichts von Verhalten, Verhältnissen oder Meinungen, die man nicht nachvollziehen, akzeptieren, verstehen kann oder will. Der nächste Schritt ist einer der Abgrenzung: dem anderen Abnormalität zu attestieren

impliziert notwendig die Behauptung eigener Normalität. Wäre dies nicht der Fall, so wäre ja die Zuschreibung von Abnormalität unglaubwürdig.

Diese Asymmetrie der Abnormalitätsdiagnose zwischen Diagnostiker und Diagnostikand entwickelt nun allerdings eine Eigendynamik welche in diametralem Gegensatz zum deklarierten Menschenbild der gleichen Würde aller Menschen steht. Das wird dann sichtbar, wenn zwei tatsächlich gleichwertige Partner reziprok in den Abnormalitätsvorwurf verfallen. Das ist eine recht ausweglose Situation, wenn nicht einer nachgibt oder die beiden sich trennen. Das Normalitätskonzept in der Hand einer gesellschaftlich institutionalisierten Instanz birgt denn auch ein entsprechend gewaltiges Machtpotential (darüber mehr im Abschnitt über Politik der Normalität).

Bevor ich auf Konzeptualisierungen von Abnormalität in unserer Zivilisation in Form der Psychopathologie und die Möglichkeit einer Pathopsychologie eingehe, muss ich also einmal mehr deutlich zu machen versuchen, wie sehr auch die psychologische Konstruktion der Dysfunktionalität oder der Norm einen *Beziehungsbegriff* darstellt und nicht, wie wir das traditionellerweise handhaben, eine Objektkategorie.

Schon Jaspers (1913) hat deutlich gemacht, dass Krankheit ein Wertbegriff ist, mehr dem Urteil des Arztes im Rahmen der herrschenden Auffassungen entspringend als von sachlicher Bedeutung oder gar eine Kategorie der Wissenschaft vom Leben.

Trotzdem sehen Ärzte im "medizinischen Modell" den Inbegriff aller Errungenschaften, die dem Psychiater kraft seiner ausbildungsbedingten Zuständigkeit den Alleinanspruch auf und auch die Alleinverantwortung für Feststellung und Behandlung "psychischer Krankheit" verleihen. Man sieht, wie sich die Argumentation im Kreis dreht, aber natürlich dabei die Patienten einfängt und einschliesst. Wenn Psychologen sich vom medizinischen Modell distanzieren oder es erweitern, indem sie einige zusätzliche Bestimmungsstücke wie die sozialen und ökonomischen Lebensbedingungen oder die individuellen Selbstverwirklichungsansprüche beifügen und dann denselben kurativen Anspruch für ihren Stand erheben, ändern sie natürlich nichts Entscheidendes. Wird das Modell schliesslich unter Hinweis auf die gesellschaftliche Bedingtheit der Abnormalität überhaupt ins Grandiose übersteigert und daraus die staatliche Verantwortung für die psychosoziale Versorgung der Bevölkerung abgeleitet und der Übergang von kurativer zu präventiver Praxis gefordert, so wird der politische Charakter des "Gesellschaftspiels mit den Leidenden" vollends offensichtlich.

Die von Szasz, Laing und anderen zu Beginn der 60er Jahre losgetretene Diskussionen um die Antipsychiatrie und die Versuche, das medizinische Modell durch ein psychosoziales Modell zu ersetzen oder wenigstens zu ergänzen, haben während einer unerhörten quantitativen Explosion in den siebziger Jahren und seither die Szene zwar in vielen Einzelheiten bereichert, aber wohl nicht entscheidend verändert (vgl. zB Keupp & Rerrich 1982). Immerhin ist dadurch ein Stück weit einsichtiger als früher geworden, dass psychische Dysfunktionalität bzw. Normalität keine simplen Gegebenheiten sind, sondern (auch!) als Bestandteile einer Lebenspraxis gesehen werden sollten, demnach jedenfalls nicht universelle Normen darstellen. Gleichzeitig ist allerdings auch der Mythos der Machbarkeit von Normalität gewachsen, auch wenn er nicht selten zur Deklaration abweichenden Handelns als persönliche oder kollektive Eigenart degradiert.

Der resultierende Relativismus der Lebensformen löst eigentlich wenig Probleme und schafft aber zugleich seine eigenen, sei es in Form von Mystifizierungen von Ausnahmeständen, sei es in Form von Verantwortungs-zu- und -abschreibungen an Individuen und Gruppen, die nicht selten über das Realisierbare hinausgehen. Dazu kommt, dass die neugewonnene Offenheit gegenüber psychisch Leidenden im Alltag oft nicht eingelöst werden kann, dass die alte Barmherzigkeit jedoch verdrängt und psychosozialtechnische Versprechungen vorgespielt werden, hinter denen die Wirklichkeit weit zurückbleibt.

Ob über all dem unser Verständnis psychologischer Dysfunktionalität wirklich verbessert worden ist, darf vielleicht bezweifelt werden. Jedenfalls sind die Lehrbücher der Psychopathologie zwar umgeschrieben worden, aber ihre Grundstruktur ist die alte.

2. Pathopsychologie vs. Psychopathologie

2.1. Psychopathologie und Psychiatrie

Psychopathologie wird auch heute noch üblicherweise definiert als die “Wissenschaft von den krankhaften Veränderungen des Seelenlebens”. Unter Vermeidung des Krankheitsbegriffs erscheint das Gebiet kaum anders, wenn man sagt, die Psychopathologie “befasse sich mit den Erscheinungsweisen psychischer Störungen und den ihnen zugrundeliegenden Mechanismen”. Die Psychiatrie ist die Anwendung der Erkenntnisse der Psychopathologie im Hinblick auf die Heilung von bzw. Milderung der Belastung durch psychische Krankheiten oder Störungen.

Die Definition der Psychopathologie ist bemerkenswert, weil sie mit Selbstverständlichkeit unter dem Begriff der “Störung” oder der “krankhaften Veränderung” ein normales oder unverändertes Seelenleben voraussetzt und überdies nahelegt, es gebe auch andere als krankhafte Veränderungen des Seelenlebens.

Die Psychiatrie und eine in der Folge herausgebildete Psychopathologie sind verhältnismässig junge Erscheinungen in der abendländischen Kulturgeschichte. Nach vielerlei, meist nicht eigentlich medizinischen (zB Besessenheit, Schwarze Magie, Rechtsunfähigkeit etc.) Beschreibungs- und Klassifikationsansätzen in der Geschichte ist der moderne Umgang mit psychischer Gestörtheit im wesentlichen im 19. Jh. entstanden und hat erst im Lauf des 20. Jh. weltweite Verbreitung gefunden. Beide Disziplinen sind in hohem Masse mit der Individualisierung des Lebens und befassen sich nahezu ausschliesslich mit Störungerscheinungen am Individuum. Auch die Suche nach Ursachen der Störungen und die Massnahmen zu ihrer Behebung waren ursprünglich vollständig auf das Individuum ausgerichtet; erst in der zweiten Hälfte des 20. Jh. wurde dafür auch das soziale Umfeld der betroffenen Individuen einbezogen. Wie der Umgang mit “schwierigen” Menschen oder mit Menschen in “schwierigen” Lebensphasen in anderen Kulturen zeigt, stellt die abendländische Version der Psychopathologie eine ungewöhnliche, unökologische Einschränkung des Verständnisses von Dysfunktionen dar.

2.2. Pathopsychologie

Dieser auf Praxis ausgerichteten Wissenschaft und Technologie ist eine auf Erkenntnis orientierte Beschäftigung mit Dysfunktionen im psychischen Bereich entgegenzustellen, die uns hier primär beschäftigen soll. Sie wurde wiederholt etwa unter der Bezeichnung “Pathopsychologie” postuliert und betrieben, allerdings ist sie kaum als ein von der Psychopathologie und Psychiatrie separiertes selbständiges Feld in Erscheinung getreten. Die Bezeichnung ist wohl nicht überaus glücklich, weil der Wortstamm “pathisch” heute zu ausschliesslich mit Krankheit und Leiden verknüpft ist, obwohl ihr ursprünglicher Sinn auch mit Kommunikation und Leidenschaft (Pathos, Passion) zu tun hat.

Gültige Argumentationen für die Betrachtung und Analyse von dysfunktionalen Erscheinungen im Dienste der Erkenntnis psychischer Phänomene überhaupt, finden sich etwa bei Kurt Goldstein. Sein Buch von 1934 ist zwar in der gestalttheoretischen Tradition ein umfassender Vorschlag, die mechanistisch-naturwissenschaftliche Suche nach den elementaren Bestandteilen der Lebensvorgänge durch eine ganzheitliche Systembetrachtung zu ersetzen. Sein illustratives Material besteht aber zum grossen Teil aus Fallstudien und Experimenten an Patienten, insbesondere an Hirngeschädigten, das freilich mit einem breiten Wissen aus der allgemeinen Psychologie und der vergleichenden Psychologie der Arten und der Kulturen in Bezug gesetzt wird. Das Auftreten von Dysfunktionen ist für das Verständnis psychologischer Funktionen so etwas wie ein “Experiment”, dessen Bedingungen zwar nicht vom Experimentator eingerichtet und sauber kontrolliert werden können, das aber genau jenen Vergleich zwischen

speziellen und Kontrollbedingungen ermöglicht, den wir normalerweise in experimentellen Versuchsplänen durchführen. Goldstein geht also von pathologischen Erscheinungen aus, um Einblick in die sonst so hermetisch verschlossenen, so funktionell abgeschlossenen normalen Funktionen zu gewinnen. Seine Leitthese besagt, dass nicht selten eine Dysfunktionalität das System auf seine einfacheren, grundlegenden Strukturen zurückverweist. Pathologische Erscheinungen seien nur an der Oberfläche Kuriosa, die durch die Krankheit erst geschaffen würden, sie seien vielmehr gesetzmässige Abwandlungen normaler Vorgänge. Sofern man sie zu durchschauen versteht, entblößen sie die zugrundeliegenden Prozesse und Strukturen, "weil krankhaftes Geschehen an sich ein so wichtiger biologischer Vorgang zu sein scheint" (Goldstein 1934, S. 4).

Besondere, auffällige Veränderungen des Lebens und der psychischen Organisation wären es also, was den Pathopsychologen interessiert, allenfalls Kranksein, nicht Krankheit. Es ist nicht leicht, aus dem reichen Strom der psychopathologisch-psychiatrischen Traditionen solche Gesichtspunkte herauszulesen.

3. Gliederung der Psychopathologie

Hier kann keine Psychopathologie ausgebreitet werden. Es geht nur darum, daran zu erinnern, in welcher Weise die pathologischen Erscheinungen, einmal als solche diagnostiziert, verhältnismässig losgelöst vom allgemeinen Verständnis der psychologischen Funktionen gesehen, klassifiziert und behandelt werden. Ich möchte indirekt zeigen, dass eine ökologische Sicht von Dysfunktion eine recht andere sein müsste.

3.1. Phänomenologie von Dysfunktionen

Psychopathologie ist formell die Beschreibung und Klassifikation von anomalen Erscheinungen. Nun treten solche Erscheinungen in konkreten Personen und Verhältnissen eigentlich nie isoliert sondern stets in typischen Gruppierungen oder Komplexen. Eine entscheidende Frage ist nun allerdings, ob die Beschreibung auf der elementaren Ebene von *Symptomen* oder auf der komplexhaften Ebene von *Syndromen* erfolgen soll. Sind Syndrome Zusammensetzungen von Symptomen, oder sind Symptome Einzelaspekte von Syndromen? Welches ist die Ganzheit, die den Charakter ihrer Komponenten bestimmt?

3.2. Träger der Dysfunktionen

Als Träger aller Dysfunktionen wird in der traditionellen Psychopathologie stets das Individuum gesehen. Als Ausnahmen sind einige Versuche zu werden, welche einen relativen Übergang zu inter- oder überpersonalen Sozialsystemen. Am ausgeprägtesten hat das bisher in den verschiedenen systemischen Ansätzen Realisierungen gefunden, so etwa in den auf Familien bezogenen Deutungs- und Interventionsstrategien. Sie stossen freilich in der Realität rasch an Grenzen, da die Entwicklung gesellschaftlicher Ideologien und Institutionen (zB Rechtswesen, Arbeitsteiligkeit) immer noch in Richtung auf eine Zunahme der Betonung des Individuums geht. Auch ist alle Beschreibung von Dysfunktionen nur schwer aus ihrer scheuklappenartig auf das Individuum als Symptomträger orientierten Begrifflichkeit und Methodik herauszuführen.

3.3. Klassifikation oder Nosologie

Historisch entstanden so verschiedenen Psychopathologien. Die im deutschen Sprachbereich vorherrschende ist noch heute stark von der Bewusstseinspsychologie des späten 19. Jh. geprägt und hat sich eher von speziellen Theorien oder Schulen wie der Psychoanalyse oder der “humanistischen” Psychologie beeinflussen lassen als von den Erkenntnis- und Begrifflichkeitsfortschritten der allgemeinen Psychologie. Ob dies mit Nutzen oder zum Schaden so ist, kann offen bleiben.

Man vergleiche damit den pragmatischeren Zugang der nordamerikanischen Psychopathologen, die mit ihrem Klassifikationshandbuch sich weltweit durchgesetzt haben, damit praktisch sämtliche epidemiologischen Untersuchungen in einer bestimmten, Vergleiche ermöglichenden Weise vorbestimmen, aber dabei ein Beschreiben und Aufnehmen der kulturellen Vielfalt von Anomalitätserscheinungen praktisch verunmöglichen.

3.4. Diagnostik

3.5. Epidemiologie

3.6. Ätiologie

Wenn die Dysfunktion eine solche des Individuum ist, dann ergeben sich für die Verursachung zwei Möglichkeiten. Entweder ist die Ursache dem Individuum immanent und damit organischen Ursprungs (Erbfaktor oder Stoffwechselproblem) oder sie liegt ausserhalb in der Umwelt und ist entweder im Lauf der Entwicklung auf irgendeine Weise intern wirksam geworden (Psychogenese) oder ist aktuell wirksam (soziale, toxische etc. Faktoren). Es ist gewiss so, dass sich in den letzten Jahrzehnten interaktive Betrachtungsweisen theoretisch weitgehend durchgesetzt haben; aber die praktischen Vorgehensweisen bei Diagnose und Intervention tragen dem nur wenig Rechnung.

3.7. Intervention

Massnahmen, die sich auf die (Wieder)herstellung von “normalen” Zuständen richten, gehören, streng genommen, nicht mehr zur Psychopathologie, sondern zur Psychiatrie, Psychotherapie und anderen Gebieten, die teils der Medizin, teils anderen Bereichen zugerechnet werden. Sie werden nicht hier, sondern unter dem Praxisaspekt (XI) besprochen. Immerhin ist hier erwähnenswert, in wie geringem Ausmass im allgemeinen die therapeutischen Vorgehensweisen auf die psychopathologischen Beschreibungen, Klassifikationen und Ursachenzuschreibungen bezug nehmen.

3.8. Prävention

4. Politik der Normalität

Es scheint, dass auffällige Veränderungen psychischer Funktionen sehr bereitwillig mit negativer Bewertung und in unserer Zivilisation seit bald 200 Jahren überaus rasch mit der Kategorie “Krankheit” markiert werden. Was hat das für einen Sinn? Denken wir uns unterschiedliche Formen der Verwirklichung psychischer Systeme, als Abweichung als eine Möglichkeit der Einführung von Variation in eine Evolution von sozio-psychischen Gegebenheiten, so muss die

Krankheitskategorie als eine sehr spezielle Interpretation erscheinen. Zunächst hat die negative Bewertung eliminativ-selektiven Charakter. Wer als Individuum gezeichnet und an den Rand des gesellschaftlichen Stroms abgedrängt wird, dürfte sowohl in der Entwicklung des Genpools wie in der psycho-kulturellen Entwicklung wenig Einfluss haben. Wird die negative Bewertung solcher Individuen mit einem kurativen oder präventiven Krankheitskonzept gekoppelt, wie das heute in unserer Zivilisation der Fall ist, so sind die Wirkungen komplexer, laufen aber wohl überwiegend auf eine stärkere Betonung der Variation bzw. eine Verminderung der eliminativen Selektion hinaus. Während sich der genetische Selektionsdruck vermindert, wird der kulturellen Vielfalt paradoxerweise gleichzeitig viel Raum gegeben und doch zugleich eine normativer Anspruch hochgehalten.

Ich versuche im folgenden, anhand ausgewählter Positionen solche Instrumentalitäten des Umgangs mit Anomalie in psycho-sozialen Systemen mehr zu illustrieren als zu analysieren. Norm ist so gesehen in erster Linie ein Teil der Selbstdefinition einer Gesellschaft. Sie wird sich mit den Bedingungen ändern müssen, wenn eine Gesellschaft Bestand haben soll. In einer pluralistischen Gesellschaft wie der unseren ist es nicht leicht, unter den vielen, sich gegenseitig sowohl unterstützenden wie konkurrenzierenden Normativitäten die wesentlichen Grundmuster auszumachen und ihre aktuelle Entwicklung zu verfolgen. Hinterher kann man die Linien immer sehr viel besser erkennen, so dass eine historische Betrachtung des Problems in Ergänzung der kulturvergleichenden Betrachtung sehr viel Aufschluss bringen kann. Aber man sollte nicht vergessen, dass es sich hier um Deutungsversuche handelt, die ihrerseits stets wieder Bestandteile von Positionen sind. Und selbst wenn sie nicht als solche intendiert sind, werden sie von anderen Parteien als Unterstützung ihrer Linie reklamiert und adaptiert.

4.1. Foucaults These vom verweigerten Dialog: Psychiatrie als Herrschaftsform

Die Konstituierung des Wahnsinns als Geisteskrankheit am Ende des 18. Jh. trifft die Feststellung eines abgebrochenen Dialogs... Die Sprache der Psychiatrie, die ein Monolog der Vernunft über den Wahnsinn ist, hat sich nur auf einem solchen Schweigen errichten können.

Michel Foucault, Wahnsinn und Gesellschaft, S.8

Geisteskrankheit als eine Form der Normverletzung ist nicht notwendig nur Krankheit, sondern zunächst einfach Abweichung. Was Abweichung heisst, was ihre Bedingungen und Folgen sind, bedarf deshalb einer Untersuchung und Perspektive, die über die Phänomene der Psychopathologie weit hinausreicht. Diese These ist wohl bezüglich Geisteskrankheit zuerst in aller Deutlichkeit von Foucault (1961) formuliert worden. Er entwickelte sie teils aus einer Geschichte des Wahnsinns, mehr noch aus einer Geschichte der Vernunft, "jener hochmütigen Haltung, die den Wahnsinn schweigen heisst, aus dem öffentlichen Leben verbannt und jeden Dialog verweigert" (Marti, U. (1988) Michel Foucault. München, Beck. S. 16). Nach Meinung Foucaults ist über die Auskünfte der Psychopathologie über den Wahnsinn kein Verlass, da sie sich zu seinem Komplizen gemacht habe, da sie aus den Wahnsinnigen ihre Existenz begründe.

In der Tat ist das Aussondern der Verrückten eine meistens (anderswo und bei uns früher) mit mehr Zurückhaltung als heute hier geübte Praxis. Erscheinungsweisen des Narrentums im Mittelalter (Narrenfeste, Narrentage, Narrengerichte, Narrenherrschaft, Narrenpäpste, Narrenfreiheit, Hofnarren etc.) wurden seit Reformation und Aufklärung massiv unterdrückt bzw. in volkscundliche Oasen (Fasnacht) abgedrängt. Als entscheidend sieht Foucault die cartesiani-

sche Wendung zur Rationalität. Wenn alles Denken auf das denkende Ich abstellt, dann darf der Wahnsinn nicht mehr eine komplementäre Erfahrung sein sondern bloss noch fehlende Vernunft, ein Defizit. Explizit verweist Descartes im Zusammenhang mit der “Cogito”-Formel auf die inakzeptable Alternative des Wahnsinnigen, der sich seiner Identität nicht sicher sei.

Konkret werde das Aussondern in der Praxis der Internierung fassbar, in Paris seit 1656 durch königliches Dekret zur Gründung des “Hôpital général” üblich geworden und allmählich sich ausbreitend, im 20. Jh. nahezu weltweit gängig. Foucault versteht die nahezu unbeschränkten Befugnisse der damaligen Anstaltsdirektoren zur Verfügung von physischen und moralischen Zwangsmassnahmen als Verlängerung des königlichen Arms, um alle gefährdeten Untertanen in ein sicheres Autoritätsverhältnis zurückzuführen. In der Tat war die Definition der Geisteskrankheit eine Sache des Rechtswesens (juristisch unfähige Subjekte bzw. Störer der sozialen Ordnung, dh eigentlich Verlust der Menschlichkeit oder Rückfall in die Animalität), bevor sie nach der Revolution bis gegen die Mitte des 19. Jh. im Namen von Barmherzigkeit zu einer pädagogischen und medizinischen Unternehmung geworden ist, die den Aspekt der Entmündigung bis heute weitgehend mitgenommen hat. Der Irre wird jetzt zwar nicht mehr aus dem Reich der Vernunft verbannt, wohl aber sei in ihm die ursprüngliche Vernunft verschüttet; sie müsse befreit und der allgemeinen gesellschaftlichen Vernunft wieder zugeführt werden.

Foucaults Sicht hat naheliegenderweise recht heftige Kontroversen ausgelöst. Innerhalb der einschlägigen Disziplinen ist sie oft allzu einfach als Antipsychiatrie aufgefasst und dann je nach Standpunkt global verworfen oder angenommen worden. Etwas differenzierter urteilt Dörner (1969), indem er auch auf die emanzipatorischen Möglichkeiten der Aufklärung verweist. Er erzählt zwar eine ähnliche und in den Fakten umfassendere Geschichte, setzt freilich anstelle der zu Recht kritisierten Eindimensionalität von Foucaults Sicht seine eigene marxistische Perspektive.

4.2. Antipsychiatrie als Emanzipation des Individuums

[vgl. die wenigen Bemerkungen oben unter 1.2]

4.3. Das kreative Potential der Abweichung

[Auch das müssen Sie sich selber ausdenken!]

LIT Path

- American Psychiatric Association (Ed. 1984) *DSM III – Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen*. Weinheim, Beltz
- Bash, K.W. (1955) *Lehrbuch der allgemeinen Psychopathologie*. Stuttgart, Thieme.
- Bertalanffy, L.v. (1974) *General Systems Theory*. New York, Braziller.
- Costello, C.G. (Ed. 1970) *Symptoms of Psychopathology – a handbook*. New York, Wiley.
- Dörner, K. (1969) *Bürger und Irre*. Frankfurt, Suhrkamp.
- Foucault, M (1961) *Wahnsinn und Gesellschaft*. Frankfurt, Suhrkamp, 1969.
- Goldstein, K. (1934) *Der Aufbau des Organismus*. Den Haag, Nijhoff.
- Jaspers, K. (1913) *Allgemeine Psychopathologie*. Berlin, Springer, 9. Aufl. 1973
- Keupp, H. & Rerrich, D. (Ed. 1982) *Psychosoziale Praxis. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*. München, Urban & Schwarzenberg.
- Luria, A.R. (1973) *The working brain*. London, Penguin.
- Sacks, O. (1987) *Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte*. Reinbek, Rowohlt.
- Szasz, T.S. (1961) *The myth of mental illness*. New York, Harper & Row.

XI. Nutzung der Psychologie — Psychologische *Praxis* oder was kann, soll, will man mit der psychologischen Konstruktion machen?

Es ist unter psychologisch Interessierten weitherum üblich geworden, das was Psychologen tun, an seiner *humanistischen Nützlichkeit* zu messen. Dementsprechend ist seit dem zweiten Weltkrieg an den Universitäten die Psychologie von einer leicht anrühigen Wissenschaft zwischen Philosophie, Physiologie und Soziologie und am Rande von Pädagogik und Psychiatrie sowie unter dem allgemeinen explosiven Wachstum des tertiären Bildungswesens praktisch zu einer Art Berufsschule innerhalb der geisteswissenschaftlichen Fakultäten geworden, ohne dass allerdings die dafür unentbehrlichen personellen und materiellen Voraussetzungen zur Verfügung stünden.

Zwar wurde man im Alltag als Psychologe schon länger als ein “Mediziner für die Seele” verstanden. Noch in den 60er Jahren war der Umgang mit Psychologen bei den meisten Gesprächspartnern von deutlichen Hemmungen begleitet; in den 80er Jahren ist diese zwar nicht verschwunden, das Auf-der-Hut-Sein vor dem Durchschaut werden hat sich aber mit einer unverhohlenen, bei manchen Leuten geradezu magnetischen Faszination komplettiert. Psychologie scheint überdies eine nützliche Sache geworden zu sein. Viele Menschen suchen in Büchern und Kursen psychologisches Wissen und Können zur Steuerung von sich selbst und von andern. Psychologen strömen zahlreich in dieses Gefälle ein. Beratungsstellen, Lebenshilfeangebote und einschlägige Artikel in Wochenendzeitschriften sowie ein Bücherboom vom Kiosk bis in den wissenschaftlichen Bereich florieren. In den meisten industrialisierten Ländern ist Psychologie zu einem der meistgewählten Studienfächer geworden.

Es entsteht zunehmend der Eindruck, dass der Normalmensch Psychologen und ähnliche Fachleute benötigt, um in der heutigen Gesellschaft sein eigenes, wirkliches Leben führen zu können. War ein Psychologe, der sich nützlich machen wollte oder musste, in der ersten Jahrhunderthälfte vorwiegend ein “Psychotechniker”, der diagnostische Dienstleistungen erfüllte, so setzte sich in den 70er Jahren der Spezialist für Beratung und Psychotherapie durch, teils für Hilfeleistungen bei psychischen Störungen oder Fehlentwicklungen, teils als Beitrag zur Maximierung von Systemeffizienz oder Selbstverwirklichung. In vielen Ländern sind in den vergangenen Jahren Psychologenberufe, insbesondere derjenigen des Psychotherapeuten, institutionell (zB im Gesundheitsgesetz) verankert worden. Über die akademischen Titel hinaus gibt es Berufszulassungsverfahren und gesetzliche Bestimmungen zur Anerkennung und Regelung praktisch-psychologischer Tätigkeiten. Man muss von einer eigentlichen *Professionalisierung des Umgangs mit der Psyche* sprechen, obwohl dem Vorgang im einzelnen viel Unklarheiten und Unsicherheiten anhaften.

Diese hier in kurzen Strichen skizzierte Situation um die Psychologie ist eine sozialhistorische Tatsache. Auch wenn man davon ausgehen kann, dass das Interesse an sich selber auch für andere Zivilisationsepochen charakteristisch gewesen ist, sind wohl das Ausmass dieser Beschäftigungen und der Investitionen von Zeit und Geld in “Psychologisches” beim gegenwärtigen “Psychoboom” durchaus ungewöhnlich.

1. Psychologische Praxis oder Technik als institutionelles Handeln

Nennen wir die berufliche, durch eine akademischen Ausbildung legitimierte Ausübung von Psychologie die *psychologische Praxis*. Es geht hier also um ein Handeln angesichts von konkreten Aufgaben oder Problemen, welches nicht von individuellen Subjekten als solchen ausgeführt wird, sondern von solchen *als Rollenträgern* innerhalb einer gesellschaftlichen Organisation vollzogen wird. Natürlich bedeutet dies nicht ein in jeder Hinsicht koordiniertes Handeln, sondern durchaus konkurrenzierende und evolvierende Praxis. Allgemein kann man also (pleonastisch) von *institutioneller oder institutionalisierter Praxis* sprechen, und man meint damit wohl stets einen irgendwie gearteten Bezug zur Institution Wissenschaft, weil in der abendländischen Gesellschaft das rational begründbare Wissen als jener überindividuelle Bezugspunkt gesehen wird, der in traditionellen Gesellschaften in religiösen und mythischen Denkformen gegeben ist. Das entscheidende Merkmal von institutioneller Praxis gegenüber individuellem Handeln ist sein öffentlicher Charakter: das Handeln von Rollenträgern bedarf einer anderen, eben überindividuellen Legitimation als jenes von individuellen Subjekten.

Im wesentlichen gibt es *zwei Grundmuster solcher überindividueller Legitimation*. Das eine ist der *Auftrag*, der durch Gruppenkonsens oder durch ein demokratisches Verfahren von der betroffenen Allgemeinheit erteilt (und kontrolliert) wird, bzw. die *Autorität*, die durch Anmassung und Duldung, durch Usurpation und Zwang oder durch Sieg unter rivalisierenden Anwärtern und mehr oder weniger freiwillige Anerkennung durch die Beherrschten entsteht. Das andere ist *Wissen und Können* oder gewissermassen der erfolgreiche Hinweis auf die Wirklichkeit und der Beweis, dass man mit dieser Wirklichkeit im Interesse aller umgehen kann. Wissenschaftlichkeit als Legitimation für gesellschaftliche Rollenübernahme ist verhältnismässig neu; das Prinzip allerdings ist alt, wie das Ansehen des Magiers, des Schamanen, des Weisen u.a.m. in den traditionellen Gesellschaften zeigen. In der Realität treten die beiden Legitimationsprinzipien natürlich in hohem Masse gemischt auf: dem Wissenden erteilt man bereitwilliger Aufträge und er gewinnt Autorität, und Autoritäten aller Art können oft lange vorgeben, dass sie wissen. Aber versteht sich wohl von selbst, dass psychologische Praxis nicht auf die Autoritäts-, sondern auf die Wissens- und Könnenslegitimation abstellen muss.

Es war früher üblicher, von *Anwendung der (Wissenschaft) Psychologie* (auf das Leben) zu sprechen. Das ist aber historisch und sachlich ungerechtfertigt, da psychologische Praxis wie die meisten akademischen Praxisfelder nicht nur älter sind als die einschlägigen Wissenschaften, sondern auch, weil zu ihrer Ausübung ein wesentlich breiteres Wissens- und Könnensfeld eingesetzt werden muss, als es diese Wissenschaft selbst erschliessen kann. Das hindert nicht, dass sich psychologische Praxis der psychologischen Wissenschaft zu ihrer gesellschaftlichen Legitimation bedient, obwohl sich dieser Bezug im wesentlichen auf die Ausbildungsphase beschränkt, und dass sich psychologische Praxis im Alltag oft eher aus einer Gegensatzbildung zur Wissenschaft versteht.

Wie immer man den Nutzungsbereich konzipiert und benennt, man kommt wohl um eine solche Teilung nicht herum. Schon W. Stern hat 1903 in der angewandten Psychologie einen "Versuch [gesehen], von der psychologischen Forschung Anwendungen auf andere Gebiete des Wissens und des Lebens zu ziehen". Nach H. Münsterberg, einem der Pioniere einer Nutzbarmachung wissenschaftlicher Psychologie um die Jahrhundertwende hat die "*Psychotechnik*", wie sie damals ehrlicherweise hiess, als "Psychologie im Dienste von Kulturaufgaben" definiert.

Die Vorbilder für all das sind zweifellos auch heute noch die *Ingenieursdisziplinen* als naturwissenschaftlich fundierte *Techniken* und die *Medizin* als biologisch begründete Technik oder Praxis. Etwas weniger einfach ist mit der *Jurisprudenz* als einer gesellschaftlichen Technik, welche nicht zur Herausbildung einer umfassenden Grundlagenwissenschaft beigetragen hat, sondern sich grundsätzlich auf viele akademische Disziplinen abstützt. Die *Politik* als eine

weitere und umfassendere Praxis der Organisation des Zusammenlebens hat, jedenfalls bis vor kurzem, noch weniger wissenschaftlichen Legitimationsbedarf gezeigt.

An solchen Beispielen sollte man sich vergegenwärtigen, dass die meisten traditionellen auf Materie, Leben und Gesellschaft bezogenen Handlungssysteme älter sind als die einschlägigen Wissenschaften und auch heute noch eine gewisse Selbständigkeit aufweisen, also eher mit ihnen in Wechselwirkung stehende, parallele Sozialsysteme als Wissenschaftsanwendungen sind. Die eher neueren sozialwissenschaftlichen Praxissysteme stehen allerdings in einem sehr komplexen und noch wenig analysiertem Spannungsfeld zwischen meist mehreren Wissenschaften und der Alltagswirklichkeit. Man denke etwa an die nationalen und internationalen Wirtschafts-Lenkungssysteme, an die Orts- und Raumplanungsdisziplinen, an gesellschafts- und sozialpolitische Analyse- und Vollzugssysteme oder an alles durchdringende Kommunikationspraxis in modernen Gesellschaften. Sie sind idR in wesentlich höherem Mass als die traditionellen "Praxissen" durch überdisziplinäre Problemlagen gekennzeichnet, so dass sie zwingend auf der Basis von Kenntnissen und Techniken aus verschiedenen Wissenschaften operieren müssen. Weder die Forschungsorganisation noch gar die Ausbildungsinstitutionen tragen diesem Umstand ausreichend Rechnung.

Ein Überblick über die Vielfalt institutionell begründeten Handelns macht aber deutlich, dass wir uns eine Unterscheidung zu eigen machen sollten, welche ich an den Ausdrücke Praxis und Technik festmachen möchte. Beide Begriffe beziehen sich auf das begründete Handeln. *Praxis* ist der weitere Begriff und meint das aus der Erfahrung und dem darauf aufbauenden Denken, Vorstellen, Folgern, Planen etc. überhaupt heraus erfolgende Handeln. *Technik* ist der engere Begriff und zielt auf Vorgehensweisen, Massnahmen, Einrichtungen, die als solche eine bestimmte, spezifizierbare Grundlage in wissenschaftlicher Erkenntnis haben und gewissermassen deren Nutzenanwendung auf eine abgrenzbare Problemlage oder Zielsetzung darstellen. Nicht übersehen sollte man auch die Rolle, welche bei der Konstituierung solcher Disziplinen, der nutzungsorientierten wie der grundlagenschaffenden, der gesellschaftsstrukturierenden Rolle von beruflichen bzw. berufsständischen Identitäten zukommt. Techniken konstituieren demnach Spezialistenberufe, Praxis Generalisten, die nie ganz sicher wissen, wozu sie eigentlich gut sind, und die aus Unsicherheit heraus dazu neigen, ein besonders scharf konturiertes Standesbild zu zeichnen, zu promulgieren und insbesondere zu verteidigen.

Welches sind nun die Folgen solcher Überlegungen für das Feld der Nutzenanwendungen von Psychologie, als von Wissen und Können bezüglich Menschen, die in ihren Umwelten handeln? Auf ihren einfachsten Nenner gebracht lautet die Frage: ist praktische Psychologie ein System von Techniken, die also als einzelne abgrenzbar sind und eine wissenschaftliche Begründung haben und deren Nützlichkeit dementsprechend gesichert werden kann, oder ist sie eine Praxis, bei der aus einem Fundus von systematisierten Erfahrungen in Form von Wissen und Können, Vermuten und Probieren zwar Handlungsempfehlungen gemacht werden können, deren Abgrenzbarkeit und Begründung im einzelnen aber unsicher, deren Nützlichkeit daher nur vage angegeben und nicht sicher von Situation zu Situation übertragen werden kann. Man kann die Frage auch so formulieren, dass man nach der Angemessenheit des Technik-Modells im Bereich psychologischer Aufgaben fragt.

Die Frage kann als grundsätzliche und als konkrete bezüglich der gegenwärtigen Verhältnisse gestellt werden. Wie sich psychologische Praxis unter den genannten Gesichtspunkten tatsächlich gibt, dürfte kaum eine einfache Antwort erhalten, sondern bedarf eingehender empirischer Tatbestandsaufnahmen. Dabei wäre nicht nur auf die Intentionen der praktisch tätigen Psychologien zu achten, sondern auch auf die Wirkungen, die ihr Tun tatsächlich ausübt. Das kann hier nicht geleistet werden. Ich bin aber persönlich der Meinung, dass weite Teile der psychologischen Praxis tatsächlich dem Technik-Modell folgen oder zu folgen versuchen. Um einer Antwort auf die grundsätzliche Frage näherzukommen, möchte ich vorschlagen, das Tun der Praktiker zu unterteilen und die Frage separat für die verschiedenen *Tätigkeiten, Absichten und Wirkungen* zu stellen.

2. Praktisch-psychologische Tätigkeiten und ihre Funktionskreis-Phasen

Ich gehe davon aus, dass psychologisch orientiertes Handeln wie jedes Handeln den Erkenntnissen der psychologischen Konstruktion entspricht und also psychologisch verstanden werden kann. Der Praktiker (wie der psychologisch begründete institutionell Handelnden im folgenden verkürzt genannt werden soll) ist demnach ein Mensch in seiner Umwelt. Es ist sinnvoll, seine Umwelt zu spezifizieren; das geht natürlich nicht in einem absoluten Sinne, sondern ist auf ihn als Praktiker zu beziehen. Und es ist ein Funktionskreis zu spezifizieren, dessen Aufbau in den Grundzügen aus Informationsaufnahme, aus Einbau des Inputs in seine kognitive Struktur und als Einbezug seiner gesamten kognitiv-motivationalen Befindlichkeit sowie als Informationsabgabe oder Handeln in diese Umwelt besteht. Die Erwartung ist, dass durch das Handeln des Praktikers in seiner Umwelt Wandel eingeleitet wird, wobei diese Umwelt natürlich auch von sich aus Änderungen unterliegt. Der Vorgang muss wohl prinzipiell als ein in der Zeit ablaufender verstanden werden, dh der Funktionskreis wird in der Praxis in bezug auf einen bestimmten Weltausschnitt wiederholt durchlaufen; Praktiker und vor allem sein Handlungsfeld werden eine Entwicklung durchlaufen.

Den *Praktiker* kann man hierbei als konkretes Einzelindividuum ansehen oder als verallgemeinertes Individuum; differentialpsychologische Unterschiedungen zwischen verschiedenen Praktikerindividuen oder -gruppen drängen sich auf; solche Gruppen werden oft als "Schulen" oder Strömungen bezeichnet. Schwieriger ist es, eine allgemeine Beschreibung der *Praktiker-Umwelten*, also der Situationen zu geben, welche für Tätigkeiten des Praktikers in Frage kommen. Es wäre zu einfach zu sagen: ein Mensch (Klient, Patient) mit einem Problem (Symptom, Unbehagen, Änderungswunsch). Nicht nur muss ja in diesem (typischen) Sprechstunden-Fall (Dienstleistung am Individuum) gemäss der psychologischen Konstruktion sofort und unvermeidlich die Umwelt des Klienten vom Praktiker in die Betrachtung mit einbezogen werden. Sondern es ist auch offensichtlich, dass Problemlagen von Klienten und die in deren Umwelten auftretenden Umstände nicht ganz einmalige sind, vielmehr sich so ungefähr wiederholen und gleiche oder ähnliche Lebensverhältnisse immer wieder in solchen Praktiker-Umwelten auftreten, beispielsweise Familien, Schulen, Betriebe, Wohnungen, Verkehrssystem, Arbeitsplätze etc. Man wird also auch diese Praxissituationen typisieren und gruppieren wollen, um nicht immer wieder von vorn anzufangen. Und nichts spricht dagegen, gar nicht von individuellen Klienten auszugehen, sondern Mensch-Umwelt-Einheiten ganz generell herauszugreifen und sie in psychologischer Hinsicht zu analysieren, zu bewerten und Vorschläge zu ihrer Veränderung zu machen.

Was immer nun diese Praxis-Situationen sein mögen, die Auseinandersetzung des Praktikers mit ihnen wird sich immer in Form eines vielfachen Durchlaufens des Funktionskreises "Weltaspekt — W — G — H — Weltaspekt" aufzeigen lassen. In Anlehnung an geläufige Prozessschemata des Problemlösens kann dabei ein Ablauf von Phasen unterschieden werden, wobei je unterschiedliche Akzentsetzungen auf der Eingangsseite, der Binnenverarbeitung und der Ausgangsseite unterschieden werden können. Die Phasen folgen sich vom Erfassen über das Verstehen, Erklären und Bewerten zum gezielten Praxis-Handeln oder Eingreifen.

2.1. Erfassen oder Beschreiben von Menschen in Situationen (zB. psychologische Diagnostik)

Allem Handeln muss ein Erfassen der Handlungssituation vorausgehen. Erfolgreichem Handeln muss notwendig ein adäquates Erfassen der Situation vorausgehen. Das muss nicht unbedingt eine aktuelle Wahrnehmung sein; mit Vorteil wird das Erfassen sich auf eine Reihe von Wahrnehmungen aus der Situation abstützen, aber ebenso sehr einen Komplex von Gedächtnisinhalten und kognitiven Weiterungen mit einbeziehen. Nach allem, was wir von der Wahrnehmung und allgemeiner von der Informationsaufnahme (einschliesslich jener Aspekte, welche im Zusammenhang der Sozialpsychologie behandelt worden sind) verstehen, werden wir dies für einen äusserst heiklen Vorgang halten. Man müsste meinen, die Aufbereitung der Psychologie für die Praxis müsste dieser für alles Weitere weichenstellenden Praxisphase eine ganz besonders intensive Anstrengung und Sorgfalt widmen. Dem ist wohl derzeit ganz und gar nicht so.

Zwar hat die psychologische Praxis im Zeitraum von etwa 1900 bis etwa 1970 in überwiegender Masse ihr öffentliches Bild durch die diagnostischen Verfahren (Tests) geprägt. Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, in welchem Ausmass um die Mitte des Jahrhunderts, insbesondere nach den praktischen Erfolgen in den Armeen des zweiten Weltkriegs, der psychologische Praktiker als *der* Fachmann für Diagnostik verstanden worden ist. Die Entwicklung und Standardisierung von diagnostischen Verfahren hat den grössten Teil der Kapazität der anwendungsorientierten Forschung auf sich gezogen (beispielsweise sind in den Jahren 1920 bis 1964 gegen 4000 Publikationen über den Rorschachtest erschienen, das dicke Handbuch von O.K. Buros über die psychologischen Tests gibt beredtes Zeugnis über die Flut von Methoden im Bereich der kognitiven Fähigkeiten), und eine Psychologin konnte kaum auf eine Anstellung hoffen, ohne Kompetenzen im Umgang mit oder zur Konstruktion von psychologischen Tests nachzuweisen.

Der Vorgang der Verdrängung dieser primären Anwendung von Psychologie durch solche im Zusammenhang mit Beratung und Therapie im Verlauf der Jahre von etwa 1960 bis 1980 kann hier nicht nachgezeichnet werden. Obwohl immer wieder das überholt Sein oder gar das Fehlen von entsprechenden Verfahren und Kompetenzen beklagt wird, fristet diese Phase in der Praxis und in der Ausbildung von Psychologen heute ein Randdasein.

Psychologische Tests sind aber nur der kleinste Teil dessen, was ich mit dem Erfassen und Beschreiben von Menschen in ihren Situationen meine. Gewiss gibt es Forschungsbereiche (Sprachpsychologie, Verhaltensbeobachtung u.a.) wo grosse Sorgfalt auf die gewissenhafte und sicherbare Feststellung von psychologisch relevanten Sachverhalten gelegt wird. Aber typisch scheint mir ein Missverhältnis in weiten Bereichen der psychologischen Forschung zu herrschen zwischen dem grossen Aufwand für die korrekte Verarbeitung von Daten und der Saloppheit in der Gewinnung der Ausgangsbefunde. Die Praxis ist damit auf die Alternative zwischen oft unbefriedigenden standardisierten Tests für sehr spezielle Erfassungsziele einerseits und dem weitgehenden Fehlen von Verfahren für allgemeine Verwendung andererseits verwiesen. Blicke in die Praxis bestätigen die Vermutung, dass viele Praktiker dazu neigen, ihre beruflichen Legitimationsinstrumente und "Fetische" der Jahrhundertmitte (ein kritischer Praktiker hat einmal von seinen abgegriffenen Rorschachtafeln als seinem Teddy gesprochen, der in seiner Praxis unverzichtbar ist wie dem Kind fürs Einschlafen) weitgehend auszublenden und dafür in die weitgehende Beliebigkeit des erfassenden Umgangs mit ihren Klienten zu verfallen. Obwohl es für das erste teilweise gute Gründe geben mag, ist das zweite entweder verhängnisvoll (auf dem Hintergrund des Anspruchs von Wissenschaftlichkeit) oder eine faktische Bankrotterklärung (weil der Unterschied zu nicht-professionellen Interaktionen ja dann entfällt).

2.2. Verstehen: in einen Zusammenhang bringen, Bedingungen und Folgen aufzeigen, zB Deuten

für sich selbst

Er wisse schon, was das sei, hat Augustinus von der Zeit gesagt, und beigefügt, man möge ihn nur bitte nicht darüber befragen. Gilt das nicht eigentlich von den meisten oder allen psychischen Erscheinungen? Mit ihrer Erfassung in einem diagnostischen Akt sind wir allerdings bereits in ein kommunikatives System eingetreten. Das grössere Problem wird dann sein, ob und inwieweit unser Code für die gemeinte Sache auf diese selbst verweist oder inwieweit sich der Code gewissermassen verselbständigt und nur noch als "leere Hülle" tradiert wird. Intelligenz, als kreatives Problemlösepotential gemeint, und die Intelligenztests als schlechte und rechte Indikatoren von Partialaspekten davon sind ein instruktives Beispiel für dieses Dauerdilemma.

für Andere

Erläutern

Nur was man mitteilen kann, hat man verstanden! Vielleicht ist das eine zu harte Forderung für das eigene Leben, aber sie muss ohne Abstrich gelten für institutionelle Praxis. Um eine Erscheinung herum Erwägungen anstellen, die Sache in einem Symbolsystem abbilden, das mehr als die Ausgangserscheinung selbst umfasst, ist der Einstieg in eine solche Perspektive.

"Erklären"

Damit meine ich das, was im praktisch-psychologischen Diskurs so häufig einem erleichterten "Aha!" vorausgeht. Man weist erläuternd auf einen möglichen Zusammenhang, eine mögliche Bedingung oder Folge der in Frage stehenden Erscheinung hin; diese erscheint, bevor man andere Zusammenhänge in Betracht zieht, wahrscheinlich und plausibel, und man deutet eine Möglichkeit in eine Wirklichkeit um und lässt alle weiteren Verstehensversuche. Beim Zuhören von sehr vielen psychologischen Erwägungen, beim Lesen von sehr vielen psychologischen Schriften wird man diesen Umdeutungsvorgang antreffen (man lese beispielsweise Texte von Freud unter diesem Gesichtspunkt).

Vorhersagen

Damit verweise ich auf die Übertragbarkeit des wissenschaftlichen Verfahrensprinzips auf die Praxissituation (und denke im Hintergrund die Nützlichkeit einer wissenschaftlich orientierten Bildung des idealen Praktikers mit): greife eine Erscheinung heraus – mach dir ein Bild davon mit den begrifflichen Mitteln, die du hast, dh stelle die Erscheinung in einen sinnvollen Zusammenhang – greife aus dem Bild einen Aspekt heraus, der nicht Bestandteil der Ausgangserscheinung war, aber im sinnvollen Zusammenhang wesentlich ist und für den du Erscheinungsweise aufzuzeigen hoffst, dh mache passende Vorhersagen – stelle solche zweiten, dritten, x-ten Vorhersagen aus deinem Zusammenhang auf die Probe und bestätige, modifiziere oder verwerfe so dein Bild aufgrund ihrer Erfüllung oder Nicht-Erfüllung. In dem Netz des Zusammenhangs wird die Ausgangserscheinung ihren Platz haben und der wird umso klarer, je mehr und je bedeutendere (im Netz an wichtigen Positionen stehende) Vorhersagen sich erfüllt haben. Verstehen machen heisst, dem andern die Einordnung einer Erscheinung in ihren Zusammenhang nachvollziehbar machen.

2.3. Erklären: Ursachen und Wirkungen aufzeigen, zB Vorhersagen können

- Theorie erfinden
- Theorie rechtfertigen
 - Vorhersagen auf die Probe stellen
 - Erscheinungen vorhersagen

2.4. Bewerten

- Verhüten
- Heilen
- Verbessern

2.5. Eingreifen (Intervention: Bewirkenkönnen, Vermeidenkönnen)

3. Praxis als Wertsetzung oder was wollen wir mit psychologisch begründetem Handeln erreichen?

Gegenüberstellung von zwei Modellen:

- A) *Sachwelt und Wertwelt sind untrennbar miteinander verbunden. —> Man kann keine Wissenschaft betreiben, ohne dass deren Erkenntnis demjenigen, der sie nutzt, seine Freiheit nimmt oder einschränkt.*
- B) *Wertneutralität von Wissenschaft: Sachfragen lassen sich von Wertfragen relativ trennen insoweit, dass zwar bei der Auswahl der Themen und Verfahren Wertentscheidungen impliziert sind, die gewonnenen Ergebnisse aber nur zum Nehmen oder Lassen angeboten werden bzw. eine Chance haben, mit den eigenen Wertsetzungen ihres Nutzers als Individuum oder als Institution eine neue Verbindung einzugehen. Dies müsste relative Freiheit begründen aber auch Zugehörigkeiten herausfordern. Pluralistische Gesellschaft, Unterschied zu geschlossener Gesellschaft, Unterschied zwischen absolutistischen Mythen (Religion) und relativistischen Mythen (Wissenschaft). Aber spätestens bei der Nutzung kommt man um die Verbindung von Sacherkenntnis mit Wertsetzung nicht herum. Psychologie als Erkenntnis von M-U-Systemen enthält nur sehr fundamentale (zB Menschenbild) aber keine detaillierten Wertsetzungen; für Praxis sind letztere nötig. Woher können sie kommen?*

3.1. Modelle der Nutzung von Psychologie

Schema: Zusammenfassung der Hauptgesichtspunkte

Verhältnis von Sachaus- sagen zu Wertaussagen	Nutzungsmodus (eine Emanzipationsdimension)	
	professionalisiert	verfügbar gemacht
vermengt (vorwissenschaftlich-anthro- pologisch)	Praxis („Schamane“)	„Seelsorge“ (FreundIn, Nachbarin, Onkel)
getrennt (empirisch-wissenschaftlich)	Konsultation („Experte“)	„Gebrauch“

3.2. Typen von psychologischer Praxis

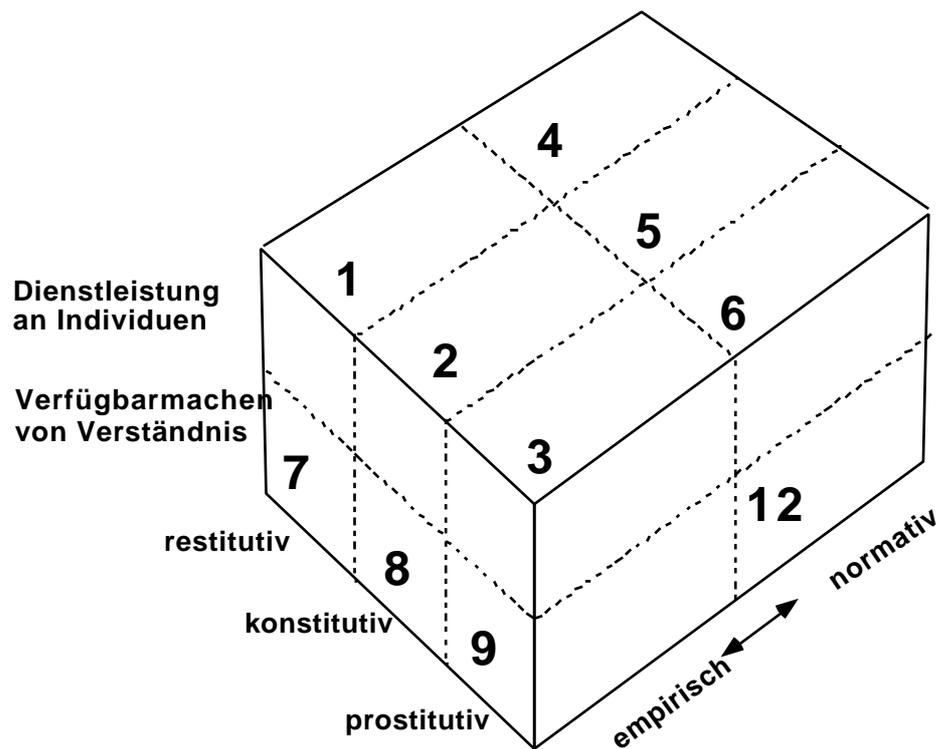


Abb. 9: Der "Nutzungsquader"

Die *Bewertungsdimension*

- empirisch
- normativ

Die *Entwicklungsdimension*

- konstitutiv oder konservativ: Bewahren, Verhüten
- restitutiv: Optimieren (Heilen)
- prostitutiv: Maximieren (Verbessern)

Die *Angebotsdimension*

- Dienstleistung an Individuen
- Verfügbarmachen von Verständnis

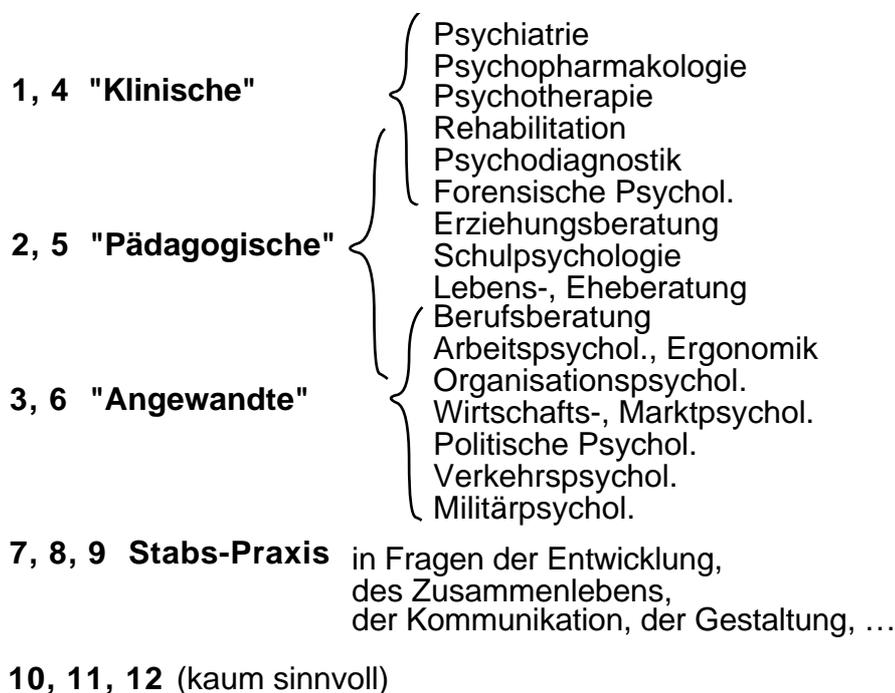


Abb. 10 Eine Zuordnung typischer Praxisbereiche auf den Nutzungsquader

4. Praxis als Wirkungen oder was kommt beim psychologisch begründetem Handeln heraus?

Während Unterkapitel 3 einen verhältnismässig normativen Betrachterstandpunkt einnimmt und meine Wertsetzungen in einen gewissen Gegensatz zu den vorherrschenden stellt, möchte ich in Unterkapitel 4 gewissermassen einen empirischen Standpunkt einnehmen. UK 3 fragt: was kann, soll sein, UK 4, was ist. UK 3 erzählt von Absichten und Plänen der Praktiker; UK 4 von dem, was ihnen vielleicht unter der Hand geschieht. Von der Möglichkeit, dass die Praktiker eines näheren oder fernerer Tages erschreckt aufwachen und sagen: aber das haben wir eigentlich nicht gewollt: nämlich eine Gesellschaft von emanzipierten Menschen, die vor lauter Beschäftigung mit sich selbst sich selbst verloren haben.

LIT Prax

[völlig inadäquat!]

Miller, G. (19??) To give psychology away. *American Psychologist* xx, xxx-xxx.

Lang, A. (1975/78) Drei Kapitel in Pulver, Lang & Schmid (Eds.) *Ist Psychdiagnostik verantwortlich? Wissenschaftler und Praktiker diskutieren Anspruch, Möglichkeiten und Grenzen psychologischer Erfassungsmittel*. Bern, Huber, 467 S.

Lang, A. (1979) Stellungnahme gegen die Reglementierung der Psychotherapie aus der Sicht eines allgemeinen Psychologen und eines besorgten Bürgers. *Schweiz.Z.Psychol.Anw.* 38(4) 290-299.

Lang, A. (1980) Gegen die Funktionalisierung des Existentiellen. *Bulletin der Schweizer Psychologen*, Juli 1980, 49-52.

XII. Rückblick — was charakterisiert diese fragende Psychologie von aussen im besonderen?

Die bis jetzt (Juli 1990) vorliegenden Kapitel sind nicht nur oft fragmentarisch; sie leiden auch darunter, dass im Lauf der Ausführung, besonders im Vergleich der Allgemeinen Psychologie der früheren Semester und der jetzt ausgeführten Kapitel der Speziellen Psychologie, eine Entwicklung stattgefunden hat, die noch nicht genügend konsistent sichtbar werden konnte. Mein Text ist möglicherweise von einem Schwanken zwischen zwei Zielsetzungen beeinträchtigt: wollte ich ursprünglich nur ein Lernbuch zur Gesamtheit der Psychologie unter besonderer Akzentsetzung auf das Ökologische (das Geschehen in Mensch-Umwelt-Systemen anstatt das Verhalten von Organismen betonend), kam seit etwa einem Jahr mit zunehmender Sicherheit die Idee dazu, dieses Geschehen in M-U-Systemen semiotisch, dh als triadischen Zeichenprozess zu verstehen. Es fehlt nun aber die Durchführung dieser Methode dort, wo sie sich in erster Linie bewähren muss, nämlich als Träger des Funktionskreises. Vielleicht erleichtert es das Verständnis ein wenig, wenn ich zum Abschluss ein paar wesentliche Merkmale dieser semiotisch-ökologischen Psychologie von aussen zusammenstelle und selektiv besonders dort kommentiere, wo die bisherigen Kapitel wenig sagen.

1. Semiotisches

Einiges über Semiotik findet sich in Kapitel III.4.1.1 (welches besser 4.2 hiesse). Obwohl im Zusammenhang mit Sprache entstanden und entwickelt, vermag die Semiotik besonders gut zu zeigen, dass Sprache ein Spezialfall von internen und externen Strukturbildungen und damit vollzogenen Prozessen ist. Ich gehe davon aus, dass alle Prozesse, die wir mit Psychischem in Verbindung bringen, als Semiosen verstanden werden können. Die innerpsychischen Strukturen (G,...) genau so wie die externen Handlungsergebnisse und -bedingungen sind also Zeichen, welche der in III.4.1.2 skizzierten Zeichenlogik genügen. Für die psychologische Problemstellung scheint es mir nützlich, zwei Klassen von Semiosen zu unterscheiden, welche zusammen den Funktionskreis konstituieren und mithin alle weiteren darauf aufbauenden Betrachtungsweisen der Allgemeinen und der Speziellen Psychologie.

Den verallgemeinerten Wahrnehmungsvorgang (W) verstehe ich als **Intro-Semiose** mit der Weltoberfläche als *Referenz*, den wahrnehmenden und den weiterverarbeitenden perzeptiv-kognitiv-motivationalen Systemen als *Interpretanz* und dem (internen) Gedächtnis (G und zugehörige Binnenstruktur) als *Repräsentanz*. Das gesamte G von jedem Individuum ist also nichts anderes als ein komplexes und vielschichtiges System von Zeichen (im engeren Sinn) in ständiger Entwicklung. Dieses ist seinerseits, wie wir immer argumentiert haben, die Basis aller Verhaltensvorgänge (V,H,T), die als **Extro-Semiosen** die zweite Klasse der psychologisch verstandenen Semiosen. Hierbei entspricht das interne Gedächtnis (G mit Zubehör) der Referenz, die gesamten handlungsbezogenen und -vollziehenden Systeme (K, M, P, R, H,...) bilden die Interpretanz und das Verhaltensprodukt, sei es flüchtig wie bei Bewegung oder Sprechen, sei es überdauernd wie beim Werken, Gestalten, Bauen etc., erscheinen als Repräsentanz.

Intro- und Extro-Semiosen sind als zwei einander gegenseitig bedingende Phasen jedes Zeitdifferentials psychologischer Vorgänge zu betrachten. Die Psychologie macht nichts anderes als diese Semiosen in Einzelheiten zu beschreiben und zu verstehen versuchen. Betrachtungen in sehr kleinen Zeitdifferentials (Empfindungen, Operationen, Akte) sind ebenso möglich wie Betrachtungen zusammengesetzter Semiosen (Perzeptionen, Begriffe, Aufgaben, Pläne, Motivationen, Handlungen, Tätigkeiten, Lebensläufe etc.). In den Konzepten der Se-

miotik hoffe ich über ein Basiskonzept für alles Psychologische zu verfügen, welches eine ähnliche Rolle spielen könnte wie die Konzepte von Raum, Zeit, Masse und der Kräfte für die Physik oder das Konzept der Elemente und ihrer Systematik (periodisches System) für die Chemie. Offensichtlich fehlt dergleichen bisher in der Psychologie. Semiose umfasst sowohl den Prozess- wie den Strukturcharakter der psychologischen Konstruktion; mit der Unterscheidung von Intro- und Extro-Semiose wird dem ökologischen Charakter psychologischer Systeme Rechnung getragen; dass Innerpsychisches und Extern-Kulturelles mit der gleichen Begrifflichkeit angegangen werden können, scheint mir ein grosser Gewinn. Obwohl in der Psychologie von aussen die beiden Phasen ein- und desselben semiotischen Funktionszyklus (I- und E-Semiose) nur begrifflich, nicht aber methodisch-operational separiert werden können (die psychologische Methode reicht immer von der Situationswirkung auf ein Individuum zur Weltveränderung durch das Individuum), gehen wir davon aus, dass alle Semiosen stets einen Prozess- und einen Strukturaspekt aufweisen; von I- wie von E-Semiosen bleibt etwas raumzeitlich Fixiertes übrig, welches mit Hilfe von anderen Semiosen sondiert und charakterisiert werden kann.

Ich greife drei vermutlich besonders wichtige Einsichten heraus, die ich als Folgen der semiotischen Denkweise sehe, und die im Vergleich zur traditionellen Psychologie folgenreiche Akzente setzen.

1.1. Das Ernstnehmen der Erkenntnis über Wahrnehmung

Wirklich ist nicht, was wir sehen, hören oder greifen, sondern was wirkt. Wenn unsere Wahrnehmung angesichts der Mannigfaltigkeit von an den Sinnesflächen wirkenden Bedingungen ein System von Einheiten produziert, so macht sich der empiristische Psychologe seine Aufgabe zu leicht, wenn er die im Erleben feststellbaren Einheiten (Gestalten) aus ihrer Korrespondenz zu einheitlichen Gebilden in der Welt draussen erklärt. Denn oft genug folgen die Einheiten nicht der Einteilung der Welt; und wenn das der Fall ist, dann ist ja nur eine von vielen möglichen Einteilungen der Welt – eine relativ oberflächliche – berücksichtigt, alle anderen sind ausgeblendet. Es hat wenig Sinn, diese Ebene der Einheitenbildung für besonders wichtig zu halten, weil physikalische oder geometrische Analyse sie ja als abgeleitet versteht und diese Einheiten ihrerseits grössere Ensembles oder Ganzheiten konstituieren. Wahrnehmung ist also Semiose, bei der die Interpretanz eine ebenso bedeutsame Rolle spielt wie die Referenz.

Mein Vorschlag zielt also darauf ab, die Grunderkenntnisse der Wahrnehmungspsychologie ernster zu nehmen als der verbreitete Physikalismus es tut, nämlich die Eigengesetzlichkeit der Wahrnehmung, und in der Folge die Gesamtheit der Einzelergebnisse der Wahrnehmungsforschung relativ zu werten als dies üblich ist. Das psychophysische Problem der Zuordnung von oder gar der einseitigen oder wechselweisen Verursachung zwischen Physischem und Psychischem entlarvt sich so als ein Scheinproblem. Das angeblich Physische wird in der angeblich psychischen Welt nicht abgebildet, sondern wahrnehmende Gebilde, die zugleich selbständig wie in ihre Umgebung eingebettet sind, finden oder bilden angesichts von Zuständen dieser Umgebung eigene Zustände, die sowohl ihre Verbundenheit mit der Umgebung wie ihre Eigenständigkeit darstellen. Peirce, der sich viel mit psychologischen Problemen befasst hat, hat sich denn auch als einen "objektiven Idealisten" verstanden, was den synthetischen Charakter seines Denkens verdeutlicht. Der Begriff der Repräsentation ist doppeldeutig: üblicherweise spricht man von der inneren (perzeptiv-kognitiven) Repräsentation im Sinne einer Abbildung der äusseren, materiellen Gegebenheiten; in der Semiotik steht Repräsentanz in einer völlig offenen Beziehung zur Referenz (Ikon, Index, Symbol) und meint also eher Stellvertretung als Darstellung. Zudem ist bedeutsam, dass kaum eine Referenz einer Intro-Semiose ausschliesslich eine einzige oder gar ausschliessliche Repräsentation findet; jeder Zeichenträger ist je nach Interpretanz mindestens zugleich als ein materieller Merkmalskomplex wie als ein oder mehrere Bedeutungskomplex(e) wirksam.

1.2. Existentialbeziehung, Genesereihe auf Ebene Information

Ich habe verschiedentlich darauf hingewiesen, dass wissenschaftliches Denken sich meines Erachtens dadurch gegenüber Alltagsdenken auszeichnet, dass es eine Erscheinung zwecks ihrer Erklärung nicht mit irgendeiner anderen Erscheinung plausibel-einsichtig oder empirisch-korrelativ oder experimentell-kausativ in Verbindung bringt, sondern gerade jene Erscheinungen oder Gebilde aufzuzeigen versucht, welche in der Bedingungs- und Wirkungskette notwendig vorausgehen und/oder nachfolgen. In der Ausdrucksweise von Kurt Lewin gesagt konstruiert Wissenschaft die Konditional-Genese ihres Gegenstandes. Das setzt voraus, dass die erklärungs- oder verständnisbedürftige Ausgangerscheinung und ihre aufgezeigten Ursachen, Bedingungen, Wirkungen oder Funktionen von Bestandteil ein- und derselben Genesereihe sind oder "existentiell auseinander hervorgehen". Nimmt man an, das Materielle und das Psychisch-Geistige seien zwei voneinander separate Welten völlig unterschiedlicher Existenz, so ist solche Wissenschaft unmöglich, weil das existentielle Auseinanderhervorgehen etwa einer Wahrnehmung aus einem Reiz oder einer Lokomotion aus einem Motiv ausgeschlossen wäre. Die monistische Reduktion des Weltverständnisses im Materialismus ist eine Scheinlösung, weil ja beispielweise eine perzeptive Diskriminationsleistung oder eine zwischenmenschliche Kommunikation (dh Informationsübermittlung), obwohl sie sich auf materielle Erscheinungen beziehen oder solche als Informationsträger benutzen, in keiner Weise materiellen Charakter aufweisen. Überdies hat der Begriff des Materiellen in der modernen Physik keinen Gehalt mehr.

Die Ersetzung der herkömmlichen Weltcharakterisierungen als materiell und/oder psychisch/geistig für die Zwecke der Psychologie durch semiotisch inspirierte Gebilde mit Zeichencharakter, die stets sowohl unter stofflichen, energetischen *und* formativen Gesichtspunkten beschrieben werden können und im Sinne der semiotischen Logik untereinander ein Wirkungsgefüge bilden, scheint mir alle diese Schwierigkeiten der herkömmlichen Psychologie zu vermeiden. Jede Repräsentanz ist durch Vermittlung ihrer Interpretanz mit ihrer Referenz existentiell verbunden, die drei Komponenten jeder Semiose bilden Kerne von Genesereihen. Da jede Repräsentanz ihrerseits Referenz für weitere Semiosen – mit einer enger oder weiter verwandten oder einer beliebigen anderen Interpretanz – darstellen kann, bilden sich semiotische Genesereihen aus, die genau die Lewin'sche Forderung erfüllen und in meinem Gefühl genau das ausmachen, womit sich die Psychologie befasst, nämlich insbesondere den formativen Aspekt der wechselseitigen Beeinflussung von Gebilden oder den Informationsaustausch.

1.3. Prinzip der partiellen, reflexiven Verdoppelung

Semiosen sind kommunikative und strukturschaffende Prozesse. Lässt man zu, dass ein und dasselbe Gebilde als Referenz für mehrere Interpretanzen zu unterschiedlichen Repräsentanzen ausgeformt wird und also in voneinander unterscheidbaren Gebilden manifest wird, so hat man den Verdoppelungsvorgang semiotisch dargestellt. Mit gedacht ist hierbei auch schon der Umstand, dass solche Tochtergebilde untereinander und mit ihrem Muttergebilde nicht nur nicht identisch, sondern auch nicht gleich sind; semiotisch verstandene Verdoppelungen sind also immer "partiell". Denn in semiotischen Systemen gibt es überhaupt keine echte oder identische Wiederholung, sondern allenfalls ähnliche oder vergleichbare Vollzüge; denn selbst wenn in zwei Semiosen gewissermassen die gleiche Interpretanz wirkt, kann es sich nicht um dieselbe handeln, weil sie durch die erste Semiose verändert worden ist. Gilt zusätzlich die Bedingung, dass Mutter- und Tochtergebilde untereinander semiotisch so in Beziehung treten können, dass eine dem Muttergebilde sehr nahe verwandte Instanz als Interpretanz für das Tochtergebilde als Referenz dient, so ist auch für die zweite Eigenschaft des Verdoppelungsprinzips, nämlich die Reflexivität, gesorgt (vgl. III.1.6 u.a.).

2. Ökologisches

2.1. Biologes, Psychologes, Soziologes als Betrachtungsebenen (nicht Sachklassen)

2.2. Kultur als Fortsetzung von Natur über Menschen

2.3. Die “concrete mind” Heuristik

3. Ethik

Eine Art Ehrlichkeit, die mehr derjenigen des Künstlers gleicht, der mit seiner Person dafür einsteht, was er tut, als derjenigen des Wissenschaftlers, der so tut, wie wenn an seine Stelle ein epistemisches Subjekt treten könnte, das ihm seine Verantwortung abnimmt.

3.1. Wissenschaft als Teil vom Leben als Teil der Natur

3.2. Menschenbild: Eigenheit und Zugehörigkeit als untrennbare Zwillinge

Eigenheit

Ein Menschenbild, das auf die Kette der natürlichen Strukturbildungen verweist, in welcher Gebilde aus ihrer Umgebung eine eigenartige Selbständigkeit erlangen. Sie ist freilich nicht absolut, schon gar nicht in der Individualität oder im sog. Geist.

Zugehörigkeit

Die Feststellung, dass wir ein Teil sind, undenkbar ohne unsere Einbettung, sei es in die Natur, in ein ökologisches System von lebenden Gebilden, in einen arteigenen Verband, in eine Generationenfolge, in ...

4. Nebenpunkte oder meine “Hobbies”

- Geringe Rolle des Bewusstseins beim Individuum, hohes Methodenbewusstsein beim Forscher
- Insistenz auf der kommunikativen Triade als existentieller Basis aller Psychologie
- Betonung des evolutiven Charakters von allen “psychischen” Erscheinungen
- Das psychologische Individuum als sein je eigenes Universum
- Balance zwischen der individuellen und der sozialen Existenz des Menschen
- Dialektik zwischen konkretem Prozessdenken und abstraktivem Strukturdenken
- Felddenken (Gestalt) vs. Elemente-und-Relationen-Denken (modernen Mechanik)
- Achten und Übersteigen der Disziplinengrenzen (systematischer Relativismus)
- Wissenschaft als eine sehr spezielle kulturelle Unternehmung: Deutungsangebot vs. Herrschaft
- Separieren von Wissenschaften und Techniken (Wertneutralität)
- Bedenken gegen psychosoziale Technologie (bei Akzeptanz ausgewählter Techniken)

5. Hinweise zur Verortung der semiotisch-ökologischen Psychologie

5.1. Vergleich mit Behaviorismus

Auf den ersten Blick könnte man die Psychologie von aussen als eine neue Variante des Behaviorismus von Watson, Skinner u.a. sehen. Dass dieser Blick täuscht, wird sofort einsichtig, wenn man sich einige Merkmale des Behaviorismus vergegenwärtigt.

Reaktives vs. eigentätiges System

Dem Behaviorismus liegt ein reaktives Menschenbild zugrunde. Der Mensch ist das Ergebnis seiner Konditionierungsgeschichte, eigentlich eine reaktive Maschine, entsprechend mechanistisch konzipiert. Die computerunterstützte moderne Version davon in Form kybernetischen Systemen ändert daran grundsätzlich nichts. Die Frage, woher die Sollwerte kommen und wie sie sie ihrerseits von übergeordneten Systemen bestimmt sind, findet keine Antwort.

Beliebigkeit vs. ökologische Bedingtheit des Aufbauprozesses

Einer der (Wunsch-)Träume behavioristischen Denkens war die Machbarkeit des Menschen durch Konditionierung (vgl. etwa Skinners utopische Phantasie *Walden Two* von 1961). Der semiotisch-ökologische Ansatz hingegen ist geprägt durch gestalthaftes Passungs- und Prägnanzdenken. Die Evolution von biologischen, individuellen und sozio-kulturellen System ist zwar auch ein Zufallsprozess, aber zu jedem Zeitpunkt stellen die bisherigen Errungenschaften mit ihrem Systemcharakter und die Bedingungen des ökologischen Gesamtsystems starke Restriktionen für den aktuellen Vollzug und erst recht für die längerfristige Entwicklung dar.

Rolle des bewussten Erlebens

Beiden Ansätzen ist gemeinsam, dass sie die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem bewussten Erleben für unmöglich halten. Im gemässigten Behaviorismus ist Mentales allenfalls als

Epiphänomen, dh als völlig redundante und daher irrelevante Zusatzerscheinung geduldet, in der SemÖkPsy Konstruktion wird es zwar als mögliches reflexives Sekundärsystem (R) konzipiert, allerdings wird seine direkte Zugänglichkeit für unmöglich beurteilt, die indirekte über Sprache für problematisch. In beiden Ansätzen spielt aber das persönliche Erleben des Forschers und der verbale Austausch darüber mit anderen Forschern zweifellos eine nicht zu unterschätzende heuristische Rolle.

5.2. Vergleich mit Naturwissenschaft

Moderne Naturwissenschaft arbeitet fast durchgängig auf der Basis einer materialistischen Ontologie. Entsprechend sind die meisten der wenigen Versuche des Umgangs etwa mit Erscheinungen des Lebendigen reduktionistisch angelegt und weite Teile der empirisch arbeitenden Psychologie folgen diesem Modell. Es ist aber offensichtlich, dass die auch in der modernen Physik und in Teilen der neueren Wissenschaftstheorie anerkannte relativierende Rolle des Erkennenden für den semiotisch-ökologischen Ansatz ausschlaggebend ist. Wissenschaften von komplexeren Systemen, bei welchen die insulierende Herausnahme von Teilsystemen deren Natur und Funktionsweise verändern kann und in aller Regel verändert, sind also bestenfalls Deutungsangebote, in Konkurrenz mit Deutungen von anders angelegten Ausschnitten aus derselben Wirklichkeit. Ihre Güte (und wohl auch ihre letztendliche Nützlichkeit) steigt und fällt jedoch mit der Angemessenheit der jeweiligen Teilsystem-Insulierung.

Psychologie kann keine Naturwissenschaft im klassischen Sinn sein, obwohl sie mit Vorteil einige ihrer lenkenden Prinzipien übernimmt; andere muss sie verwerfen. Sie ist aber durchaus in meinem Verständnis eine Wissenschaft (engl. "Science", üblicherweise übersetzt mit "Naturwissenschaft") in einem moderneren Sinn, insofern sie ausgeht von vorkommenden, angetroffenen Erscheinungen und diese, um sie zu verstehen, nicht nur analysierend zergliedern, sondern auch in einen unfassenderen Zusammenhang einbringen muss. Überdies müsste sich Psychologie, mehr als sie dies tut, mit den Erzeugnissen des Handelns befassen, so dass man sie ebensgut und gleichzeitig als eine Geistes- oder Kulturwissenschaft bezeichnen kann.

5.3. Vergleich mit Geisteswissenschaft

"Geisteswissenschaft" ist ein Sammelname für eine sehr heterogene Gruppen von wissenschaftlichen Disziplinen, die je nach der Akzentsetzung ihren Kern im Denken des Menschen (Rationalität) oder in seinen kulturellen Produkten (Kultur) und ihrer Geschichtlichkeit sehen. Ich verstehe Natur- wie Geisteswissenschaft als Errungenschaften der Aufklärung, deren Hauptthemen als die Verselbständigung des Individuums (—>persönliche Würde) und die Verselbständigung der Methode (res cogitans als Subjekt von Objekten wie res extensae et cogitantes) gesehen werden können.

Das epistemische Subjekt oder Bewusstsein wurde so zur notwendigen Voraussetzung von Erkenntnis deklariert und damit die menschliche Erkenntnis von aller anderen Erkenntnis abgetrennt und als einzige klare und distinkte propagiert. Der darauf aufgebaute Rationalitätswahn (!) hat mit seiner erbarmungslosen "trennungsllogischen" Kategorialität über die naturwissenschaftliche Methodik die Technikentwicklung ermöglicht und den Menschen auf eine andere Weise als die frühere Religion in einen mehr- und einen minderwertigen Teil, in das gute Denken und die störenden Gefühle, gespalten und ihn überdies wohl ähnlich stark in entpersönlichte externe, nämlich technische und rechtliche Steuerungssystem verstrickt, wie er vordem in naturnahe und personenbezogene und mythengetragene, in aller Regel stark interaktive Gruppenprozesse eingebunden gewesen ist.

Die Geisteswissenschaften sind unvermeidlich Teil dieser Entwicklung. Ihre Kulminationen in der Rationalität von Philosophie und Recht und wenigstens teilweise in den theologischen

Exegesen und den sprachanalytischen Disziplinen haben in den reflektiven Bemühungen um literarische, künstlerische und historische Gegenständen kaum ein ernsthaftes Gegengewicht erfahren. Die fast völlige Blindheit für die biologischen Grundlagen auch heute noch in den meisten Geisteswissenschaften wirkt sich immer wieder einen einem der naturwissenschaftlichen Fortschrittsgläubigkeit analogen Machbarkeitswahn des Menschen auf der Basis von Logik und Kalkül aus. Nicht nur die Verrechtlichung der Gesellschaften, sondern auch die dem Konzept der künstlichen Intelligenz zugrundeliegende Meinung, der Mensch sei im wesentlichen Erwartung ein noch nicht ganz perfektionierter Computer, sind direkte Folgen dieser Verabsolutierung der Vernunft.

Die Psychologie steht gespalten mitten in diesem cartesianischen Nachlass-Trümmerfeld. Ihr Nutzungsanspruch und -versprechen im Verein mit den anderen technologischen Entwicklungen und dem öffentlichen Legitimationsanspruch verweisen sie eher auf die naturwissenschaftliche Seite; ihr Anstrich von Luxus, von Musse, von Innerlichkeit und auch ihre Affinität mit der Individualisierungsneigung sind eher geeignet, sie in den geisteswissenschaftlichen Bereich zu steuern.

Die semiotisch-ökologische Psychologie verstehe ich als einen Versuch, über Spaltungen wie denjenigen zwischen Vernunft und Affekt, zwischen Natur und Kultur, zwischen Mensch und Welt hinauszukommen.

Stichwortverzeichnis

- Allgemeine Psychologie 13, **17**, 125
- Anomalie 127ff
- Anpassung 108
- Anthropologie 12
- Antipsychiatrie 130
- Attribution 69
- Aufmerksamkeit 26
- Aussenstandpunkt 2, **51**, 147
- Autonomie 17, 19, 36, 73, 150
- Bedeutungen 2, 28, **44**, 56, 65, 73f, 77, 78, **80f**, 86, 149
- Biologische Psychologie **93**
- Diagnostik **121**, 125, 141
- Differentialpsychologie 125, **117**
- Differenzierung 108, 119
- Dysfunktionalität 127
- Eigenheit 150
- Einstellung 67
- Emotion 25
- Enkulturation 69
- Entwicklung 90, 125
 - Begriff 101
 - Funktionen 102
 - Gerichtetheit 104
 - Zielbestimmtheit 104
- Entwicklungsbedingungen 109
- Entwicklungspsychologie **101**, 124
 - Aufgaben 113
- Entwicklungsverlauf 106
- Erkenntnistheorie 3, 6
- Erleben 2, 33, 38ff, **41ff**, 48, 95, 148, 151
- Evolution 95, 99, 102, **109f**, 151
- Existenzfrage 4
- externe Erkenntnis- und Handlungsstruktur 86
- Fähigkeit 123
- Fantasmus 86
- Formation 5
- Forscher 2, 4
- Fragen 1, 9-15
- Fragen zu
 - Absicht 11
 - Bedingung 10
 - Begründung 10
 - Funktion 11
 - Intention 11
 - Ursache 10
 - Wirkung 11
 - Zweck 11
- Freiheit 31
- Funktionalität 128
- Funktionsfrage 6
- Funktionskreis **13**, 140, 147
- Gedächtnis 20, 147
- Gehirn 97
- Gemeinschaft 79
- Genom 110
- Gestalttheorie 52
- Grenzbedingungen 59
- Gruppen 68
- Handeln 21, 85
- Handlungsfeld 85
- Identität 35, 89
- Imagination 48
- Individualität
 - in der Sache 119
 - wahrgenommene 118
- Individuum 72, 117, 152
- Information 5, 12, 36, 67, 73, 87, 90, 93, 95, 128, 140, **149**
- Interaktion 67
- Klassenbegriff 118, 121
- kogn. Struktur 10, 22, 25
- Kognition 22
- Kommunikation **42f**, 45, 55, 65, 67, 79, 131, 142, 149
- Konditional-Genese **10**, 104, 149
- Kultur
 - als Handlungsfeld 84
 - Begriff 78
 - Definition 78, 80
 - Einteilungen 81
 - Prozess 81
 - Struktur 81
- Kulturpsychologie 56, **77**, 82
 - Fragestellung 84
 - vergleichende 83
- Kulturvergleich 83
- Lebensraum 52
- Leib-Seele-Problem 5, 51, **94**, 96, 153
- Leistung 123
- Lernen 24
- M-U-System **51**, 81, 112f, 127, 143, **147**
- Menschenbild 2, 31, 79, 125, 130, 143, **150**
- Merkmale 121
- metastabiles Fließgleichgewicht 128

- Methode 9
 Attribution 70
 Differentialpsychologie 122
 Kulturvergleich 83
 Umweltpsychologie 58
 Morphologie 97
 Motivation 25
 Mythos 86
 Natur–Kultur–Frage 79, 83
 Normalität **129**
 Objektivität 7, 54
 Ökopsychologie **51**, 53
 Ontogenese 102
 Ontologie 4
 Pathopsychologie **127**, 131
 Persönlichkeit 26, 59
 Personmerkmal 123
 Physiopsychologie 98
 Präferenz 35
 Pränanz 108, 151
 Praxis **137**
 Psychiatrie 131, 134
 Psychoanalyse 40
 Psychologie 12
 Allgemeine 17-28
 Biologische 93-99
 Definition 12
 Differenzielle 117-126
 Entwicklungspsychologie 101-116
 interkulturelle 85
 Kulturpsychologie 77-91
 Nutzung 144
 Ökopsychologie 51-57
 Pathopsychologie 127-136
 Praxis 137-146
 Reflexivität 35-48
 Sekundärsysteme 31-49
 Semiose 147
 semiotisch-ökologische 2
 Sozialpsychologie 65-75
 Umweltpsychologie 58, 63
 von aussen 2, 51, 147
 von innen 51, 86
 Psychologische Ökologie 53
 Psychopathologie 127
 Psychophysiologie 97
 Reduktionismus 5, 73
 Reflexivität **31**, 35ff, 40, 48, 150
 Regelmäßigkeit 31
 Repräsentation 17ff, 24, 35ff, 43, 55, 60,
 74, 118, **148**
 Sekundärsystem 29, 37, 39, 43, 152
 Selbst 38ff
 Selektion 110ff, 127
 Semiotik 2, **44**, 81, 147
 Sozialisation 69
 Sozialpsychologie 56, **65**
 Themen 66
 Sozialverhalten 65
 Soziologie 65
 Sprache 27, 43, 48
 Stabilität 125
 Strukturbildung 87, 147
 Strukturierung 107
 Symbol 86
 Technik 138
 Territorialität 58
 Test 123
 Trägerprozess 5, 37, 56, **73f**, 95f, 110, 149
 Typenzugehörigkeit 120
 Umwelt 55
 Umweltpsychologie 52, 56, 58
 Variation 110, 112, 127
 Verantwortung 32
 Verdoppelungsprinzip 37, 39, 51, 73, 78,
 87, 105, **110f**, **149**
 Verhalten 21, 60
 Völkerpsychologie 77
 Wachstum 107
 Wahrnehmung 5, **19**, 72, 147, 148
 Wandel 103
 Welt an sich 54
 Weltbild 54
 Wesensfrage 6
 Wissenschaft
 deskriptive 9
 Determinismus-Annahme 7
 Ethik 4, 150
 explikative 9
 öffentlich 3, 4
 Pluralismus 1
 Wahrheit 8
 Wissenschaftstheorie 8
 Zeichen 7, 27, 28, 42ff, **46ff**, 73, 80, 81,
 147f
 Zufall 31, 151
 Zugehörigkeit 150
 Zuschreibung 67